Unterm Krummstab.

Unterm Krummstab.

In Zwing und Bann.

Roman

von

Robert Waldmüller.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Fleischer.
1858.

Jacob Grimm

als Zeichen dankbarer Verehrung

zugeeignet.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Im Benediktiner-Kloster.

Warum in der folgenden Erzählung von einem Kloster die Rede sein wird, ohne daß der Klosterabt dabei Berücksichtigung findet, das möge gleich hier im Eingange der nachstehende Brief erklären:

Mein freundlich nachbarlich dienst vnd grues zuvor. Ehrwürdiger geistlicher lieber herr vnd nachbar, ihr habt vs meinem jungsten schreiben ohne zweifel vernomen, wie daß ich vorhabens nechst komenden sontag etwelche Closterfrawen alhie weylen zu lassen weyl ich vnd die fraw Apptissin alhie aber euch dabey sonders gern haben vnd sehen wollten, gelangend unser beder sonder freundlichs vnd gepürlichs pitt, ir wellet morgen abent alhier erscheinen und solchem christlichen werkh neben andern beywohnen helffen, auch den Pfarrer bey euch zu Villingen dahin vermögen ob er auch mit hereingezogen were; daß stehet mir umb euch hinwieder freundlich zu erwidern vnd zu beschulden. Datum Fridenwyler den XXIV Augusti Anno MDL — —

Heinrich Graf von Fürstenberg, Hayligenberg und Werdtenberg."

Dieser Brief ward dem Abt von St. Blasien früh Morgens, als er in die Messe gehen wollte, von einem reitenden Boten überbracht.

Der Prälat ließ sogleich die nöthigen Veranstaltungen treffen, um nach beendigter Andacht sich auf den Weg machen zu können. Maulthiere wurden aufgezäumt, Mundvorräthe in Körbe gepackt, eine Anzahl Bücher aus der Klosterbibliothek zusammengetragen und mit ihnen ein Esel beladen. So setzte sich ohne langen Verzug der Abt mit seinem ebenfalls berittenen Gefolge in Bewegung.

Des Abtes Stelle pflegte während seiner häufigen Abwesenheiten ein Präpositus, im Volksmunde Probst genannt, zu versehen. Auch diesmal war damit der nämliche Ordensbruder betraut, der schon früher von Zeit zu Zeit den Krummstab geführt hatte. Da der Benediktinerobere gern eine Gelegenheit ergriff, um sich der Stiftssorgen zu entschlagen, so ward der Probst fast besser als der Abt in den Klosterangelegenheiten zu Hause. Dem Abt war das nicht fremd, und weil er solcher Art die beruhigende Ueberzeugung hatte, wenig vermißt zu werden, fügte er dem Ausfluge nach Fridenwyler eine weitere Ferienreise hinzu. Auf dieser traf ihn der Unfall, daß sein Maulthier in einem Anfluge übler Laune den Prälaten unehrerbietig gegen eine Weißtanne quetschte, was wiederum zur Folge hatte, daß dem Abte die Benutzung des Bades zu Pfeffers verordnet wurde.

Hier verweilte er mehrere Jahre und lebte nach dem Beispiele früherer Benedictineräbte und demjenigen des Ordensstifters selbst, den Wissenschaften und hauptsächlich

seinem Lieblingsstudium, der Geschichte. Auch in den folgenden Jahren blieb die rauhe Luft des Schwarzwaldes, von seinen gefälligen Aerzten als ihm nicht zuträglich bezeichnet, dem Abte ein Vorwand, um seine Abwesenheit zu verlängern. So kommt es, daß der Probst in einer ununterbrochenen Reihenfolge von Jahren das Oberhaupt des mächtigen Stiftes St. Blasien war, und daß von dem zu der Aebtissin und den „etwelchen Klosterfrawen" entbotenen Abte im Verlaufe der nachfolgenden Begebnisse nicht weiter die Rede sein wird.

Sein Vertreter, der Probst, war erst seit einigen Monaten in des Abwesenden Stelle gerückt, und an der Eiche im Klosterhof rauschte noch das nämliche, jetzt welke Laub, das dem Abte im Augustmonat „gute Tage auf Fridenwyler" nachgerufen hatte, als der Pförtner der Abtei, in später Winternachmittagsstunde, Wiehern, Pferdehufe und bald darauf den Klang des schweren Eisenringes an der Pforte der Klosterzugbrücke vernahm. Ein Blick durch's Schiebfenster ließ ihn denselben bärtigen Mann erkennen, welcher mehrmals im Laufe der nämlichen Woche beim Probst gewesen war, und von dem man sagte, er sei des Probstes jüngerer Bruder. Die Pforte öffnete sich knarrend, der Reiter schwang sich aus dem Sattel und schritt, den breiten Kremphut tief im Gesicht, über den Hof und durch den hallenden Klostergang auf's Refectorium zu. Während er sich dort am Kaminfeuer auf eine Holzbank streckte, und der schmelzende Schnee von seinen Pelzstiefeln auf den Estrich tropfte, meldete ein Klosterbruder dem Probste die Ankunft des späten Besuchs.

Der Probst war in seinem geräumigen Gemache nicht

allein. Ein hagerer Mönch mit schmaler Brust und etwas ungleichen Schultern stand dem Sitzenden gegenüber.

Die unterwürfige Haltung seiner schmächtigen Gestalt ließ die behagliche Fülle seines Vorgesetzten nur noch stärker hervortreten. Während der Probst mit einer langen zugespitzten Eisenstange nachlässig in den Kohlen des Kamins stöberte, gab der Mönch aus einer Pergamenttafel über dasjenige Bericht, was in Angelegenheiten der Abtei während des zu Ende gehenden Monats noch nicht zur Erledigung gelangt war.

„Der Lärm draußen," begann der Probst, nachdem die Meldung vorüber war, „verrieth mir schon, wer uns noch einmal in so später Stunde heimsucht. Wir werden uns kurz fassen. Zuvor aber komm' zum Schluß."

Der Bruder Hans sah auf seine Pergamenttafel: „Tettingen muß dem Gotteshause also folgende Zinse entrichten:

Zu Ostern: Eier
" St. Verenen: Hühner und Winterkorn
" " Gallen: Sommergut
" " Conrad: Schweine und Pfennige."

„Das kommt jetzt nicht in Betracht," fiel ihm der Probst in's Wort. „Es handelt sich um des Meyers Schuldigkeit. Wie oft ist er absetzbar? Wir müssen des Gotteshauses Bestes wahrnehmen. Irren wir nicht, so ist der Meyer vier Mal ab- und wieder einsetzbar, und alle Mal muß er dem Gotteshause sein bestes Rind abtreten."

„Der Meyer von Tettingen," erwiderte der Mönch, in die Tafel blickend, „ist eigentlich nur drei Mal ein- und

absetzbar. Das Register des früheren Rechnungsführers weist aber zwei Fälle nach, wo ein viermaliger Wechsel durchging."

„So veranstalte das Nöthige. Hast Du auf eine Klage gegen den Meyer gedacht?"

„Ehe der Meyer schneiden darf," versetzte der Mönch, „soll das Gotteshaus zwei Fuder Heu vorweggenommen haben. Wir hatten zur Zeit des Schneidens Regentage und ließen das feuchte Heu liegen, bis der Meyer es selbst holte. Das läßt sich jetzt gegen ihn wenden."

„Wohl, wohl." Der Probst nickte und schürte von Neuem in den Kohlen. „Was sagtest Du von den Mahlsteinen? Es ist besser auf zwei Beinen stehen, als auf einem."

„Die Mahlsteine hat der Meyer dem Müller zu liefern," antwortete der Mönch. „Es wird sich schon etwas gegen die Mahlsteine sagen lassen. Das Brod in Tettingen ist manchmal nicht zum Besten."

„Recht! wir haben Sorge zu tragen, daß den Gotteshausleuten gutes Mehl gemahlen werde, zumal wenn sich's um Pflichten des Meyers handelt. Du magst morgen unser Frühstücksbrod aus Waldshut gegen das braune Brod der Gotteshausleute legen. Der Meyer soll bessere Steine liefern, daß der Unterschied aufhöre. Will er's nicht, so ist er abgesetzt."

Der Mönch verneigte sich.

„Du sollst nicht immer Ja sagen," herrschte ihn der Probst plötzlich auffahrend an. „Du weißt, daß der Unterschied nicht an den Steinen liegt. Ist der Müller nicht mit dem Meyer verfeindet? Wir müssen den Müller vorschieben."

Der Mönch that, als habe ihn des Probstes unerwartete Zurechtweisung außer Fassung gebracht. „Es giebt immer Zwist zwischen ihnen," sagte er nach einer Weile mit halblauter Stimme. „Wenn der Meyer in den zwei Brühlen reichlich Wasser haben möchte, so läßt er die Schleuße oft den ganzen Sonntag aufgezogen."

„Und bis Mittag darf's er nur?"

„Geschrieben steht: von Samstag Feierabend bis Sonntag zum frühen Imbiß."

„Das paßt! Wie ist's beim Mahlen? Wird ihm nicht frei gemahlen?"

„Er zahlt nichts," versetzte der Mönch. „Wann der Meyer mit seinem Korn kommt, geht es allen Andern vor."

„Muß abgeschöpft werden?"

„Was über ein halbes Viertel Korn auf der Mühle ist, muß der Müller um Jenes willen abschöpfen."

„So gieb dem Müller zu verstehen, was er gegen den Meyer vorzubringen hat," sagte der Probst, „unter der Hand aber. Der Schaffner mag's ihm bedeuten, wenn wieder Mehl heraufgeschafft wird."

Der Probst lehnte sich in seinem mit Hirschfell benagelten Sessel zurück und schloß nach seiner Gewohnheit die Augen, indem die Rechte den Rubin am Zeigefinger hin- und herwendete. Der Mönch benutzte die Pause, um sich aus seiner demüthigen Stellung aufzurichten, in die er aber zurücksank, so bald sich der Probst bewegte. „Rufe den verlorenen Sohn," sagte er dann, mit einem stark betonten Seufzer die Weisung begleitend.

Lautlos entfernte sich der Mönch. Wenige Augenblicke später betrat der Gerufene mit klirrenden Schritten das Gemach.

Bruder Hans, der ihn einführte, gab sich das Ansehen, als wolle er nicht durch seine Anwesenheit stören. Der Probst winkte ihm zu bleiben. „Wir werden gleich fertig sein,“ setzte er hinzu, und dann, halb über die Achsel zu dem Andern gewendet, sagte er mit möglichster Würde in Ton und Ausdruck: „Wir gaben Dir schon vor einer Weile unsern Abschiedssegen. Ist etwas vorgefallen, was Dich veranlaßt, uns zu so später Stunde noch einmal zu stören?“

„Oheim,“ antwortete der Reisefertige, auf den Probst zugehend und dem Mönche den Rücken zuwendend, „Oheim, ich will Euer letztes Wort!“

„Du hast es,“ erwiderte der Probst, die Augen schließend, als verlange ihn nach Sammlung und Absonderung von den ihn umgebenden Dingen.

„Ihr wisset,“ versetzte der Andere, und seine Stimme zitterte vor innerer Erregung, „Ihr wisset, welche Bestimmung Eures seligen Bruders Testament enthält. Wollt Ihr mich enterbt sehen, oder soll ich unsern edlen Namen an die nächste Bettlerin verschenken, die mir am Wege begegnet?“

Der Probst bekreuzte sich: „Ein Sohn und Namenserbe Rutkers von Greiffensee und eine Heimathlose! Heiliger Benediktus, was müssen unsere Ohren hören!“

„Das Testament verlangt von mir keine standesmäßige Heirath,“ sagte Rutker, den Probst scharf in's Auge fassend „es soll nur vor meinem dreißigsten Jahre ein Kind meinen Namen...“

„Ein Sohn! . . .“ unterbrach ihn der Probst.

„Ein Kind, steht im eigenhändigen Codizill.“

„Und dennoch lebtest Du bis zu dieser Stunde in Saus und Braus, leichtsinniger, entarteter Sohn meines unvergeßlichen Bruders!“ Der Probst vollendete den Tadel durch ein bekümmertes Kopfschütteln und schloß dann von Neuem die Augen.

„Ich klage mich selbst an, Oheim, Ihr wißt's,“ versetzte der Andere. „Hab ich Euch ein Hehl daraus gemacht? In der ersten Stunde unserer Zusammenkunft — vorgestern war's ja erst — schüttete ich mein Herz vor Euch aus. Wie ich in Mailand lebte, wie in Pavia — Ihr habt mich über Alles ausgefragt, Ihr wißt von jedem meiner Streiche.“

Der Probst seufzte.

„Aber Ihr wißt auch,“ fuhr der Neffe fort, „daß Eure Briefe es waren, die mich abhielten, ein Weib zu nehmen.“

„Abhielten!“ rief der Probst. „Schrieb ich Dir nicht, Emmerich von Manderscheid's älteste Tochter tauge trefflich für Dich?“

„Und ich solle keine Lombardin freien . . .“

„Weil ich für Dich, als väterlicher Freund, wählen wollte,“ sagte der Probst, die Hände in einander legend.

„Ohm,“ versetzte Rutker mit bittrem Lächeln, „der väterliche Freund hat altväterlich gewählt, wenn nicht ein Fastnachtsstreich beabsichtigt war. Zehn Jahre älter als ich . . . eine Larve, eine Mumie. . .“

„Eine Heilige, Du gottloses Weltkind!“ rief der Probst, und ein Husten erstickte seine Stimme. Der Mönch schob

ein Lederkissen hinter des Hustenden Rücken, indem seine Mienen Sorge und Ergebenheit ausdrückten.

Rutker wendete den Kopf zur Thüre, als fühle er sich versucht, dem Gespräche ein Ende zu machen, ohne den Oheim noch eines Blickes zu würdigen. Einen Augenblick stand er in Nachdenken, die Hand vor der Stirn. Dann drückte er den breiten Hut auf den Kopf und schritt der Thüre zu. Auf der Schwelle wandte er sich um. Mit zornglühendem Blicke maß er noch einmal den Benediktinerobern; die Stimme versagte ihm. „Erbschleicher!“ war Alles, was er kaum hörbar herausstieß, überwältigt von dem Ungestüm seiner innern Bewegung.

Die Thüre flog zu, so daß auf dem Gesimse des Kamins das Elfenbeinkrucifix in's Schwanken gerieth. Noch klirrte im Kreuzgange der Sporentritt des Scheidenden. Dann klang auf dem vom Schnee gesäuberten Pflaster des Klosterhofs der Huf des von dannen sprengenden Pferdes.

Der Probst hatte den stürmischen Abschied mit jener Fassung über sich ergehen lassen, die seine Stellung ihm in mancher verwandten Lage seit Jahren eigen gemacht hatte. Als das letzte Geräusch verhallt war, nahm er den Rosenkranz zur Hand und sprach mit eintöniger Stimme eine Anzahl Aves, wobei ihm der Bruder Hans mit gefalteten Händen und tief gebeugtem Haupte, von Zeit zu Zeit einstimmend, zur Seite blieb.

Zweites Kapitel.

J. H. S.

Während dessen eilte der Reiter seiner Herberge zu. Finstre Gedanken flogen ihm durch den Sinn. Nur ein Jahr noch, und die Enterbung war vielleicht ausgesprochen. Zum ersten Male gewahrte er ein Gewebe, darinnen er gefangen saß wie die Fliege im Netze der Spinne. Der Meister dieses Webwerks — wer konnte es sein, als der Probst selbst? War er es nicht gewesen, der den Wechsler in Thun jahrelang bestimmt hatte, ihm, dem kaum der Vormundschaft Entwachsenen, Summe über Summe nach Mailand zu schicken, damit das väterliche Erbe, soweit es ihm nicht vorenthalten werden konnte, möglichst rasch durchgebracht werde? Lag nicht Berechnung in der Weise, wie man ihn jetzt plötzlich mittellos ließ, vorgebend, das verfügbar gewesene Vermögen sei erschöpft, erst nach Erfüllung der Clausel des Codizills könne das Uebrige ihm zugewiesen werden? Verstrickte man ihn nicht absichtlich in Schulden, und deutete nicht die Kenntniß des Probstes von den jüdischen Vorschüssen, die Rutker in Basel aufgenommen hatte, auf eine berechnende Mitwissenschaft? Ja, war nicht dieselbe weitreichende Hand beflissen gewesen, ihn in Duelle und Verfolgungen aller Art zu verwickeln und ihn zur Flucht aus Venedig zu zwingen, als er eben den Ring der schönen Tomasa am Finger trug?

Der Trotz, der seit dem Gespräch in der Abtei sich seiner bemächtigt hatte, wich beim Gedanken an die Lagunen, an den strahlenden Markusplatz, an die lauschigen Gondeln, einem tiefen Schmerze; denn das Bild der Venezianerin stand trauernd im Hintergrunde jedes Gefühls, das ihn mit der zauberischen Dogenstadt verknüpfte. Aber Italien lag jenseits der Alpen, unerreichbar ihm, seit das Gold aus Thun versiegt und in seine Stelle nur der knapp zugemessene Schilling des Wucherers in Basel getreten war, eben ausreichend, um auf Wochen ihm freie Bewegung zu gönnen, ihn dann aber zurückzuziehen dahin, wo gegen neue Verschreibung ein dürftiges Zehrgeld für weitere Wochen erreichbar war.

Seit er den Oheim aufgesucht hatte, seit er ihm und nicht länger blos dem eigenen Leichtsinn zuschrieb, was sich in seinen Schicksalen so jäh verwandelt hatte, seit diesem Augenblick wechselten nur noch Sehnsucht nach Italien und Grimm gegen den Urheber seines Elends in seiner Brust, und der Grimm als lauter Unband ließ die weichere Stimme des Heimwehs nur auf flüchtige Minuten zu Worte kommen.

Die Nacht war hereingebrochen, als von Weitem das Talglicht vor dem Madonnenbilde über der Herbergthüre ihn aus seinen Gedanken aufstörte. Tief verschneit lag das breite Breterhaus da. Ein Gefühl grenzenloser Heimathlosigkeit überfiel ihn, vielleicht verstärkt durch das nordische Winterbild, das flüchtige Anklänge aus den Umgebungen seiner Kinderzeit enthielt und ihn an Vater, Mutter mahnte, an Haus und Hof und Garten und an die Zeiten, da er noch mit aller Welt in Frieden war. Weihnachtsabende dämmerten wieder

vor ihm auf; es kam der Bote mit der alljährlich am Festabend wiederkehrenden Schachtel und dem würzigen Klostergebäck, in den Papierschnitzeln der Schachtel begraben. Klostergebäck — erst jetzt fiel ihm ein, daß immer ein Gruß des früher nie gesehenen Oheims es begleitete.

Der Reiter stampfte mit dem Fuß in den Bügel, daß der Lederhalt des Bügels riß und das Pferd zur Seite prallte. Der Stall stand offen; er führte es an die Krippe, schüttete aus der Haferkiste ihm Futter in den Trog, reichliches Heu darüber breitend, damit es nicht zu rasch an die schwerere Kost gelange, und trat dann in die Herbergsstube. Sie war leer und kalt. Nur die Kellermagd, die fränkische Sibylla, saß in der Ecke; die Thranlampe neben ihr auf der Bank, das Spinnrad zu ihren Füßen. Sie schlief.

Als der Eintretende das Mädchen in ihrer knappen fränkischen Tracht mit langem Blicke musterte, fühlte er ein Pochen unterm Wamse, das ihn schon zweimal in ihrer Nähe überfallen hatte, und das mit einem Gedanken zusammenhing, den sein Leichtsinn ebenso oft als Spielball in die Luft geworfen hatte, ohne ihn aufzufangen. Diesmal stieg ihm das Blut in die Wangen, so daß er die Kette lösen mußte, welche den Marderkragen seines Reitermantels zusammenhielt. Er blieb regungslos stehen, den Blick auf die glimmende Thranlampe geheftet, an deren Docht ein breiter Brief glänzte. Das Mädchen machte eine Wendung; ihr buntgestickter Brustlatz wurde frei. Die üblichen Schutz- und Schirmbuchstaben J. H. S. schimmerten dem Aug des Starrenden so hell entgegen, daß er eine Weile den Blick zu

Boden senkte. Jesus Heiland Salvator hatte ihm Tags zuvor Sibylla gesagt, als er nach dem Sinn der Buchstaben sie befragte. Jetzt suchte er nach einer Auslegung anderer Art. J. H. S? er grübelte hin und her, ob nicht ein Fingerzeig des Schicksals aus den Buchstaben herauszulesen. J. H. S? — „Ihre Hand Sei's?“ Er stutzte. Thörichtes Spiel! Seit wann glaubte er an Wahrzeichen?

Aber die Phantasie ließ ihn nur erfinden, was ihm schon als Rettungsmittel vor dem Sinne schwebte, als sein Herz plötzlich lauter zu pochen begonnen hatte.

Auf die Möglichkeit eines solchen Auswegs war selbst der Probst nicht verfallen. Ein edler und vester Herr von Greiffensee, und eine Kellermagd — es war völlige Undenkbarkeit.

Während Rutker noch zögerte, erwachte Sibylla. Sie fuhr erschreckt zusammen. „Ich glaubte, der Waibel sei's,“ sagte sie und rieb die Augen; „er hat gestern den Stein vor der Thür umgewendet, als er zum Dinggericht laden kam und der Dornstetter nicht daheim war. Davon hab' ich just eben Träume gehabt. Er sah gar finster drein.“

„Gieb mir einen Becher Elsasser,“ versetzte Rutker, sich niederlassend, „aber aus dem Faß von gestern Abend, und dann setz' Dich zu mir.“

Schlaftrunken füllte Sibylla ein blankes Zinngefäß und schob es dem Gaste zu. „G'se Gott!“ sagte sie, nach üblichem Kredenztrunke, den Mund mit dem steifleinenen Ärmel abwischend.

„Wo ist der Dornstetter?“ fragte Rutker.

„Mit dem Vogt rheinwärts.“

„So spät?“

„Bis die Nacht einfällt, hat er nur nöthig, Dienst zu thun; was über die Zeit ist, muß der Vogt bessern.“

„Bessern?“

„Ja. Vergüten. Sie haben's ja am Zwölfbotentag im Dinghof aus dem Rodel vorgelesen: thut ihn das Geld verdrießen, so soll sie die Zeit verdrießen.“

„Und wer schaut während der Zeit nach dem Rechten?“ fragte der Gast, sich in der weiten Herbergstube umsehend, „Du allein?“

„Dazu werd ich wohl noch taugen.“

„Freilich! aber wenn der Dornstetter nicht heim ist und Du nach Brod gehen mußt? Denn er soll ja immer Brod in Vorrath haben, oder doch einen Boten dahin unterwegs, sonst kostets, sagtest Du gestern, drei Schilling Strafe.“

„Nun,“ versetzte Sibylla und gähnte, „wenn's Brod ausgeht und er nicht daheim ist, so schieb ich halt den Riegel vor und gehe neues holen. Ich hätte's schon heut im Dämmern gethan, wär's nicht gar so grausam kalt gewesen.“

Rutker schwieg eine Weile, als sei er dahin gelangt, wo er zu sein wünschte.

„Der Dornstetter ist gar oft von Haus,“ fuhr die Kellermagd, den Docht schneuzend, fort. „Im vorigen Monat, als die Kindbetterin oben unterm Dach gelegen hat, war er vier Tage lang beim Vogt auf der Burg, und ich mußte allein für sie sorgen. Brod und Wein ist er ohnehin schuldig, ihr zu geben, sonst fällt ihm nach den sechs Wochen ihr Bett nicht zu.“

„Noch einen Becher," rief Rutker, ungeduldig nach einer Gelegenheit spähend, mit seinem Plane herauszurücken.

Die Kellermagd füllte und kredenzte von Neuem. „Mit dem Förster von Kilchzartern," sagte sie und stützte einen Ellbogen auf den Tisch, „wäre mir's damals fast schlimm gegangen. Der Dornstetter ist mit ihm verfeindet. Wann der Förster trinken will, muß er Geld oder ein trocken Pfand auf's Weinfaß legen, wie's bei Verfeindung Brauch ist; dann mag er für zwei Drittel Werths Wein und Brod mit eignen Händen nehmen. Das Pfand bleibt liegen bis das Faß leer ist; da wird's verkauft, das hab' ich erst hernach erfahren. Ich sah ein Wollenzeug auf dem Weinfaß liegen und wußt' nicht, wem's gehörte. So trug ich's denn, weils oben unterm Dache gar scharfe Luft ist, der Kindbetterin hinauf. Die hat's zerschnitten und zwei Decken daraus gemacht. Tags darauf ist der Förster wieder da. Der Dornstetter hat ihn ausgeflucht; auf dem Faß habe nichts gelegen. Der Förster ist gleich zum Vogt gerannt, weil zwei Tag' früher des Vogts Weib erst gestorben war und Spielen, Tanzen und Fluchen fünf Wochen nicht erlaubt sein sollte. Der Dornstetter hat Buße zahlen und das Pfand ersetzen müssen. Mir hätt's fast den Dienst gekostet. Nun, die Kindbetterin hat sich aber rechtschaffen ausbächeln (wärmen) können."

„Fränkische!" sagte der Fremde, den Augenblick benutzend, wo das Mädchen mit Reden inne hielt, „wie kommt's, daß Du noch keinen Mann erwischt hast?"

„Ich bin erst neunzehn Jahr alt," gab sie zurück.

„Hast Du keinen Schatz haben wollen?"

„Wer sagt Euch, daß ich keinen hab'?"

„Hättest Du einen, da würde er Dich nicht allein in der Herberge dienen lassen."

„Mein Schatz wollte mich schon vorigen Margarethen-Tag fortnehmen und freien, aber er ist nicht gekommen."

Rutkers umwölkte Stirn entrunzelte sich wieder. „So hat er eine Andere genommen?"

„Gott weiß!" sagte Sibylla obenhin. „Geschrieben hat er erst einmal in drei Jahren. Damals war er in Welschland, ich hab' vergessen wo."

„In Welschland?" . . . Von Neuem verfinsterte sich der Blick des Fragenden. Er schwieg.

„Er ist aus meiner Heimath," hob die Fränkische wieder an, „ein Orgelbauer. Im Gotteshause hat er die große Orgel wieder hergestellt, die ganz herunter war. Da hat er hier eine Zeitlang im Quartier gelegen und ist mein Schatz geworden."

„Und Du glaubst, daß er wieder kommt?" fragte Rutker, sich möglichst gleichgültig stellend.

„Wenn's nicht bald geschieht, glaub' ich's nicht, obschon das Haus mit der Inschrift dran schon Jahr und Tag fertig steht, und er nicht aussah, als wollt' er den Kunzen mit mir spielen. Aber er ist schon hübsch bei Jahren; zu St. Barnabas muß er acht und vierzig geworden sein."

„Acht und vierzig!" Rutker erhob sich von der Bank, und als er den Dielenboden unter seinem Tritt zittern hörte, trat er nur um so fester auf.

„Fränkische!" sagte er, vor dem Mädchen stehen bleibend

und die Lampe hoch haltend, um sie noch einmal scharf zu mustern. „Dein Orgelbauer ist für Dich zu alt, willst Du mit mir nach Basel?“

Sie schneuzte gleichgültig den Docht, wie schon gewöhnt an Redensarten solchen Schlags die sie oft mit der Zeche zugleich hatte einstreichen müssen. „Und dann?“ sagte sie, die Lampe wieder von sich schiebend.

„Dann reiten wir in dieser Stunde noch in's Niederland hinab, und morgen thut man uns im Münster zusammen.“

„Euch und mich?“ Sie legte die flache Hand auf den Eichentisch und tupfte mit dem Zeigefinger einen Tropfen Wein auf, der über die Platte verschüttet war. „Da hätten die Bas'lerinnen wieder einmal was zu lachen.“

Der Fremde gewahrte, daß es Mühe kosten werde, aus dem lässigen Ton heraus zu kommen, mit dem das Mädchen die hingeworfene Frage aufgenommen hatte.

„Höre, Sibylla,“ sagte er, sich zu ihr setzend, „des Spaßes mag jetzt genug sein. Mit mir steht's, wie ich Dir jetzt sagen will.“

„Ihr seid der jüngere Bruder des Herrn Probstes,“ antwortete die Fränkische ohne Neugier, „mir hat's des Dornstetters Dorly schon gesagt, die im Klostersaal beten lernt.“

„Seines Bruders Sohn bin ich,“ versetzte Rutker. „Mache einmal ein ernsthaft Gesicht, damit ich verständig mit Dir reden kann.“

Sibylla antwortete nichts, aber des Fremden Benehmen machte ihr denselben auf einmal fremder, als Gäste ihr sonst zu sein pflegten, und hätte sie nicht schon rothe Wangen

gehabt, ihre Verlegenheit wäre jetzt daran zu erkennen gewesen.

„Ich muß binnen Monatsfrist gefreit haben,“ fuhr der Andere fort, „sonst fällt das Erbe meines Vaters an seinen Bruder. Nun ist mein Vermögen, so weit ich's bekam, verzehrt; ein Jahr muß ich auf Borg leben. Bin ich volle Dreißig alt, so kann ich mein Weib in Hof und Haus einsetzen, dann habe ich die Fülle. Ein langes Jahr aber wird's noch fehlen, wenn auch die Baſ'ler Juden nach geschehener Hochzeit mir zu billigern Zinsen Vorschub leisten sollten.“ Er rückte am Kremphut. „Verstehst Du, was ich sagte?“ setzte er hinzu.

Die Fränkische aber hütete sich, aufzublicken; denn was der Fremde sprach, war ihr Latein, und sie hatte nicht einmal mehr Besinnung genug, um dem auf der Platte hin und her rutschenden Finger Ruhe zu gebieten.

„Nun könnt' ich wohl standesmäßige Bräute genug bekommen,“ fuhr Rutker, mit dem Krugdeckel klappend, fort, „aber der Probst und seine Helfershelfer sitzen mir auf den Fersen, und wo ich anklopfe, da weiß man schon, mit welchem Bündel Neuigkeiten ich vor der Thür stehe. Ich hab's deshalb in meinem Sinn beschlossen, das erste brave Mädchen zu nehmen, das mir gefällt und dem ich auch noch mit dem einen Hungerjahre recht bin. Willst Du nicht — gut, so reite ich weiter. Ist's nicht die Beste, die ich zum Weibe bekomme, so ist's auch nicht die Bös'te, wie sie im Niederland sagen. Nun magst Du Ja oder Nein sagen, in einer Viertelstunde reite ich allein oder mit Dir thalwärts. . . Oder, wenn Dir die Zunge zu schwer im Gaumen liegt, so bin ich's zu-

frieden, daß Du mit der Hand einschlägst, und da ist's so gut, als hätten wir Ringe gewechselt."

Er streckte die Hand ihr entgegen, und Sibylla, der Alles vor den Augen tanzte, griff nach ihr, wie sie nach der Lehne eines Stuhls gegriffen haben würde, um nicht vor Schwindel von der Bank zu fallen.

„Sibylla!" rief in der Kammer nebenan eine Kinderstimme wie aus dem Traume.

Die Kellermagd schrak zusammen. „Wer ist im Hause?" fragte Rutker, gleich ihr überrascht.

„Des Dornstetters Dorly," versetzte das Mädchen, sich besinnend, und lehnte die Kammerthür fester an. Eine Weile dann stand sie rathlos vor dem Weinfaß neben der Brodlade, als habe sich vor ihren Sinnen Alles verwirrt, was mit dem Gast und ihren vorherigen Worten in irgend welchem Bezuge stand.

Als aber der Reiter nach dem Stall hinausging, versuchte sie ein Bündel zu schnüren, in das sie, ohne das Rechte zu finden, hinein und wieder heraus that, was ihr eben zur Hand war.

Sie band und knüpfte noch daran, als das Pferd schon vor der Thüre stand und der Reiter ihr die Hand reichte, um sie hinter sich auf seine Satteldecke zu ziehen. Nach wenigen Secunden wurde es in der Taverne dunkel, und durch die schneehelle Fichtenwaldung hallte der Hufschlag des thalwärts trabenden Pferdes.

Drittes Kapitel.

Ein Licht verlöscht.

Das war im Winter, und der Frost meinte es nicht schlecht. Der darauf folgende Winter verstand's aber noch besser. Als er einrückte und die Spatzen wieder zudringlicher wurden und selbst die Goldammern ihr Futter vor dem Scheunenthore suchten, weil auf den Feldern draußen zwei Schuh hoch der blanke Schnee lag, da hatte sich Manches in des Dornstetters Taverne verändert. Die Fränkische war nicht wiedergekehrt. Man meinte, sie sei auf die Bäckerei gegangen gewesen, habe den Weg über die Baumwies' im Schnee verfehlt und sei im Walde erfroren. Da der Dornstetter nicht daheim zu sein liebte, und gern mit dem Spieß hinterdrein lief, wenn der Vogt Jemandem das Geleit gab oder sonst wie auf der Landstraße lag, so hatte er wieder gefreit. Gewählt war nicht lange worden, dazu gab's in der Herberge zu mancherlei Hantierung, die sich nicht aufschieben ließ, zu der die Dorly aber noch keine Kraft, der Dornstetter selbst keine Lust hatte. Die Fränkische war erst zwei Wochen fort, als schon des Roibli's jüngste Tochter, die kurze Ursel, die Zinnkrüge der Taverne blank scheuerte und den Trinkern „Gesegne's der Herre Gott“ sagte. Sie war von der Zurzacher Seite, wo man dem „G'se Gott“ gern noch etwas anhängt oder vorsetzt, wenn's kein Geld kostet.

Als aber die Spatzen zudringlicher geworden waren, wollt's mit dem Krügeputzen und Kredenzen nicht mehr recht gehen, und als gar die Goldammern sich einstellten, lag die kurze Ursel schon oben unterm Dache, wo der Sibylla die Luft so scharf geschienen hatte.

Die Wetterhexe, wie man die Kräutersammlerin im Walde nannte, war vom Kloster herüber gekommen, um gute Dienste zu thun. Seitdem wurde in der Taverne nicht mehr getrunken, und auch das Brod holten die Dörfler in der entfernteren Taverne des Baumgartner, um der Wetterhexe aus dem Wege zu gehen. Der Dornstetter selbst hielt sich im Vogthof auf, diesmal wohl willig, aber nicht freiwillig. Es war Gesindel im Wald, und der Vogt hatte das Recht, in gefährlichen Zeiten seine Wache zu verstärken, wofür er freilich Sold zahlen mußte.

Um die nämliche Zeit war in die Abtei eine Kunde gedrungen, welche zwischen dem Probst und dem Bruder Hans mancherlei Berathungen veranlaßte. Der Letztere hatte schon seit dem Verschwinden der Fränkischen eine fleißige Briefstellerei mit Basel begonnen, war auch zweimal selber im Niederland gewesen und wußte Manches, was sich der Dornstetter nicht träumen ließ. Insbesondere hatte er herausgebracht, wer auf der Klein-Bas'ler Seite hart an der Rheinbrücke beim Schellenkönig im Quartier lag. Die Wirthin selbst war gewonnen worden, und wenn sie Sonnabends im Winter beichten ging, war spätestens Sonntag nach dem Mittagsmahl ein dienender Bruder von Basel nach der Abtei unterwegs, ein verschlossnes Felleisen auf dem Rücken.

Je länger die Tage geworden waren, desto leichter hatte sich der Wechsler am Markt zu Vorschüssen bereit finden lassen, mit denen eine Zeitlang er völlig zurückhaltend gewesen war. Der sie einstrich, hielt sich nicht dabei auf, nachzudenken, ob was dahinter stecke. Die Reiherfeder wurde wieder auf den breiten Kremphut gebunden und da sich fröhliche Gesellen fanden, ging's auch an die Würfel, die manchen Monat lang geruht hatten. Als dazwischen einmal ein früherer Darleiher ungeduldig wurde und dem mit der Reiherfeder kurz darauf ein Brief aus Venedig zukam, der, einige mönchslateinische Wendungen abgerechnet, die schöne Schreiberin ihm in den sehnsüchtigsten Herzensergüssen wieder vor die Seele rückte, da blieb von den zwei Gästen im Schellenkönig bald nur noch einer zurück, und auch diesem einen — es war die Fränkische selber — wurde schon in der nächsten Woche das Quartier gekündigt.

Zuerst hieß es, sie solle bei Zeiten in ihre Heimath zu kommen suchen. Dazu fehlte das Nöthigste. Der Wechsler am Markt sprach von einem Darlehn, das er gegen Cession machen wolle. Es wurde indessen nichts daraus. Als der Herbst zu Ende ging, verweigerte der Wirth zum Schellenkönig die bisherigen Lieferungen. Sein Weib rieth der Fränkischen, in den Wald zurückzugehen, so lange ihr die Reise noch möglich sei. Sie gab ohne des Mannes Wissen den nöthigen Reisepfennig aus der Kasse, und Sibylla machte sich beim ersten Frost auf den Weg. Vor dem Dornstetter fürchtete sie sich aber. Sie nahm deshalb den Weg auf Effringen. Hier war sie zwei Tage, als der Waibel von ihr

hörte und nach St. Blasien berichtete, daß eine Ungenössin sich in der Taverne des Henni Meyer Spies aufhalte. Der Bruder Hans hatte der Fränkischen Spur verloren, seit sie Klein-Basel verlassen hatte. Jetzt konnte er dem Probst wieder unter die Augen treten. Des Waibels Bericht war jene Kunde, welche in dem Gemache des Benediktineroberen die vielen Berathungen zwischen ihm und dem Bruder Hans veranlaßte. Auf die wünschenswerthe Hülfe einer dritten Person wurde dabei hauptsächlich Bedacht genommen: auf die der Wetterhexe. Sie hatte die Klosterapotheke zu versorgen und in den umliegenden Gemeinden gute Dienste zu leisten, wo eine Frau ihrer bedurfte. Es kam darauf an, die Fränkische nicht andern Händen zu überlassen. Der Waibel erhielt deshalb die Weisung, der Fremden zu bedeuten, als Ungenössin dürfe sie sich dienstlos nicht im Walde aufhalten; könne sie nicht mehr über den Rhein zurück, so müsse sie wenigstens zum Dornstetter; der sei ihr früherer Brodherr gewesen, und sechs Wochen dürfe der ihr Obdach geben.

So kam denn am nämlichen Abend, als des Dornstetters Dorly einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester oder gar alle Beide aus dem zugefrornen Brunnen herausholen sollte und nach der Wetterhexe Versicherung wirklich herausholte, der Waibel mit der Fränkischen in der Herberge an und machte sich nach erhaltenem Trunke kopfschüttelnd allein wieder auf den Heimweg.

Unter dem Dach war Stroh aufgeschüttet, weil's an Betten fehlte. Bei jeder Hochzeit eines Wittwers hatte das Gotteshaus als Abgabe das Bett der Verstorbenen zu bean-

sprechen, und so kam's außerhalb des Klosters nie zur Ueberzähligkeit von Betten. Wie es unter dem Dache weiter ging, hörte der Bruder Hans noch in der nämlichen Nacht, als er kurz nach dem Mitternachtsläuten von der Abtei herüber kam und die Wetterhexe in die leere Trinkstube herunterrief. Sie saßen an dem nämlichen Tisch, auf welchem ein Jahr vorher Sibylla mit dem Zeigefinger im verschütteten Tropfen Wein hin und her gefahren war, ehe sie Rutkern die benetzte Hand reichte. Sie sprachen lange mit einander; es war von dem kalten Strohlager die Rede und von den einzigen vorgefundenen zwei Decken, dieselben, welche der Förster als trockenes Pfand auf's Weinfaß gelegt hatte und die Sibylla damals der Wöchnerin hinauftrug, weil die Luft unterm Dache gar so scharf ging.

Der Mitternachtswind pfiff um das schlecht verwahrte Haus; die nur halb schließbaren Laden klappten; Schnee stäubte durch alle Spalten und Astlöcher der Bretterwand hinein. Schneidend kalt war's unterm Dache.

Während die Wetterhexe und der Mönch noch unten sprachen, schlief die Fränkische oben unter den nämlichen Dachsparren leise ein — und erwachte nicht wieder.

Viertes Kapitel.

Ein Arm nur, aber ein gewaltiger.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, verweilen wir einen Augenblick bei der Benediktinerabtei St. Blasien und ihren damaligen Rechtsbefugnissen.

Die Abtei lag eine kurze Tagereise vom Rheine entfernt an einem der südöstlichen Abhänge des Schwarzwaldes. Das Flüßchen Alb durchbraust das enge Thal, welches von dem ehemaligen Stift abwärts nach der jetzt verfallenen Rheinveste Hauenstein führt. Die erste Ansiedelung in dieser damals unwirthlichen Waldgegend gehört theilweise der Sage an. Dem heiligen Blasius wurde sie geweiht, weil um die Mitte des neunten Jahrhunderts der Leichnam dieses Märtyrers durch den Schotten Fintan hierher geschafft worden war. Ueber die Rechte an diese Reliquie erhob sich später ein langer Zwist, der damit endete, daß sich das Kloster Rheinau des Leichnams bemächtigte, einen Arm ausgenommen, den die Mönche von St. Blasien glücklich in Sicherheit gebracht hatten. Ueber die Person des Heiligen selbst bleiben die Meinungen getheilt, da Viele dieses Namens in den Legenden verewigt sind. Die von Rheinau behaupten, es sei der Kuhhirte Blasius, welcher zu Caesina in Capadocien gepeitscht, aufgehängt, und, da er nicht zu Tode zu bringen war, fünf Tage lang in Wasser gesiedet wurde, ohne daß ihm ein Leids geschah. Als der Römische Präses seine Hand, zum

Prüfen des Hitzegrades, in's Wasser tauchte, erblindete er, so heißt es, in Folge dessen viele Ungläubige sich zu den Lehren des St. Blasius bekehrten. Des Letztern Hirtenstab grünte am Schluß seiner Tage, und in Gestalt einer Taube fuhr der Heilige zum Himmel. So die Erzählung der Rheinauer.

Die Mönche von St. Blasien dagegen schwuren darauf, jener andre Blasius aus Sebaste in Capadocien sei's, den man habe ersäufen wollen, und der fünf und sechzig Soldaten, die damit beauftragt waren, in die Wellen zog. Da ihm mit Wasser nicht beizukommen war, mußte man ihn zuletzt enthaupten, was unter Kaiser Diocletians Regierung, so scheint's, ohne neue Zwischenfälle geschah. — Soweit in Betreff des heiligen Blasius. —

Durch Schenkungen, Begünstigungen der Päpste und kaiserliche Privilegien kam die Abtei nach und nach zu bedeutendem Länderbesitz. Im Anfang des 15. Jahrhunderts erhob der Papst sogar den Abt zu der Würde eines infulirten Prälaten, und eine Angabe aus dem Jahre 1521, wonach das Stift damals 4 Reiter und 48 Mann Fußvolk, oder 240 fl. monatlich, zum einfachen Römerzuge beitragen sollte, läßt die Macht seiner Stellung erkennen. Um namentlich die vielen Schenkungen und persönlichen Freiheitsabtretungen zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Lehre vom Fegefeuer lange Zeit hindurch die Ansicht begünstigte, Straflosigkeit im Jenseits sei durch Schenkungen an Gotteshäuser zu erlangen. Zahllose Testamente Sterbender zu Gunsten von Kirchen und Klöstern wurden durch jenen Glauben an

die sühnende Kraft solcher Entäußerungen veranlaßt. Erst spät machten Verfügungen über Geschenke an die „todte Hand“ dieser Art von Bußethun ein Ende. Einen anderen Machtzuwachs verdankten die geistlichen Stifte dem Unwesen der mit dem Heerbann betrauten Grafen. Um den Bedrückungen der Letzteren zu entgehen, gaben viele Freie ihr Eigenthum an die Kirche. Unter dem Namen „Bettelgut“ erhielten sie es zwar meist zurück, doch waren sie nicht mehr Herren ihres Eigenthums und hatten nur den einen Vortheil, dem Heerbann und den Bedrückungen Seitens der Grafen entgangen zu sein. Andere, schon durch diese in Verarmung gerathen, gaben sich den Stiften als Leibeigene hin. Es war noch das Wort im Schwung: „unter dem Krummstabe ist gut wohnen.“

Indessen bildete sich mit der Zeit auch aus andern Beziehungen zu Kirche und Kloster eine Art Hörigkeitsverhältniß. So gab es Wachszinsige und Altarhörige, deren Abgaben damit angefangen hatten, daß die jetzt Pflichtigen einst ihrem zum Fürbitter frei erwählten Heiligen jährlich eine kleine Opfergabe auf den Altar legten. Je mehr die Rechtlosigkeit zunahm und je ungestrafter der Adel von seinen Burgen aus das unbeschützte Landvolk heimsuchte, desto verlockender wurde der Krummstab, dessen Oberherrlichkeit in vielen Fällen Schutz und nicht in allen gleiche Bedrückungen mit sich brachte, wie sie das hereinbrechende Faustrecht sonst allgemein werden ließ. Es begaben sich deshalb ganze freie Gemeinden in Klosterschutz, wofür sie dem Stift eine jährliche Abgabe entrichteten. Andere, die, schon theilweise ver-

armt, nicht viel mehr als ihrer Hände Arbeit für diesen Schutz anbieten konnten, erhielten auf unbestimmte Zeit Grund und Boden vom Klostergebiet zur Bebauung, wogegen sie bestimmte Knechtsdienste und die Verpflichtung jährlicher Abgaben übernahmen. Ganz Arme traten ihre Freiheit freiwillig oder gezwungen ab, erhielten sich auf ähnliche Weise wie die Belehnten am Leben, konnten verkauft oder vertauscht werden, durften nicht nach freier Wahl heirathen, mußten sich aber, wenn's befohlen ward, zur Ehe verstehen, durften nicht auf andres Gebiet ziehen und hatten nur das eine „Recht,“ daß, wer sie tödtete, straffällig war. Obschon die Kreuzzüge die Reihen der Arbeitsfähigen lichteten, und an manchen Orten, um das Land nicht ganz unbebaut liegen zu lassen, das Pachtwesen eingeführt wurde, so erhielten sich doch eine Menge Leistungen und Abgaben, die zum Theil bis in die Gegenwart hineinreichen. Bei Sterbefällen mußte das beste Stück Vieh herausgegeben werden, oder auch Betten, Kleider, Waffen. Einige Güter hatten den zehnten, andre den sechsten, andre gar den vierten Theil des Ernteertrags zu entrichten. Der große Zehnte umfaßte Alles, was in die Weiden gebunden ward, auch Wein- und Heuzehnt, der kleine Zehnte alle andern Früchte. Zum Blutzehnten rechnete man Kälber, Fohlen, Lämmer, Schweine, Böcke, Gänse, ja selbst Bienen. Außer den Abgaben an Klostereiern fanden besonders Hühner unter allen erdenklichen Vorwänden Berücksichtigung. So wurde für jeden unmündigen Sohn in Hühnern gesteuert, ebenso für das Recht, Laub und Streu zu suchen. Neben den Fastnachtshühnern lieferte man des-

halb noch Bubenhühner, Holz-, Laub-, Weid-, Rauch-, Herd-, Gau-, Hals-, Haupt-, Leib- und Vogthühner. Der Frohnden gab es fast ebensoviele; man leistete Bau-, Jagd-, Wach-, Burgvesten- und noch manche andere Frohnden, wie sich deren in den alten Weisthümern verzeichnet finden. Theils wurde das Kloster, theils dessen Schirmvogt damit bedacht, wie sich Beide auch in die, für Verbrechen ihrer Unterthanen eingehenden Strafgelder nach verschiedenen Ansätzen theilten. Fast alle Vergehen wurden zu Gunsten dieser Einnahme durch Geldbußen bestraft.

Als sich im Anfange des 16. Jahrhunderts die kirchliche Bewegung in immer weiteren Kreisen verbreitete, wurde auch das mächtig gewordene Kloster des armen Kuhhirten aus Capadocien davon berührt. Von einer der Oestreichischen Waldstädte, von Waldshut aus, machten die Unzufriedenen einen Zug gegen St. Blasien, und wenige Tage darauf (am 1. Mai 1525) verwüsteten 600 Hauensteiner die seit Langem sicher thronende Abtei. Erst im November wurden die Bauern durch Philipp von Tegernau auf dem Hungerberge zwischen Dogern und Hauenstein gebändigt. Der Abt Gerbert führt unter den Unterwerfungsbedingungen, deren es zwölf gab, die Einstellung der Kirchweihfeste auf, die Auslieferung der Fahnen und Waffen, welche letztere ihnen erst gegen neuen Treueeid wieder eingehändigt werden sollten, das Verbot, ein Feuergewehr im freien Felde zu tragen, und Aehnliches. Schon im nächsten April aber lehnten sich die Hauensteiner von Neuem auf. Mittelst Schießpulvers wurde St. Blasien eingeäschert. Diesmal setzten sie vom Kaiser

Maximilian durch, daß er die mit der Zeit ihnen abhanden gekommenen eigenen Gerichte und die „Freipürsch" ihnen zurückgab. Auch erhielten sie die Versicherung, nicht wieder verkauft noch verpfändet zu werden. Kaum ein Vierteljahrhundert später wurden sie indessen von Neuem versetzt, und während in Baden, Würtemberg und der Schweiz die Klöster unterlagen, während der Herzog Ulrich von Würtemberg die Mönche von St. Görgen, Markgraf Ernst von Baden Durlach die lustigen Nonnen von Kloster Sulzberg sammt ihrem wohlbestallten Prior Georg Locher verjagte und Markgraf Karl II. durch die Reformatoren Mörlin, Diller, Amelius aus Freiburg, und Sulzer, wie auch Grynäus aus Basel die neue Lehre verbreiten ließ, mußten sich die Wäldler abermals der Oberherrlichkeit von St. Blasien fügen.

In diese Zeit etwa fällt unsre Erzählung. Um aber die ferneren Schicksale dieser, erst vor einem halben Jahrhundert aufgehobenen Abtei und ihr Verhältniß zu den Nachkommen ihrer damaligen Unterthanen noch mit einem Wort zu berühren, sei hier erwähnt, daß im Jahre 1719, nach längerer Unterbrechung, St. Blasien wieder den Dingrodel von 1467 einem nach Remetsweil ausgeschriebenem Dinggerichte zu Grunde zu legen versuchte und dadurch die sogenannten Salpetrerunruhen veranlaßte, welche in den Jahren 1730, 1739, 1746 und 1755 eine große Menge Geißelungen, Hinrichtungen, Geldstrafen und Verbannungen an die türkische Grenze nach sich zogen. Selbst die Milde der Kaiserin Maria Theresia wußte die letzten Zuckungen des alten Hauensteiner Freiheitsstrebens und seine erbitterte Auflehnung gegen

die Leibeigenschaftsansprüche der Abtei nicht anders zu unterdrücken, als daß sie aus den gefürchtetsten Salpetrerfamilien 27 Männer, zwei bei zwei an einander gekettet, 20 Weiber, 34 Söhne und 31 Töchter im October 1755 nach Siebenbürgen schaffen ließ. Im Jahre 1807 wurde die Abtei aufgehoben und die Mönche zogen sich nach Pyrhn ob der Ens, später nach St. Paul in Kärnthen, zurück.

Fünftes Kapitel.

Geschriebene Schrift.

Etwa sieben Jahre mochten seit Sibylla's Tode verflossen sein, und die Sonne brannte den Mägden bei der Heuernte bedenklich auf die hohen geschwefelten Strohhüte, als ein Mann mit schon ergrauendem Barte unter dem Schindelvorsprung seines kleinen Bretterhauses saß und sich gegen die Bremsen durch ein weißes Tuch zu schützen suchte, das ihm den ganzen Kopf bedeckte.

Das Haus lag, nach Art der Wohnungen im südlichen Schwarzwald, gegen eine der vielen Wellen der Hochebene angebaut, welche die Bezeichnung Ebene zu verspotten scheinen, ohne daß man doch ein anderes Wort dafür einschieben könnte. Wo jetzt der Forst gelichtet ist und der Hotze die Rodungen durch Kartoffeln und selten reifenden Hafer noch zu dürftigem Ertrag zu bringen sucht, war damals reiche

Nadelwaldung, der sich hin und wieder ein Laubholz als gern gesehener Vagabund gesellte. Namentlich hielt man die Buche werth und schützte sie an einigen Orten im geschriebenen Recht. Anderswo wieder bevorzugte man die Eiche. Zahlreiche Bestimmungen der Dingrodel, so drückend sie auch für die Armen waren, verhüteten den größeren Uebelstand des Waldvertilgens, der später bei plötzlichem Wechsel der Rechtszustände für das Klima des südlichen Schwarzwaldes so verderblich wurde. Die Wohnungen der Wäldler waren meist aus Holzstämmen zusammengefügt; das Dach pflegte weit über zu stehen und nach vorn durch Ständer gestützt zu werden, so daß sich eine Art Gallerie längs der Vorderseite des Hauses hinzog, auf deren Ausstattung übrigens noch heute weniger Sorgfalt und Kunstgeschmack verwendet wird, als jenseits des Rheins in der Schweiz. Ein großer Kachelofen, dessen Rückseite als Herd dient, erwärmt die Wohnstube, in kleineren Räumen auch die übrigen Theile der Behausung; eine Bank von Kacheln vor diesem Ofen, Kunst genannt, bietet den wärmsten Sitz im ganzen Hause und wird nicht selten als Nachtlager benutzt. Man wird an den mächtigen Wirthshausofen erinnert, dessen schon Simplicissimus gedenkt, und dem er nachrühmt, man brauche nicht, wie in einer „Badstub'“ Geld zu zahlen, wenn man sich daran wärmen wolle. Von Blumenzucht im Garten, selbst von Gemüsebau, wissen die heutigen Bewohner jener Gegend wenig oder nichts. Es ist kaum anzunehmen, daß ihre Vorfahren vor dreihundert Jahren mehr Pflege darauf verwandten, selbst wenn das damalige Klima wegen der ge-

gen Norden gelegenen schützenden Waldungen als wesentlich milder angenommen werden muß.

Der Mann mit dem weißen Kopftuche saß mit verschränkten Armen eine gute Weile da. Er befand sich, nach der hin- und herschwankenden Haltung seines Oberkörpers zu urtheilen, in jenem Zustande von halbem Träumen, halbem Wachen, der sich nach genossenem Mittagsmahle bei heißem Wetter so leicht des Unbeschäftigten bemächtigt. Und unbeschäftigt war der Cuonrad, wenn anders die Bauermeinung, daß man eigentlich nur mit den Armen und Beinen, nicht aber mit dem Kopfe arbeiten könne, — es handle sich denn um die Kopfarbeit eines Pflugstiers — hier wie billig Recht behalten soll. Zuweilen mußte er freilich bei seiner Kopfarbeit die neben ihm liegende Geige zur Hand nehmen und dem kleinen Sigis deutlich machen, mit welchem Finger die A-Saite seines Bas'ler Hackbrets zu greifen und wie er den Bogen zu führen, wie er das Kinn aufzudrücken habe. Klangen dann aber die Tonleitern wieder eine Weile regelrecht, und versagte er sich's auch, bei jedem Schnitzer nachzuhelfen, so wogte es gleich wie goldne Rapsfelder ihm vor den Augen, und er nickte vornüber, mochte er den Nacken noch so sehr steifen. Darauf eben paßte der Sigis. Kaum war der Meister wieder im Hin- und Herschwanken begriffen, so stand ein kleines, schwarzhaariges Mädchen zu den Füßen des Schlaftrunkenen auf und schlüpfte in das Haus, wo der Sigis mit der bunt bemalten Geige im Schatten des Thürdachs stand. Die Kleine trug weder Schuhe noch Strümpfe, und wenn der Sigis ohne contrapunktische Bedenken aus der unter-

brochenen Tonleiter frischweg in den einzigen Ländler überlenkte, den er zu spielen verstand, so bewährte sich das Hauensteiner Sprüchwort, wonach, wer barfuß geht, keine Schuhe durchtanzt.

Anfangs geigte der Sigis ganz leise, und seine Tänzerin sah sich auch vor, den mindesten Lärm zu machen. So sehr sie hüpfte, sie mied doch sorgfältig die eine Diele, auf deren Ende der Tellerkasten stand, dessen Klappern sie schon oft verrathen hatte. Nach und nach aber wurden sie Beide sichrer. Der langsame Tact beschleunigte sich immer mehr, und der Bogen kratzte die ächzenden Vogeldärme, daß es dem Cuonrad im Traume war, als wolle ihm Einer Glas mit der Brettersäge vorschneiden.

Dann fuhr er plötzlich erwachend auf, wies den Schwarzkopf in den umgeworfenen Hühnerkorb zurück, der sein gewöhnlicher Sitz vor der Thüre zu sein pflegte, und ließ den blonden Sigis die Tonleitern ganz von vorn an wieder beginnen.

Das geschah ohne Worte, auch ohne böse Miene, höchstens wurde ein Finger drohend aufgehoben. Ob dem Cuonrad die Posse verdroß oder ob sie ihm recht war, ließ sich seinem Gesicht nicht ansehen. An jedem Nachmittag wiederholte sich's; immer nickte der Meister ein, immer schlüpfte der Schwarzkopf aus dem umgeworfenen Hühnerkorb in den Schatten des Hauses immer wurde der nämliche Ländler erst langsam, dann schneller, endlich so rasch und laut aufgespielt, daß die Seiten ächzten oder die Tänzerin sich auf die verrätherische Diele verirrte; und immer blieb's, wenn der Cuonrad erwachte, bei dem Heimschicken in den Hühnerkorb

und beim Wiederaufangen der Tonleitern. Den Tag über verweilte der Sigis gewöhnlich beim Cuonrad und schrieb oder las Vormittags, während der Meister im Hause kramte, auch wohl beim Herde stand und den Topf mit Rüben, Welschkraut, Erdäpfeln oder was sonst auf den Mittagstisch sollte, auf's Feuer und wieder abhob, je nachdem der Schwarzkopf es für dienlich hielt. Die Kleine hatte darin ihren unbeschränkten Willen; wenigstens erhielt der Cuonrad sie beim Glauben, daß sie ohne seine Hülfe koche, und wenn ja einmal die Suppe angebrannt war, so hütete er sich wohl, es zu bemerken, was wieder zur Folge hatte, daß der Schwarzkopf keine Miene beim Essen verzog, so absonderlich ihr der Geschmack zuweilen auch vorkommen mochte. Sie war damals sieben Jahr alt, behende, aber nicht groß. Außer dem Kochen und Lesen gab es für sie noch im Felde zu schaffen; auch an die Nadel mußte sie zuweilen heran, wenn's eben dem Cuonrad einfiel, sein Wandernähzeug hervorzuholen, um nachzusehen, wo ein Riß an den Kleidern des kleinen Haushaltes auszubessern war. Das kam aber nicht gar oft vor; gewöhnlich ging der Monat zu Ende, ohne daß zum zweiten Male den Löchern und abgerissenen Bändern — von Knöpfen wußte man schon damals im Hauensteinschen nichts — in der Kleiderlade nachgespürt worden war. Kam dann aber am letzten Abend des Monats der Rothstift dem Cuonrad in die Hand, und wurde auf dem Bas'ler Wandkalender ein Strich über den zu Ende gehenden Monat gemacht, da war des alten Geigers nächster Weg nach der Lade, und Tags darauf lag schon Zwirn und Nadel

neben dem Gebetbuch, wenn der Schwarzkopf sich noch im Bette besann, ob am Brunnen draußen der rechte oder der linke Fuß zuerst in's kalte Wasser solle. Auch der Sigis brachte an solchen Tagen seine kleine Discantgeige umsonst mit; er mußte beim Nähen helfen und zu den andern Beiden sich auf die Tischplatte setzen, um mit untergeschlagenen Beinen sich jene Fertigkeit zu erwerben, die, wie der Meister sagte, auf Reisen sich am Schwersten entbehren lasse. Der Sigis war etwas größer, aber nicht älter als der Schwarzkopf. Vor Zeiten hatte er einmal blondlockiges Haar gehabt, seit ihm indessen der Cuonrad alle Sonn- und Feiertage, ehe sie auf das Chor in die Abtei gingen, das Haar stutzte, war es glatt geworden und hing nun nach Landesbrauch bis eine Linie über die Brauen herab, ganz gerade geschnitten und so auch, die Ohren bedeckend, um den Kopf herum. Heute übrigens war weder Sonn- noch Schneidertag, und da der Cuonrad nicht verstand, wie man Kinder, am wenigsten Mädchen, zu geregelter Thätigkeit anhält, so saß nach beendigtem Unterricht der Schwarzkopf noch immer mit ihren Flechten in den Zähnen, wo sie vorhin gesessen hatte, und zählte, hintenüber gelehnt, die Wolken, die vorüberzogen. Der Sigis aber hockte etwas tiefer im Grase, wo der Weg zum Brunnen hinabführte, hatte den Kopf in beide Hände und die Ellbogen auf die Knie gestützt und lugte auf die Schnitter und Schnitterinnen unten im Thale hinab, die, von dem Klosterschaffner überwacht, das Heu umlegten. Da ihm ein Lied durch den Kopf summte, bewegte er die Knie im Tact hin und her, wobei bald die rechte, bald

die linke Wange sich verschob. Der Cuonrad endlich war in die äußerste Ecke der Bank gerückt, wo die Sonne nur noch seine Laschenschuhe erreichte. Er hatte ein Bein über das andere gelegt und klopfte von Zeit zu Zeit den ausgezogenen Schuh, um dessentwillen das eine Bein in der Luft schwebte, gegen den ausgeschnittenen Rand der Bank. Daß der Stein, der ihn gedrückt hatte, längst heraus war, fiel ihm nicht weiter ein. Seine Gedanken schienen durch die Alpenkette festgehalten, die im Süden heute ungewöhnlich deutlich sichtbar war und die, unten in Dunst gehüllt, überirdisch ernst und sicher da lag.

„Ihr habt's schon gut, Orgler!" klang plötzlich eine tiefe Stimme von der Seite her, nach welcher die Dachtraufe des Hauses hinausdeutete, und wo der Karrenweg von dem Meyerhofe heraufführte. „Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und der Vater im Himmel nähret sie doch." Das Lachen, womit der mühsam den Berg herauf Keuchende sein Citat schloß, war nicht bös gemeint, und der Orgelbauer streckte dem Kommenden die Hand entgegen, damit dieser neben ihm auf der Bank Platz nehme.

„Wenn's freiwilliger Dienst da unten wäre," sagte er und nickte mit dem Kopfe nach der Heuwiese hinab, „da wollte ich schon mit anfassen. Aber es ist eben Klosterdienst, und da halt ich die Hände nicht daran."

„Ihr seid ein freier Mann," versetzte der Meyer zustimmend; „verdenk's Keinem, der fern bleibt, wenn nicht der Treiber dahinter sitzt. Zwing und Bann hat der Teufel erfunden, ich laß mir's nicht nehmen. Säße man nicht mit

Weib und Kind fest wie der Tremel (Balken) in der Mauer, mein Plunder läge längst auf dem Wagen."

„Das hülfe Euch wenig, Meyer," gab der Cuonrad halb ernsthaft zurück. „Der Vogt ist ein Goliath. Ihr mögt acht Rinder, wie's Satz ist, vorspannen und mögt aufladen, so viel die acht nur fortschaffen können, der Vogt hebt die Langwid doch, und Ihr müßt wieder abladen."

Der Meyer ließ den Spott hingehen, indem er die sehnigen Arme kraftbewußt auf die Knie stemmte und mit einem überlegenen Lächeln zu verstehen gab, der Vogt solle nur mit ihm anzubinden wagen.

„Wenn's übrigens," fuhr der Orgler fort, „nicht Sitte wäre, daß Meyer immer klagten — Ihr brauchtet doch nicht zu schelten, Euch geht's glimpflich genug. Einmal seid Ihr erst abgesetzt worden, und damals hattet Ihr nicht mal ein sonderlich Stück im Stalle; den Laubi hättet Ihr nicht so schonen sollen. Ihr seid selbst schuld, wenn's Euch bald wie dem vorigen Meyer geht. Man sucht nur da was, wo was zu finden ist."

„Ich werd' das Thier vergeben!" sagte der Meyer, zornig aufstehend, und seine vollen Wangen wurden ziegelroth; „daß sie nur Anlaß suchen, mir Ein's anzuhängen, ist klar wie Fensterglas. Ist's nicht von jeher Brauch gewesen, daß die Meyerin eine Garbe mit nach Hause nimmt, wenn sie den Schnittern Essen zum Imbiß hinträgt?"

„So steht's geschrieben," sagte der Orgler.

„Der Schaffner hat's dermalen nicht zugeben wollen, und ich hab' auf's Feld müssen, um mein Recht durchzusetzen."

Der Orgler schüttelte bedenklich den Kopf.

„Auch soll das Fuder künftig nicht mehr vierzig, sondern fünf und vierzig Garben halten, und wie's mit der einen Garbe wird, die der Knecht vom Wagen nehmen und den Rindern vorwerfen darf, das, meinte der Schaffner, sei noch nicht ausgemacht."

„Hoho!" schob der Orgler ein.

„Nur was auf den Rädern," fuhr der Meyer fort, „und was auf der Tenne liegen bleibt, soll dem Meyer gehören."

Der Cuonrad schüttelte von Neuem. „Das sind leere Reden des Schaffners," sagte er nach einer Weile, während der Andere aufstand, um einen Blick auf die Heuernte hinab zu thun. „Aber der Bruder Hans wird wohl dahinter stecken, und, wie ich gesagt habe, man möchte Euren Laubi auf schickliche Weise Euch abnehmen. Ihr habt das Vieh zu gut herausgefüttert, gebt ihm nur, wie's die Kilchberger mit verrufenem Vieh machen, das Wasser statt in einem Trog, in einen Ritheren (Korb) und füllt den Gelten (Futtertrog) hübsch mit Steinen, statt mit Klee — da wird nach drei Tagen Euer Laubi Keinem mehr in die Augen stechen."

Der Meyer that, als ob er sich schon anders zu helfen wissen werde.

„Wie's mit dem Forstwart ging, wißt Ihr," begann er von Neuem, indem er sich wieder auf die Bank setzte.

„Er brachte das Heu nicht fort?"

„Muß er's denn nicht allein forttragen, wenn's sein eigen sein soll? Ich hab's nie anders verstanden."

„Freilich," sagte der Orgler, sein Gedächtniß mühsam

auffrischend. „In unserm Rodel zwar steht's nicht, aber in dem von Hoengg ist's deutlich zu lesen, und danach hat sich der vorige Meyer richten dürfen.“ Er stand auf und ging in's Haus, wo in einem alten Eisenkasten ein Packet Schriften lag, von denen außer dem Meyer Keiner in der Gemeinde etwas wußte, und deren Kenntniß dem Cuonrad das Ansehen eines rechtskundigen Mannes auf manche Stunde im Umkreis gab. Woher die Schriften stammten, wußte auch der Meyer nicht, doch hatte er vor etlichen Jahren bei einer Reise nach Freiburg von einem evangelisch gewordenen Klosterschreiber reden hören, der Pergamentabschriften unter der Hand feil geboten habe; und er vermuthete ganz richtig, daß der damals in Freiburg weilende Orgler seinen Schriftenschatz jener seltenen Gelegenheit verdanke.

Der Orgler trat nach einigem Suchen wieder vor die Thür; „Sibylla,“ sagte er zu dem Schwarzkopf, „geh' mit dem Bruder Reisig holen; hier, nimm den Hanfstrick mit und lose! (hör!) Lad' wenig auf, damit ihr zeitig heim seid.“

Als Beide fort waren, sah sich der Orgler nach allen Seiten um, und da Niemand nahe schien, auch sein abgelegenes Haus nur vom Thal aus frei sich übersehen ließ, holte er ein Packet Pergamentschriften aus dem Kasten hervor, die ein buntseidenes Band zusammenhielt. Mit seiner Pisaner Kneifbrille auf der Nase stöberte er in den vergilbten Blättern, deren Schrift dem Meyer nicht viel Verständlicheres enthielt, als etwa für das Auge Ungeweihter die Logogryphe eines Galilei oder Huygens noch heute enthalten.

„Witnowe,“ las der Orgler blätternd, „Espach, Bols-

wiler, Tannegg und Fischingen — — — Hoengg, da steht's: Hoengg . . ."

Der Meyer, mit einem Auge die aufsteigenden Wolken in Obacht haltend, auf die schon die Klarheit des Alpenbildes vorbereitet hatte, mit dem andern seine Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Belehrung möglichst deutlich darthuend, blieb mit vorgestemmten Armen auf der Bank neben dem Orgler sitzen.

Dieser begann mit halblauter Stimme, aber um so wichtigerer Miene, die Brauen hoch aufgezogen:

„Zuvörderst: Es ist zu wissen, daß der Meyer und die Huber zu Hoengg alle Jahr am St. Stephanstage kiesen sollen einen Forster."

„Hm, hm," brummte der Meyer zwischen den Zähnen, „unserer wird uns gesetzt."

„Abermals," fuhr der Andre lesend fort, „soll der Meyer von Hoengg dem Förster in Mitten der Hofwiese geben eine Bürde Heu, die derselbe Förster selb dritt auf sich möge heben, die er doch allein dannen soll tragen. Fällt der Förster mit der Bürde Heu auf der Hofwiese, so soll sie dem Meyer bleiben, fällt aber der Förster außerhalb des Zauns, so soll er sie behalten und mag dannen tragen, auf welche Weise er will, ohne mengliche Widerrede, und soll das Loch des Zauns, wo er durchgegangen ist, wiederherstellen."

Der Meyer gukte aufmerksam auf das Pergament, als folge er Zeile für Zeile.

„So steht's da," schloß der Orgler.

„Und bei mir ist der Forstwart," sagte der Meyer ver-

ächtlich, „schon auf der Hofwiese gefallen und hat das Heu doch mitgenommen, der Bruder Hans sprach's ihm zu."

„Was nicht bei uns verbrieft und beschworen ist," versetzte der Orgler, die Brille abnehmend, „das hinkt auf drei Füßen. In Hoengg mag auch fortziehen wer will, und weder Vogt noch Probst dürfen sein Rind oder sein Gewand oder sein Schwert behalten. An den Wagen greifen, ob sie ihn heben können, steht ihnen auch nicht zu. Es ist ausdrücklich beschworen worden."

„Und mit des Meyers Kindern," schob der Meyer ein, das ihn zunächst Betreffende vor Allem wichtig haltend, „mit denen ist's auch anders als wie bei uns."

„Ihr meint wegen des Fuders Holz?" fragte der Andere. „Ja, ja, wenn dem Meyer in Hoengg ein Kind geboren wird, darf er sich ein Fuder im Wald hauen. Sie haben da noch andre Rechte; ihre Kinder dürfen die Dorfleute an Wen sie wollen aus der Gemeinde verheirathen, und Probst und Vogt reden nicht drein."

Der Meyer, dem die Dorfleute gleichgültiger waren und der sich wenig um dasjenige kümmerte, was nicht geradezu seinen Hof betraf, verfiel bei dieser Abschweifung wieder auf den Gedanken, der ihm öfters bei gleichem Anlaß schon gekommen war, daß man sich hüten müsse, mit dem Orgler von Rechtsdingen zu reden, er wisse kein Ende zu finden.

„Was geschneid's mich?" brummte er vor sich hin. Dann setzte er aufstehend laut hinzu:

„Gehabt Euch wohl, Orgler, mir ist's, als werd's noch eine Traufe geben. Wird aber dem Abt sein Heu naß, da

läßt er's auf dem Felde faulen, und an mich kommt gar nicht die Reihe zum Schneiden. Ich muß nur selbst nachschauen." Er wollte dem Cuonrad die Hand schütteln und gehen. Der aber war mit seinen Gedanken noch zu tief in den Dingrodeln. Er hielt den Meyer beim rothen Brustfleck fest. „Mit den Ehen," sagte er, den Finger an die Nase legend und in die Luft redend, „halten sie's hier auch anders, als geschrieben steht. Bei einem Pfund Strafe muß jeder achtzehnjährige Bursche ein Weib nehmen, und wenn ich, bis meine Sibylla vierzehn Jahre alt ist, nicht den Beweis fertig bringe, daß sie nicht zu Gotteshausleuten gehört, so muß auch sie bei einem Pfund Strafe freien."

Der Meyer wurde einen Augenblick aufmerksam, schwieg aber und blickte in's Thal hinab.

„Das Alles steht in dem Rodel von Weitnau geschrieben; der unsere sagt nichts davon. Es gilt aber doch für uns mit."

Der Orgler ließ den Brustfleck des Meyers los, und dieser suchte, soweit seine schwere Gestalt es gestattete, auf dem kürzesten Wege, nicht selten auf dem Sitze rutschend, in's Thal hinab zu kommen.

Kaum war er außer Sicht, und der Orgler stand noch mit dem Kasten und dem Pergamentbündel auf der Schwelle seines Hauses, als der Bruder Hans um die Ecke desselben bog und dem erschrockenen Orgler sich mit der ihm eigenen demüthigen Art näherte.

„Ich soll Euch bitten, Orgelbauer," sagte er, scheinbar

die Blätter nicht bemerkend, „morgen zeitig auf die Abtei zu kommen.“

Der Cuonrad hatte nur noch Sammlung genug, um zustimmend zu nicken. Dann ging der Bruder Hans, sich vor dem Kreuz am Karrenwege verneigend, mit leisen Sandalentritten waldeinwärts, wo ein Richtweg nach dem Kloster führte.

Sechstes Kapitel.

Venedig bei Nacht.

Wir sind genöthigt, zwei Jahre zurückzugreifen, um nachzuholen, was sich mit Bezug auf unsere Erzählung jenseits der Alpen ereignete.

Wenn wir den Chronisten Venedigs trauen dürfen, gab es in jener Zeit, soweit die Erde und ihre Inseln auf den großen Wandkarten des Dogenpalastes verzeichnet waren, keinen zweiten Ort unter dem Monde, der geeigneter gewesen wäre, den Verlust des Paradieses uns verschmerzen zu lassen. Unter dem Monde, sagen sie; denn die Sonne ist zu eifersüchtig auf die schöne Lagunensirene, um sie neben sich zur Geltung kommen zu lassen. Beim Sonnenschein blendet der ihr vom Süden aus vorgehaltene Meeresspiegel, daß man die Augen kaum öffnen mag. Beim Sonnenschein glüht der breite St. Markusplatz, daß kein zarter Fuß ihn

zu überschreiten wagt. Beim Sonnenschein hält sich die Luft sogar, immer schwüler werdend und sich doch nicht ganz aus den Häuserschatten herausgetrauend, hartnäckig in den engen Gäßchen, und die Canäle, statt zu kühlen, erhöhen durch ihre Ausdünstungen noch das Unbehagen der vergebens nach einem erfrischenden Windhauche Schmachtenden.

Aber im Mondlicht — da athmet Venedig auf, und wird sich seiner ernsten Marmorschönheit bewußt. Da ist's, als wachse, einer klaren Wasserblase gleich, der Dom des heiligen Markus und drohe zerspringend an die Buddhistische Bedeutung der Kuppelform — an die einer Wasserblase ähnliche Vergänglichkeit aller irdischen Dinge — zu mahnen. Da ist's, als strecke der Löwe der Piazzetta die Krallen aus, und schlage kraftübermüthig mit dem Schweife. Da ist's, als strebe der untere Arkadengang des bunten Dogenpalastes mit Gewalt empor, seiner gedrückten Verhältnisse bewußt, einem Unterworfenen ähnlich, der nach langem Kniebeugen sich aufrichten und wenigstens stehend tragen möchte, was er nicht abzuschütteln vermag. Und zwischen diesen lebendig werdenden Stein- und Erzgebilden wogt's leise flüsternd hin und her, bald im Schatten der Rundbogen des alten Procuratorenpalastes, ungesehen, unbelauscht, dem Monde hold, weil er eifersüchtige Späheraugen blendet, bald ihm grollend, weil plötzlich durch einen neckenden Strahl desselben Beschützers verliebte Nachtwandler und Nachtwandlerinnen überrascht und verrathen wurden. Denn Nachtwandlerinnen, unheilbare Somnambulen, sind und bleiben die Töchter der Dogenstadt, und wenn ihre feine Hautfarbe den Neid

und die Bewunderung sonnverbrannter Schönen andrer Himmelsstriche erregt, so mögen diese sich damit trösten, daß durchwachte und durchwandelte Nächte ohne Zahl der Preis des Geheimmittels sind, um dessen Besitz sie Jene beneiden. Freilich dem Wandeln ergeben sich nicht Alle; wem eine Gondel erreichbar ist und ein verschwiegener Gondolier, der vertraut sich lieber der schaukelnden Wasserwiege, und läßt die Poesie ihrer Erscheinung sich um Nachsicht verwenden für den poetischen Daseinsgenuß, der in ihren Schutz flüchtet. Auf weichen Polstern gelagert, lauscht sich's da gar so gut dem verliebten Geplauder, das aus der Gondel nebenan herüber tönt, der unermüdlichen Gondel, die immer nahe bleibt, so oft zum Schein die schöne Lauscherin auch ihrem Fährmann, eiliger zu rudern, gebot. Im Schutze des schwarzen Baldachins vergiebt sich gar so leicht der viel deutsame Händedruck, der ein Geständniß wagte, zu dem das Taglicht nimmer Amen sagen dürfte. Vom plätschernden Ruder und vom hallenden Rufe der Gondoliere übertönt, verräth die Zunge gar so manches Wort, das zu andrer Stunde sich nie aus dem Perlenverschluß der schönsten Zähne heraus getraut hätte, und das dem Hörer noch wie ein Traumgruß im Ohre klingt, wenn ihn wenige Stunden darauf das laute Tagesgeräusch wieder gefangen nimmt. Und wenn die Morgenluft kühler weht, wenn's im Osten dämmert, wie scheidet sich's da so schwer, noch von den hangenden Vorhängen des verschwiegenen Schiffchens beschützt, am Fuße der marmornen Palasttreppe, der die Wellen Allerlei verrathen möchten und nicht können, und auf deren unteren Stufen der alte

Hausdiener mit der Fackel steht, der besorgte Graukopf, der nicht sagen darf, was er von den nächtlichen Lustfahrten der jungen Gebieterin hält, und wie so manche junge Venezianerin schon ein Opfer der gefährlichen Wasserwiege ward.

Was jetzt schwarz und sargähnlich düster ist, war vor dreihundert Jahren bunt und prachtstrahlend. Farbige Lampen von Seidenzeug machten Nachts die Wasserstraße des Canal Grande zu einer wogenden Lichtmasse, und wer von dem Glockenthurm oberhalb der Logetta einen Blick auf dieses nächtliche Treiben hinabwarf, mochte zweifelhaft sein, ob der Himmel seine Sterne auf die Erde geschickt habe, oder ob riesenhafte Leuchtkäfer die Paläste der Bianco Capello, der Bragadin, der Foscari und der Faliero umschwärmten.

„Lasse die Gondel des Dogensohns nicht vorkommen, Cola!" rief ein Mann, der, ausgestreckt auf den Polstern seiner offnen Gondel, ein vorauseilendes Schiff mit blausammetnem Baldachin nicht aus dem Auge ließ.

Der Fährmann aber hütete sich, dem Befehle Folge zu geben. „Es könnte mir und Euch, Signore, den Kopf kosten," sagte er, das Ruder senkend.

Der Ruhende richtete sich auf einem Arm in die Höhe und war im Begriffe, die Warnung mit einem erneuerten Befehl zu erwidern, als ein Zuruf ihn zurückhielt.

„Amico!" klang es aus einer goldstrahlenden Gondel herüber, die sich ebenfalls vor den mächtigen Rudern der Dogengondel auf die Seite geflüchtet hatte, „Carissimo mio!" Und eine Einladung von wohlbekannter Stimme im echt venezianischen Dialekt beschloß den fröhlichen Zuruf

Der Angesprochene murmelte einen deutschen Fluch, der mehr dem unfolgsamen Fährmann als der Unterbrechung galt, und trat mit grüßendem Hutlüften in die Nachbargondel hinüber.

„Ihr waret da auf schlechter Fährte," rief der Venezianer von Neuem, indem er dem Geladenen die Hand schüttelte, und ihm in den bunten Kreis von fröhlichen Genossen einen Sitz frei machte. „Heute müßt Ihr Euch schon mit uns begnügen, wenn anders unsre Damen" — es waren ihrer fünf oder sechs zugegen — „Euch nicht zu kalt lassen. Hier," fuhr er fort, auf den Deutschen zeigend, „Signor' il Cavaliere della Silva nera, der beste fremde Degen, der je im venezianischen Dienste einen Osmanenschädel spaltete, Inhaber einer undenklichen Anzahl äußerer und innerer Wunden, rechte Hand des Herrn von Venedig" — er verneigte sich spöttisch ernst in der Richtung der verschwindenden Dogengondel — „und, wie ich merke, gefährlichster Nebenbuhler des hochweisen Dogensohnes — —"

„Tace, tace!" unterbrachen zischende Stimmen den Vorlauten, und allseitiges Anschlagen der auf dem Gondeltisch liegenden Lauten verrieth, daß man die weitreichenden Ohren der Inquisition nicht aufmerksam zu machen wünschte.

Während der Deutsche, in dessen vollen Bart sich schon einzelne früh graue Haare mischten und dessen gefurchte Stirn von dem leichtsinnigen Ausdruck des Mundes und der unsteten Augen eigenthümlich abstach, während der Deutsche in der erregenden Nähe so fröhlicher Nachtschwärmer sich dem Zauber südlicher Leichtlebigkeit willig gefangen gab, versuchte

eine Geige sich in richtige Stimmung mit den Lauten und einer bereits Triller und Sprünge vorausübenden Flöte zu setzen. Auch Stimmen räusperten sich, Notenblätter wurden entrollt, ein schäkerndes Paar am weitvorragenden sägenartigen Schnabel der Gondel mußte mit Kichern und Lachen pausiren, und als man in einen schmalen Seitenkanal eingebogen war, begann plötzlich unter den niedrigen Fenstern eines alterthümlichen Gebäudes die lange vorbereitete Serenade.

Wem galt sie? Es ist für unsere Erzählung gleichgültig, ob der schönen Tochter des Niederländers Adrian Willaert oder aber diesem Altmeister der Venezianischen Musik selbst, ihm, dessen Tonweisen damals sogar den albanesischen Corsaren noch bei der Heimkehr in ihre Schlupfwinkel in den Ohren klangen, wenn sie mit ihren leichten Barken sich keck in die Gewässer des singenden Venedigs gewagt hatten. Vermuthlich sollte in ihm die Kunst, in ihr die Schönheit durch diese Serenade eine Huldigung erhalten. So faßte es auch der Meister Adrian auf. Er trat an die nach dem Canal hinabführende Treppe, seine nordisch schöne Tochter an der Hand, und ob auch der gute Wille für manchen falsch gegriffenen Ton eintreten mußte, er dankte doch durch Handbewegungen mit freudeleuchtendem Gesicht Denen in der Gondel.

Der Veranstalter des Ständchens füllte einen Pokal mit schäumendem Wein aus Cypern, und trank auf das Wohl Beider. Aber da weder der Vater noch die Tochter in italienischer Zunge zu antworten sich getrauten, so ließ die Tochter

sich eine Laute reichen und dankte durch ein deutsches Lied, das sie um so besser sang, um so geläufiger ihrem Herzen der Inhalt der Worte schien. Daß es der Gruß eines Mädchens an ihren fernen Geliebten war, ahnten wohl Manche mit südlich raschem Verständniß, aber die Worte verstand nur Einer in der Gondel, und der verhüllte sein Haupt mit dem Mantel.

Wunderbarer Zauber der Heimathsprache! Zwiefach wunderbarer des gesungenen Wortes! Lange, endlose Jahre, in Zerstreuungen aller Art verlebt, waren dem Manne, der sein Haupt verhüllte, in dieser einen Minute wie aus dem Gedächtnisse verwischt, und vor seinem Geiste stand ein verschollenes Bild, frisch von Farbe, als wäre es gestern erst gemalt, und blickte ihm Vorwürfe in's Herz, daß kein Tropfen Blut in seinen Wangen blieb. Er sah in Gedanken die Bas'ler Brücke, das Herbergschild zum Schellenkönig, das enge Quartier, zu welchem ein junges Weib ihm schüchtern die Thüre geöffnet hatte, so oft er, heimkehrend, um Einlaß pochte. Denn schüchtern war Sibylla geblieben, auch nach der Einsegnung noch, und was sie ihren Schwarzwaldgästen gegenüber nie empfunden hatte, das Gefühl der Dienenden, das konnte sie dem fremden Manne gegenüber von dem Augenblicke an, da er ihr ernsthaft seine Hand bot, nicht mehr los werden. Was war, so fragte sich Rutker, was war aus ihr geworden? Hatte er der Nachricht von ihrem Tode trauen dürfen, er, den Berichte aus der Heimath so oft schon hintergingen? Waren, wenn sein Leichtsinn sie in Elend und Tod stieß, die wenigen Entbehrungen und Gefahren in

den Kämpfen um Cesino, Paros und Skio eine Sühne gewesen, die ihm das verlorene Recht wiedergab, frei aufzublicken? Wenn er wirklich zu Zeiten innerer Zerknirschung den Tod gesucht hatte, verminderten diese vorübergehenden Stimmungen lebensmüder Verzweiflung die furchtbare Schuldsumme, die er auf sein Gewissen häufte, gab es dem armen Wesen, das sich ihm vertraut hatte, das Leben zurück, oder, wenn es ja lebte, wurde jahrelanger Jammer dadurch gut gemacht?

Noch klang das Lied der Niederländerin im Ohr des Deutschen wie die Vorwurfsklage einer Verlassenen, und als es verhallt war, füllten sich seine Augen mit Thränen, die ihm glühend schienen, als sollten seine Wimpern versengt werden.

Unfähig, weiche Stimmungen zu ertragen und ihre reinigende Macht walten zu lassen, schlug er den Mantel zurück und kühlte die brennende Stirn im Nachtwinde, dem die Gondel beim Umlenken in den großen Canal entgegenarbeitete.

Die fröhlichen Genossen in des Schiffes Mitte tranken und scherzten; harmlos war ihre Heiterkeit, zwanglos der tändelnde Verkehr; jeder gab sich der sorglosen Stimmung hin, welche die Nähe schöner Menschen, die erheiternde Bacchusgabe, der Wechsel von Sang und holdem Geplauder, so leicht dem Gemüthe mittheilen. Keiner beachtete des Fremden Miene, und sah ja ein schwarzes Mädchenauge zu dem Fernstehenden hinüber, so blieb es nicht haften; zum Grillen-

fangen war die Nacht zu schön, das Leben zu leicht und Venedig zu fröhlich.

Aber aus einer vorübergleitenden Gondel sah ein schön'res Auge, als die musikalische Gondel deren aufweisen konnte, das bleiche Gesicht des Mannes und schaute scharf zum zweiten Male, wie sich mühend, einem Blicke zu begegnen. Der Deutsche bebte zusammen. Er wollte mit dem Mantel sein Antlitz verdecken, aber der Arm versagte ihm den Dienst. Starr blickte er nach der Gondel, aus deren blausammtnem Gemache wohlbekannte Züge ihn fragend angeschaut hatten.

Er sah eine schneeweiße Hand den Sammetvorhang zurückfalten, wie um die flüchtige Begegnung der Blicke zu verlängern; er sah einen Ring an ihrem Finger glänzen, einen Ring, den er wieder zu erkennen glaubte; und als die blaue Gondel seinem Auge entschwand, hielt er — ihm war es zugeworfen worden — ein weißes, duftendes Taschentuch in der Hand, das von Thränen feucht war.

Siebentes Kapitel.

Tomasa Anafesto.

Wer an den vielen germanisch-orientalischen Palästen des großen Canals von Venedig sich vorüber rudern ließ, dem fiel unter diesen steinernen Schmuckkästen verschollener Pracht gewiß ein Gebäude in die Augen, das durch seine vorwiegend

orientalische Zierlichkeit von den andern Palästen trotz großer Ähnlichkeit absticht. Durchbrochne Gallerien laden zum Hinaustreten in's Freie ein und überlassen dem Innern, so scheint es, nur diejenigen Nützlichkeitsdienste, welche in rauhen Wintertagen zur Geltung gelangen. Blühende Citronen- und Orangenbäume in mächtigen Kübeln verwandeln die steinernen Freiplätze in einen, Duft und Schatten spendenden Garten, dessen Hintergrund die beweglichen Glasthüren des Mittelsalons bilden, wie er den venezianischen Häusern jener Zeit eigen ist. Sind die Thüren geöffnet, so blickt man durch das glatte Laub des schwebenden Gartens in reich ausgestattete Räume. Bilder hängen an den Wänden, Sculpturen schmücken Nische, Wandfries und Kamin; Polster von edlen Stoffen, köstliche Teppiche, fein ausgelegte Tische und Sessel erinnern an die Mährchen des Orients, bereichert durch die Zuthaten europäischen Kunstgeschmacks.

Cã doro nennt dies Haus der Gondolier, casa doro nennt's der Cicerone, und wer nicht an dem Namen sich genügen läßt, erfährt noch, daß dieser Palast eines untergegangenen Geschlechts den Lorbeer beherbergt, auf welchem eine vielgenannte Peri unsrer Tage von ihren Triumphen ausruht.

Zur Zeit aber, als die Gondeln noch keine Trauer angethan hatten, als man dagegen noch hinter schwarzen Halbmasken seine Züge zu verbergen liebte, als das goldne Buch der Republik noch von 1200 Nobilifamilien wußte, die in ihren schwarzen Kleidern und Mänteln sich von der buntscheckigen Null des rechtlosen großen Haufens wunderbar

feierlich unterschieden; zur Zeit, als noch die Todesstrafe nach zweimaliger Warnung jedes Wort traf, das sich gegen die Regierung auflehnte, und ebenso jeden Zusammenhang, den ein Nobile mit dem Minister eines fremden Staates unterhielt; zu jener politisch unfreien, erotisch fessellosen Zeit war die Casa doro diejenige Stelle des großen Canals, wo die Gondeln Unberufener mit verschlossenen Thüren und Fenstern möglichst unbeachtet sich vorüberstahlen, um nicht den Verdacht des Geheimnißbelauschens auf sich zu laden und kein Stirnrunzeln der Inquisition zu verschulden.

Nur des Dogensohns Ruderer lagen Abends manche Stunde lang vor der Marmortreppe der Cā doro und verkürzten sich die Zeit mit Strophen aus Orlando furioso, Strophen, die der Eine in langehaltenen Tönen dem Andern zurief, der sie in gleich schwermüthig klagender Weise erwiderte.

In dem Hause wohnte Tomasa Anafesto, der letzte Sprosse eines uralten Geschlechts, das seinen Stammbaum auf die Zeit des ersten Dogen Venedigs, auf das Ende des siebenten Jahrhunderts zurückdatirte, wenn anders der in Ungnade gefallene Bewahrer des goldnen Buchs nicht recht behielt, der da einmal geäußert hatte: die echten Anafesto's seien bereits vor Marino Faliero's Enthauptung, wenn nicht gar vor der Blendung Enrico Dandolo's ausgestorben.

Mochte dieser Zweifel übrigens in den Augen der fünf Adelsklassen auch von nicht geringem Gewichte sein, er ließ doch, wenn sich's um der Venezianerin Schönheit handelte,

keiner Federdaune Schwere gegen sie in die Wagschale fallen. Selbst Tizian, dessen Pinsel nicht leicht zu gewinnen war, ließ sich nicht lange überreden, als ihm die Bitte vorgetragen wurde, sie zu malen; und wenn es auch nicht erwiesen ist, ob das berühmte Bild der Gallerie Sciarra in Rom, la bella di Tiziano, in Wirklichkeit das Portrait der letzten Anafesto ist, so würde doch die bloße Vermuthung schon zu dem Schlusse berechtigen, daß nicht nur in schönen Verhältnissen des Gesichts, sondern mehr noch im seelenvollen Ausdruck ihr Alles gewinnender Zauber bestand.

Sie war fast noch Kind gewesen, als am letzten Abend eines Venezianischen Carnevals sie unter den Hallen des alten Procuratorengebäudes an die Seite Rutkers von Greiffensee gekommen war. Damals hatte ihre knospenhafte Erscheinung kaum die ersten Hüllen gesprengt, aus deren schützender Haft die volle Blume ihrer Reize hervorstrebte. Um so mächtiger zog sie den Fremden an. Er war leichtsinnig, aber nicht schlecht, und während in der tobenden Ausgelassenheit seiner Jünglingsjahre sein Herz nie mitgeredet, seine Hand sich nie zur Knüpfung eines dauernden Bandes ausgestreckt hatte, trat ihm in der kindlichen Treuherzigkeit der jungen Venezianerin auf einmal eine Seite des weiblichen Zaubers nahe, die ihm fremd gewesen war. Er hatte Jungfrauen gekannt, die ihm als solche begegneten. Er hatte Kinder gekannt, mit denen er wie mit Kindern umging. Das Gemisch von Beiden, wie die Sonne Italiens es zuweilen zeitigt, war ihm neu, reizvoll, unaussprechlich wohlthuend, und als er seinen Ring dem schönen Mädchen an den Finger steckte,

glaubte er für alle Ewigkeit sie und sich gegen die Macht des Bösen in der weiten Welt gefeit.

Das lag jetzt weit hinter Beiden. Rutker hatte Venedig um einer Fehde willen meiden müssen. Er war, ihr Bild im Herzen, mit dem Glauben über die Alpen gestiegen, des Vaters Testament werde sich ändern lassen, er werde als bestätigter Herr der väterlichen Liegenschaften die Lagunenstadt wiedersehen und seine Auserwählte sich für immer verbinden können. Aber mit den rauhen Lüften trat auch die nüchterne Wirklichkeit rauher an ihn heran, wandelte Arglosigkeit in Mißtrauen, Herzensgüte in Herbheit, Gewohnheit leichten Daseinsgenusses in Verwilderung um, und ließ in ihm zu Grunde gehen, was das aufsichtslose Treiben langer, toller Jahre nicht zu ersticken vermocht hatte.

Was ihn dann mit den Vorschüssen des Bas'ler Wechslers heim trieb nach der Lagunenstadt, war nicht Sehnsucht allein; es war die Unerträglichkeit des unthätigen Abwartens, zu dem er sich verdammt hatte; es war die Scheu vor sich selbst, die er im Kriegslärm zu betäuben hoffte; es war Lebensüberdruß, Jugendkraft, Zorn gegen sein Geschick, Scham vor dem Wappenschilde, das er nicht nur befleckte, das er auch verrosten ließ.

Als er den Glockenthurm von St. Marco von fern erblickte, fühlte er die Unmöglichkeit, dem Mädchen, das seinen Ring trug, unter die Augen zu treten. Eine furchtbare Angst vor einem neuen Verbrechen bemächtigte sich seiner. Auf einer Venezianischen Galeere, welche nach Skio die Anker lichtete, schiffte er sich ein und kämpfte die für Venedig erfolg-

losen Treffen mit, welche im Laufe der Jahre so manche viel bestrittene Insel der stolzen Oberherrlichkeit der Dogenstadt entrissen. Belohnungen, wie sie zu jener Zeit nur Venedig seinen Feldherren gewährte, wurden sein. Von einer Rangstufe stieg er zur andern, und sein erwachter Ehrgeiz hätte ihn vielleicht noch lange Zeit in der Bresche gehalten, welche der Macht Venedigs für immer unheilbringend zu werden drohte, wenn nicht eine schwere Verwundung ihm geboten hätte, sich aus der verlockenden Nähe des Kriegsgetümmels eine Zeit lang ganz zurückzuziehen. So kam er nach Venedig. Nicht alt, aber gealtert; nicht müde und gebrochen, aber schwankend zwischen den letzten Spätkeimen eines tief gewurzelten Leichtsinns und den düstern Anfängen einer oft schon mächtigen Schwermuth; aufrecht gehalten durch den Glanz seiner Kriegsthaten, durch das Bewußtsein, einen militärischen Ruf vor sich aufgehen zu sehen, durch die Scheu, von seinem Innern die Außenseite Rechnung geben zu lassen.

Zwei Tage weilte er in Venedig und hatte noch nicht gewagt, Nachforschungen über einen Namen anzustellen, den er zu vergessen vergebens bemüht gewesen war, — da reizte ihn der Schattenriß eines weiblichen Profils, wie sich dasselbe auf der weißen Rückwand jener blausammtnen Gondel im Schein der Wachsfackeln abzeichnete. Die Gondel entschwand ihm damals. Eine Stunde später aber begegnete sie ihm von Neuem, er war erkannt worden, und als Zeichen, daß auch er richtig gesehen hatte, diente ihm der Namenszug in dem thränenbenetzten Taschentuche.

Achtes Kapitel.

Entblättert?

Die Lauten, die Geige und die Flöte hatten noch hie und da ein Ständchen gebracht. Das Fäßchen Cyperwein war über die Hälfte geleert und das Nachgebliebene den Gondelführern zugewiesen worden. Auf den Kissen des unbedeckten Schiffes lagerten plaudernd in nachlässigem Durcheinander die musikalischen Schwärmer und ihre fröhlichen Schönen. Die Einen hatten über das Nächsterreichbare die Reize der schönen Niederländerin längst vergessen, die Andern — und das waren zwei Soprani und drei Alti — hatten ihr vergeben, daß sie die dargebrachte Huldigung mit auf sich bezog.

Rutker war nicht mehr in dem fröhlichen Kreise. Die erste leer vorbeigleitende Gondel hatte ihn, von den Andern nicht beachtet, ihrer Genossenschaft entführt. „Wohin, Signore?" fragte der Bootsmann, das Ruder am Hintertheil der Gondel dem noch nicht gehemmten Lauf derselben entgegenstemmend. „Der blauen Gondel nach!" war die Antwort.

Der Gondolier sah sich um. „Der sammtblauen?" sagte er, den Ton senkend.

„Eben der! Fa presto!"

Aber der Frager ließ sich Zeit, ein bedenkliches Gesicht zu machen, die rothe Wollenmütze zurecht zu schieben und beim

Umwenden in das Gedränge anderer Gondeln zu gerathen, die sich in der Nähe der Rialtoinsel wie ein Knäuel in einander geklemmt hatten.

„Welche Feiglinge, diese Schiffer!“ rief Rutker, ungeduldig aufspringend, um die an ihren blauen Laternen noch in der Ferne erkennbare Gondel nicht von Neuem aus dem Auge zu verlieren. „Wo werden wir das blaue Schiff wiederfinden, Gondolier?“

„A Casa,“ gab dieser halblaut zurück.

„A Casa, ma dove a casa?“

„A Ca doro“ war die leise Antwort.

Eine plötzliche Röthe überflog Rutkers Züge. Gestern durch den Canal grande fahrend, hatte ihm ein Gondolier mit ähnlicher Geheimthuerei die Gründe angedeutet, warum sich's nicht gut nahe an der Casa doro vorbei rudere. Der Dogensohn habe Späher in der Nähe. Man thue wohl, an der andern Seite der Häuser zu bleiben. Wen ließ der stolze Venezianer dort bewachen? Was hatte vorhin der Schwätzer in der musikalischen Gondel mit der Nebenbuhlerschaft des hochweisen Dogensohnes sagen wollen?

Ein Schmerz, der ihn lange nicht heimgesucht hatte, preßte seine Brust so jäh zusammen, daß er auf die Bank des Schiffes zurücksank und manche Minute lang nichts von Allem sah und hörte, was um ihn vorging.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, lag die Gondel im freien Wasser und der Schiffer wartete gelassen der weitern Befehle, da die blaue Gondel längst nicht mehr sichtbar war.

„Signore,“ sagte er flüsternd, „Ihr seid Forestiere. Wollt Ihr einer alten Lagunenratte trauen, so kehrt nach Eurer Wohnung zurück und muthet mir nicht zu, auf so gefährlichem Fischfange Euer Führer zu sein.“

„Alter Mann,“ erwiderte Rutker, „und wenn mir's in der nächsten Stunde den Kopf kosten sollte, ich muß die Dame sprechen, die der Dogensohn so streng bewacht.“

„Aber sie ist Venezianerin,“ sagte der Andere, nicht ohne mitleidige Theilnahme an dem Schicksal, dem der Fremde entgegen eilte. „Was geht sie Euch an? Sie wird's Euch nicht danken, wenn Ihr die Eifersucht des“ — er deutete über die Achsel, als stände der Lauscher schon hinter ihm — „wenn Ihr da noch neues Oel in's Feuer gießt.“

Rutker hatte kaum die Worte des Gondoliers beachtet; er sah die Schwierigkeit, welche seinem Vorhaben entgegen stand, sobald er Anderer Hülfe bedürfen sollte. Er sann auf Mittel, seinen Zweck ohne fremden Beistand zu erreichen.

„Giebt's keinen Weg zu Lande nach der Ca doro?“

„Leise!“ flüsterte der Schiffer. „Eine enge Calle ist wohl da, aber wer sagt Euch, daß in dem Gäßchen nicht auch die Wände Ohren haben?“

„Setze mich an dem Traghetto aus, der dem Palast am nächsten liegt.“

Kopfschüttelnd tauchte der Alte das Ruder ein, und in wenigen Augenblicken verschwand die Gondel in einem finstern Seitenkanal, von wo aus sie unter Brücken und Balkons ihre verschwiegene Nachtfahrt fortsetzte.

So oft sie in einen neuen Wasserarm einbog, ließ der

Gondolier einen lang gehaltenen Ruf ertönen, dem von der entgegengesetzten Seite geantwortet wurde, wenn eine andere Gondel im Finstern herangerudert kam. Aus der Ferne tönten ähnliche Rufe und verhallten in der lauen Mainacht, die immer stiller und dunkler zu werden schien, je weiter man sich von der großen Bühne des fröhlichen Nachtschwärmens, von dem Canal grande, entfernte.

Endlich brachte der Alte die Gondel hart an die Stufen eines seitab gelegenen Landungsplatzes und bedeutete dem Fremden, auszusteigen. „Die fünfte Thür zur Linken,“ sagte er flüsternd, auf ein schmales Gäßchen deutend, wie deren viele hinter den Gebäuden Venedigs eine selten benutzte und nothdürftige Verbindung mit der Rückseite der Häuser herstellen.

Rutker drückte dem Alten eine Münze in die Hand und tappte die finstere Treppe hinauf, während der Venezianer möglichst rasch von dannen zu kommen suchte und noch in derselben Minute in einen weniger verdächtigen Seitencanal zurückbog.

Das Gäßchen war so schmal und die Häuser so hoch, daß auch ein minder bewölkter Nachthimmel Mühe gehabt hätte, der Dunkelheit Herr zu werden, die schon um die Zeit des Ave Maria-Läutens davon Besitz zu nehmen pflegte. Rutker konnte deshalb nur mit den Händen, an der linken Häuserreihe entlang tastend, die Thüren zählen. Als er die fünfte erreicht zu haben glaubte, störte ihn ein Geräusch wie ferne Fußtritte, dem er lauschte, bis ihm zweifelhaft ward, ob es wirklich die fünfte Thür gewesen sei; er tastete zurück und

wieder vor. Die fernen Schritte ließen sich nicht mehr hören, und auch eine vorübergleitende Gondel mit kleiner purpurrother Blendlaterne, die ihr feuriges Streiflicht in das Gäßchen warf und es einen Augenblick glutroth erhellte, verschwand wie sie gekommen war.

Ein Eisenhammer hing an der Thüre, vor welcher er jetzt stand. Er hob ihn, um zu pochen; aber ein tiefer Seufzer, der sich seiner Brust mühsam entrang, ließ den vorhin empfundenen heftigen Schmerz von Neuem stärker werden, so daß er beide Hände, um ihn zu bezwingen, auf's Herz pressen mußte. Der losgelassene Hammer tönte indessen gegen die Eisenplatte, über welcher er hing, und der Klang drang bis zu den Ohren des Thürwächters, der auf dem geräumigen Vorplatze des Palastes neben einer Ampel saß und zwischen Schlaf und Wachen im zweifelhaften Kampfe begriffen war.

Er stand taumelnd auf und zog den Riegel zurück, ohne ganz die Augen zu öffnen. „Kommst spät, Beppo," murmelte er. „Maledetto! Ein ander Mal magst Du in der Osteria Dein Nachtlager nehmen, wenn der Friaulsche Refosco Dich so lange beim Glase festhält." Während er brummend den schweren Eisenbalken vorschob und mit der Ampel seinem Lager an der Vorderseite des Palastes zuwankte, schritt Rutker die breite Steintreppe hinauf, welche in das erste und von da weiter in das zweite Stockwerk führte, wo die zum täglichen Gebrauch bestimmten Gemächer der Nobili zu liegen pflegten.

Ward er, ward ein Anderer erwartet? An jeder Treppenbiegung brannte eine silberne Ampel, und das Knarren

einer halb sich öffnenden Thür klang von dem obern Stockwerk herab.

Einen Augenblick schöpfte Rutker Athem. Ihm schwindelte es vor den Augen, und als er, um sich festzuhalten, statt des Treppengeländers den Knauf seines Degens in die Hand bekam, fehlte wenig, daß er die Marmorstufen rücklings hinabgestürzt wäre.

Endlich stand er auf der obersten Stufe, ein heller Lichtstreif deutete nach der halbgeöffneten Thüre. Er schritt auf sie zu — Tritte hallten ihm entgegen, ein Schrei ertönte und Tomasa, bleich wie der Tod, stürzte ohnmächtig vor ihm zusammen.

Mit starken Armen hob er sie vom getäfelten Boden auf und trug sie auf ein nahestehendes Kanapee. Ihr langes Haar hatte sich gelöst und floß in langen Wellen um seine bebende Hand, die ihren Kopf hielt, wie er seitwärts gesunken auf die Schulter herabhing.

Das war nicht mehr das Kind von ehemals, unentwickelt, zart, fast dürftig von Gestalt, dem er den Goldreif an den Finger gesteckt hatte, und das er dadurch zu feien glaubte gegen alles Böse dieser weiten Welt. Der Ring wohl war noch derselbe, aber auch er war zu eng geworden, und nur der kleine Finger hatte sich noch hinein bequemen wollen. Da saß er fest wie in's Fleisch gewachsen.

Auf ihrer Brust war eine Rose mit goldner Haarnadel befestigt gewesen. Eine ganz frisch aufgeblühte Rose, so schien's, aber der Fall hatte sie entblättert, und der kleine Moosstengel mit dem wenigen verbliebenen Grün sah so

traurig und vielsagend aus, daß Rutker sich unwillkührlich abwendete.

Schön war die Jugendgeliebte geworden, schöner als seine Träume sie ihm vorgezaubert hatten. Jede Welle ihres Wuchses, jede Linie ihrer Formen strebte jener höchsten Harmonie entgegen, wie sie nur die menschliche Gestalt in ihrer vollendeten Entwickelung uns in die Seele tönen läßt.

Aber die Augen waren geschlossen. Er fragte sich, ob er nicht träume? Betrog ihn etwa nur eine Aehnlichkeit, eine selbst willige Täuschung? War es wirklich ihr Haupt, das auf seiner Hand ruhte und — war diese Hand werth, es zu halten?

Ein dunkler Schatten stieg vor seinem Geiste auf. Er bebte zusammen. Als er jedoch genau hinblickte, waren seine Gedanken schon wieder auf anderer Fährte, und der Argwohn flüsterte ihm in's Ohr, der Schatten sei ein Venezianischer — er sei der des begünstigten Nebenbuhlers, der des Dogensohnes. . .

Ein zweiter, ein fremder Ring fiel ihm erst jetzt an Tomasa's Hand auf. Wie ein großer Diamant funkelte es an dem Ringe, aber das Wasser des Edelsteins war beweglich, unstät, fast einer wirklichen Flüssigkeit gleich, von krystallner Kapsel künstlich umgeben. Ein fremder Ring an Tomasa's Hand. . . ?

Er zog seinen Arm unsanft zurück, und die Ohnmächtige erwachte.

„O Madonna mia!“ seufzte sie, Rutkern anblickend und ihn mühsam erkennend.

Er konnte nicht antworten; mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht, und seine Lippen bewegten sich, als wollten sie reden und vermöchten es nicht.

„Du wirklich hier?“ begann Tomasa endlich mit noch schwacher Stimme — „Dio sia benedetto, benedetto, benedetto!“

Wohl war's die Kinderstimme von ehemals, wenn auch gereiften und veränderten Klanges. Er hörte sie, und bis in des Herzens verborgenste Tiefen vernahm er das Echo ihrer Worte.

„Du warst lange im Kriege,“ hob sie von Neuem an, „ließest mich lange allein! Stand es denn so schlecht um Venedig, daß man Deinen Arm so viele unendliche Jahre nicht entbehren konnte, daß Du auch auf einen kurzen Monat nicht zu mir kommen durftest —? ach, mir ist's wohl schlimm ergangen.“

Sie sank in die Kissen zurück und sprach leise vor sich hin, wie des klaren Zusammenhanges mit dem, was sie umgab, noch nicht wieder mächtig.

„Aber gleich hab' ich Dich in der Gondel erkannt,“ begann sie, mühsam sich aufrichtend und die Locken von der Stirne streichend, „gleich auf der Stelle, und ich sah Dich so fest an, daß mir's war, als müßtest Du den Blick wie einen Händedruck fühlen. Das Weinen kam erst plötzlich nachher, und da konnte ich Dich nicht mehr erkennen — ich warf mein Taschentuch Dir zu — seitdem habe ich geglaubt, Du seiest mir nur im Traume erschienen.“ — Sie strich mit

der Hand nochmals über die Stirne. „Fasse mich an, Rutker!“ rief sie plötzlich beängstigt, „Du bist's doch wirklich?“

Rutker reichte ihr beide Hände. Erst seit sie sprach und die Augen aufschlug, war die leidende Färbung ihres Wesens ihm zum Bewußtsein gekommen. Die Wangen, jetzt zwar nur schwach geröthet, hatten nichts Kränkelndes; aber der Blick und der Klang der Stimme verriethen auf flüchtige Secunden, welche Stürme die Seele zu Zeiten bestanden, welche Prüfungen sie erfahren hatte.

„Arme Tomasa!“ sagte er, schwer aufseufzend, „ich wage kaum die Lippen zu öffnen, aus Furcht, sie möchten nach Dingen fragen, von denen zu hören ich zittre. Wie viel hast Du durch mich gelitten, schuldlos gelitten, und wohin trieb Dich vielleicht meine Schuld!“

Eine glühende Röthe überflog ihre Wangen; ihr Blick streifte die strahlenden Wände des Gemachs und senkte sich dann mit schmerzlichem Ausdruck auf ihre Brust. Da hing noch, durch die goldene Nadel festgehalten, die entblätterte Rose und schien die Antwort zu geben, vor welcher dem Fragenden so bang war, die Auskunft über lange im glänzenden Elend verlebte Jugendjahre; schien Geheimnisse zu verrathen, die längst jede Schwalbe ausgezwitschert hatte, welche ihr Nest an dem Sims der Casa doro baute; schien von dem stolzen Dogensohne zu erzählen, wie die geknickte Lilie von dem Sturmwind, der sie brach.

Schien?

Als die Venezianerin wieder aufblickte, war ihre Stirne

frei, ihr Auge unbeschreiblich klar, der Ausdruck ihrer Züge selige Dankbarkeit.

Aus einem Wasserglase, das neben dem Kanapee stand, nahm sie eine volle, eben ganz erschlossene Rose, streifte die Wasserperlen von dem zarten Stengel und sagte, sie ihm reichend: „der darfst Du glauben.“

Rutker senkte langsam das Haupt; ihre beiden Hände fest an seine Lippen drückend, hielt er den Athem an, unfähig, den Aufruhr widerstreitender Gefühle in seiner Brust zur Ruhe zu bringen.

„Schuldlos!“ rief's in ihm, „schuldlos, treu, nicht geknickt, nicht entblättert? — und Du — — —!“

Der schwarze Schatten stieg von Neuem vor seinen Blicken auf, aber diesmal spielte ihn der Argwohn nicht in eine fremde Gestalt hinüber; er blieb, was er war, und drohte mit dem Finger, daß es Rutkern wie einem in den Abgrund Taumelnden zu Muthe war und er die Haare auf seinem Kopfe sich sträuben fühlte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Schwarze Gestalten auf Pelzsohlen stürzten leise in's Gemach, und ehe Rutker zu seinem Schwerte gelangen konnte, war er übermannt, geknebelt und in die Gondel hinabgetragen, deren purpurfarbene Laterne vorhin ein Streiflicht in das Hintergäßchen der Casa doro geworfen hatte.

Eine halbe Stunde später wurde eine der Camerini dei notai im Dogenpalaste geöffnet und dann mit doppeltem Schlosse wieder verwahrt.

Neuntes Kapitel.

Allerlei Nachtgethier.

Die Dunkelheit war eingebrochen, als der Bruder Hans von dem Kundschaftergange nach des Orglers Wohnung in's Kloster heimkam. Der Probst hatte schon dreimal nach ihm gefragt und war nicht in der besten Laune, als nun die demüthig gebeugte Gestalt des Benediktiners auf der Schwelle erschien und sich ihm zum üblichen Handkusse näherte.

„Du hast vergessen," herrschte der Probst den Eingetretenen an, „daß wir in der Stunde zwischen Hund und Wolf nicht allein zu sein lieben. Es hat wieder ein sonderbares Rascheln im Kamin gegeben. Nimm den Rosenkranz zur Hand und sprich drei Paternoster." Der Mönch gehorchte und der Probst stimmte allemal, wenn ein Paternoster zu Ende ging, ein.

„Zünde die dritte Kerze an," sagte er dann, sich in dem ungenügend erleuchteten Gemache umschauend. „Das Wachs wird von Jahr zu Jahr schlechter, Du siehst den Wachszinsern nicht gehörig auf die Finger. — Was hast Du erforscht?" fuhr er dann in minder herrischem Tone fort, während der Bruder Hans noch beschäftigt war, den Stumpf einer faustdicken Altarkerze auf eine der gewundenen Eisenspitzen zu spießen, welche an beiden Seiten des Kamins die Stelle von Armleuchtern vertraten.

„Nicht das Beste!“ versetzte der Mönch mit besorglichem Kopfschütteln; „dem Orgler ist nicht zu trauen.“

„Er ist ein Hartkopf,“ antwortete der Probst, „aber beschränkt, wie Alle von der fränkischen Seite.“

„Mag sein,“ sagte der Benediktiner, sich unterordnend, „jedoch der Meyer und er stecken die Köpfe zusammen. . .“

„Der ausgehauste Meyer?“ fragte der Probst, nicht ohne Zeichen des Unbehagens sich im Sessel umwendend.

„Nicht der, wenigstens sah ich ihn nicht,“ versetzte der Mönch. „Aber der jetzige Meyer, mit dem Ihr mich anbinden hießet. . .“

„Wegen des Rindergespanns — recht, bei Gelegenheit; laß ihm Zeit; wir müssen ihn vielleicht brauchen.“

„Ich sah so etwas von Pergamentblättern,“ fuhr der Mönch langsam fort, „und hörte, wie der Orgler den Namen Sibylla aussprach.“

Der Probst meinte wieder, es raschle im Kamin, aber der Mönch wollte nichts gehört haben.

„Du brauchst auf dergleichen Geschwätz nicht zu achten,“ hob der Probst, seine Fassung wieder gewinnend, an. „Er war mit der Kellermagd des Dornstetters verlobt. Da geht ihm wohl zuweilen der Gedanke an sie noch durch den Kopf. Er hat den Schlag nicht verwinden können, zu alt wie er war, um's mit einer Andern zu versuchen.“

Da der Mönch aus Erfahrung wußte, wie ungern der Probst den Namen der Fränkischen erwähnen hörte, so ließ er eine Weile die Unterhaltung stocken, überzeugt, daß der Probst während der Pause den angeregten Gegenstand

nicht bewältigen und, dadurch beunruhigt, den Vorschlägen des Mönchs sich fügsamer zeigen werde.

„Was mir nur auffiel," hob er dann scheinbar arglos wieder an, „das war eben die Art, wie er den Namen gebrauchte. Bis zu ihrem vierzehnten Jahre müsse er Beweise haben — so verstand ich's — daß sie nicht zum Gotteshaus gehöre, sondern eine Freie sei... Wer heißt denn jetzt noch im Walde Sibylla?"

Des Probstes niedrige Stirne legte sich in Falten. „Was sagte er?" fragte er, sich aufrichtend und den Mönch scharf anblickend.

„Er muß von dem Mädchen gesprochen haben," versetzte der Andere, vor dem Auge des Probstes das seine langsam senkend.

„Er hat die Salome und den Sigis als Zwillingskinder des Dornstetters an Kindesstatt angenommen. Steht's nicht so im Adoptivpergament?"

Der Mönch bejahte.

„Wie kommt er denn dazu, das Mädchen nach dem Namen der —"

Er unterbrach sich, weil's wieder im Kamin raschelte. Diesmal hatte sich eine Fledermaus hineinverirrt. Sie flatterte schwerfällig herab und in's Zimmer, als Probst und Mönch eben im Begriff waren, die bisherige Beschwörungsformel gegen den Nachtspuk zu Hülfe zu rufen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, sie durch das geöffnete Fenster in's Freie hinaus zu treiben, ließen sie sich's gefallen, daß der unstäte Gast wenigstens in den höchsten Ecken des Gemachs seine Angst austobte.

„Ich traute dem Orgler gleich nicht,“ hob der Bruder Hans nach erfolglos beendigten Scheuchversuchen von Neuem an, „aber meine Stimme drang bei Euch nicht durch. Ihr glaubtet damals, er werde mit den Kindern nach Franken gehen und damit sei allem Gerede ein Ende gemacht. Statt dessen wachsen sie hier auf, hier, wohin jede Nachforschung ihren Ausgang nehmen wird.“

Der Probst antwortete nichts und nickte nur, wider Willen beistimmend, mit dem Kopfe. „Es steht im Taufregister,“ sagte er endlich, „dagegen hilft kein Gerede.“

„Mit dem Kräuterweibe geht's auch so lange gut, wie's gut geht,“ warf der Mönch ein, indem er die Möglichkeit andeuten wollte, die Wetterhexe werde sich einmal gegen das Kloster gebrauchen lassen.

„Hat man ihr nicht abermals das Fastnachtshuhn erlassen?“ entgegnete der Probst, die Unbedeutendheit des Geschenks außer Acht lassend, um sich selbst und den Mönch darüber zu täuschen.

„Der Waibel hält's bei ihr wie bei einer Wöchnerin,“ sagte der Mönch.

„Er dreht dem Huhn den Hals um . . .“

„Und wirft's dann wieder in's Haus zurück,“ ergänzte der Bruder.

„So ist kein Grund vorhanden, daß sie's mit uns verdirbt. Den Pfennig ließen wir ihr auch schon nach. Sind wir noch freigebiger, so wird's nur auffallen. Ohnehin sind ihrem Sohne die ersten Dienstleistungen nachgesehen worden, als er in's Kloster trat.“

Er hatte eben ausgeredet, als die Fledermaus, ermüdet und in unzählige Spinnengewebe der Zimmerdecke verwickelt, vor des Probstes Füßen zu Boden stürzte. Bruder Hans bemächtigte sich ihrer und warf sie aus dem Fenster.

„Du hättest ihr den Hals umdrehen sollen," sagte der Probst, nach dem Fenster blickend, das der Mönch eben wieder schloß, und sich von dem gehabten Schrecken erholend.

„Das ist ein durchgreifendes Mittel," erwiderte der Mönch mit verständlicher Nebenabsicht, „aber nur wo etwas auf zwei Augen steht; der Fledermäuse Nachkommenschaft läßt sich nicht damit beseitigen; es sind ihrer zu viele."

Der Probst räusperte sich. So oft er mit seinem Vertrauten auf die Erbangelegenheit zu sprechen gekommen war, hatte der Mönch irgend eine Wendung gefunden, um anzudeuten, wie allen Gefahren am sichersten vorzubeugen sei. Nie aber sprach er sich deutlicher aus. Der Probst pflegte bei solchen Anspielungen kurz abzubrechen, weil er durch den Mönch weiter gedrängt zu werden fürchtete, als ihm nöthig schien. Er war ein schwacher Mann, dem die Entschlossenheit fehlte, vom rechten Wege anders als bei Kleinem und ohne persönliche Gefahr abzuweichen. Hätte ihn das Schicksal in eine Wechselbude gesetzt, statt ihn zum Probste zu machen, er würde Ducaten beschnitten, aber keine falschen geprägt haben. Daß er hin und wieder schon weiter ging, als ihm natürlich war, darin ließ sich des Mönchs Einfluß erkennen. Obschon keiner von Beiden das beiderseitig enge Verhältniß zu einander mit Worten aussprach oder in Geberden verrieth, so wußte doch namentlich der Mönch sehr

genau, durch welche Mittel er sich in der Gunst des Klosterobern allein erhalten konnte. Die geheimsten Wünsche desselben erspähen und ihnen, wie durch Zufall und ohne sich ein Verdienst daraus zu machen, die Wege bahnen, — weniger gewitzt als der Probst scheinen und ihm doch durch eine glückliche Hand bei Allem, was Jener vorhatte, nützlich sein, — größere Keckheit als sein Vorgesetzter zeigen, und diesem dadurch die Folie weiser Besonnenheit, überwiegender Erfahrenheit, ja strengeren Sittlichkeitsgefühls geben — das waren die ungefähren Grundzüge seines Verhaltens und die unsichtbaren Handhaben seiner über den Probst ausgeübten Macht.

Bei diesem Letzteren wechselten abergläubische Furcht und übertriebenes Bewußtsein der ihm zugefallenen Würde, und wenn er der ersteren Herr ward, so geschah es nicht selten durch die Erinnerung an die mächtige Stellung, welche zwischen Ober- und Unterwelt ein Würdenträger seines Ranges einnehme.

Wie aber alle selbstsüchtigen und halben Charaktere ihre Umgebungen nicht zu einem vollkommenen Sicherheitsgefühl gelangen lassen, so hatte auch der Bruder Hans im Verkehr mit dem Probste nicht jene Freiheit der Stimmung, welche eine wirkliche Anhänglichkeit selbst zwischen sittenlosen Menschen häufig genug aufkommen läßt. Aus einem Findelkinde, das die Abtei nach gesetzlicher Pflicht hatte annehmen müssen, war er durch Schlauheit und richtige Wahl der Mittel zu der vielgefürchteten Stellung herangewachsen, welche sein Zusammenhang mit dem Klosterobern ihm in allen Ange-

legenheiten des mächtigen Stiftes verschaffte. Der Probst mochte für den Leib des Systems gelten, Bruder Hans galt Allen für die Seele desselben. Aber dieser Leib war launenhaft, leicht rebellisch, eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft. Sah der Probst eine in seinem Interesse geschehene Gewaltthat nicht mit Widerwillen an, so lange ihre Früchte ihm nicht verderblich wurden, so hätte er doch auch eben so rasch unberufene Dienstbeflissenheit, wo sie in's Schlimme umzuschlagen drohte, feindlich aufgefaßt und das Werkzeug zerbrochen, das sich ihm ohne Auftrag in den Weg drängte. Ja, Gewissensscrupel schon wären geeignet gewesen, ihn bis zu dem Punkte umzustimmen, daß er den Dienstfertigen opferte, um sich selbst die Sühne zum Kopfkissen zu machen, auf dem sich's wieder ruhig schlafen ließ. So durfte Bruder Hans denn nur von Weitem den Probst zu seinen Plänen herüberzuleiten suchen, und wenn er von Zeit zu Zeit ein Samenkorn seiner immer zweckdienlichen Rathschläge fallen ließ, so war er eines langsamen Erfolgs sicher, ohne doch sich selbst in allzugroße Gefahr zu begeben.

Als sich der Probst geräuspert hatte, merkte der Mönch, daß es Zeit sei, den Gegenstand fallen zu lassen.

Er holte seinen Rosenkranz wieder hervor, und da der Obere ein Gleiches that, sprach er die ihm geläufige Abendandacht, wobei der Andre bald lauter, bald leiser einstimmte; dann bekreuzten sie sich und der Probst ging in seine Schlafkammer, während der Bruder Hans die Runde durch des Klosters weite Gänge machte.

Zehntes Kapitel.

Verscharrt!

Um die nämliche Zeit sprach der Orgler seinen Abendsegen, den schwarzen Strohhut in der Hand, vor dem Kreuz am Karrenwege stehend, und Salome oder, wie sie der Orgler lieber nannte, Sibylla knieete neben ihm; Sigis hielt sich etwas weiter nach hinten, um, von dem Orgler ungesehen, gleich diesem stehend sein Gebet verrichten zu können. Er hielt es für ganz unziemlich, daß er, als Knabe, kniee, da doch der Orgler stehen bleibe. Mit dem Mädchen, meinte er, sei's schon was andres.

Als das Läuten in der fernen Abtei verstummte, ging der Orgler mit Sibylla in's Haus zurück. Der Sigis aber trollte, seine Geige im Arm, bergab nach der Weinbergseite zu, wo ihn der Orgler bei einem Bekannten, dem Schickner Thomä, in's Quartier gegeben hatte.

Da die Trauben schon hie und da zum Naschen aufforderten, hatte der Bannwart seinen Posten bezogen. Er war ein zwanzigjähriger Bursch, dem sein breiter Filzhut und sein Spieß besser als das Fluchen standen, in dem er's um so viel weiter gebracht hatte, als er zu jeder andern Fertigkeit ungeschickt zu sein schien.

„Spiel ein's auf, Sigis!“ rief er dem kleinen Geiger zu, der eben über ein Stück schräg abfallenden Rasens herabgerutscht kam, mit der Geige in der einen Hand, mit dem

Bogen in der andern, seinen natürlichen Schlitten nach hinten stützend.

„Ich mag nicht," sagte Sigis, indem er, unten angekommen, aufstand und an dem Weinberg vorüber wollte. „Der kann mir nicht nach," dachte er, „sonst stehlen sie ihm die Trauben."

Der Bannwart aber konnte ihm freilich nach, und ehe der davonlaufende Sigis ihm entkommen war, fühlte er des Andern Spieß kalt seine Wade streifen, daß er aufschrie und einen Stich bekommen zu haben meinte. Es war übrigens nur die Hose aufgeschlitzt worden. Das blieb immer schlimm genug; er rannte weinend davon, und als ihm der Bursche zum Schabernack noch einen kleinen Kiesel nachwarf, drohte der Sigis dem Werfenden aus sichrer Ferne mit dem Geigenbogen und beschloß, nie wieder ohne einen Haufen Steine in der Tasche an dem Weinberg vorüberzugehen.

Während der kleine Geiger mit diesen Trutzgedanken in sein Nachtquartier rückte, ging in dem Hause auf der Höhe der Schwarzkopf zu Bett, der Orgler aber nahm seinen Spaten und machte sich in den Wald. Einen Kasten trug er unterm Arm.

„Man kann nicht wissen, was dahinter steckt," dachte er bei sich selbst. „Dem Bruder Hans ist nicht zu trauen, und sind unsere geschriebenen Rechte mir einmal abgelockt, da bin ich mit der Sibylla erst ganz rathlos. Der Mutter sieht sie ähnlich — ich laß mir's nicht ausreden, wie anders lebhaft und gewandt sie auch jetzt schon ist. Und des Sigis Schwester ist sie nun und nimmermehr; so ungleich giebt's

keine Zwillinge, sie mögen im Kloster sagen, was sie wollen. Wenn's nach meinem Kopf geht, so werden der Sigis und die Sibylla noch einmal ein Paar, dann sind Beide versorgt und ich kann mich ruhig in die Grube legen."

Er machte mit dem Fuße einen versteckten Raum zwischen einer niedrigen Erle und einem Masholder vom trocknen Laube frei, setzte den Kasten nieder und fing an zu schaufeln.

Dabei spann er den begonnenen Gedankenfaden halblaut weiter. „Was es mit dem Wandern auf sich hat, das weiß ich ohnehin," sagte er, schaufelnd und die Hand netzend. „Stein, der rollt, setzt kein Moos an. Was hat's mir für Vortheil gebracht? Man kommt leicht hinein und schwer wieder heraus. Mittlerweile aber pflücken, die daheim bleiben, unsere Kirschen, und wann wir zurückkehren, können wir die harten Kerne auflesen."

Er stutzte und stieß nicht ohne Heftigkeit mit dem Spaten auf einen Knorren, der ihn am Weiterschaufeln hindern wollte.

„Wenn's nur ihr Kind wirklich ist, soll mich's nicht reuen, hier in diesem Klosterland geblieben zu sein. Aber ist's des Dornstetters Tochter und liegt mein fränkisches Mädel mit einem Kind im Arm in der Klostergruft, wie sie's behaupten, da bind' ich mir vielleicht eine garstige Ruthe; denn schlägt ein Mädchen dem Dornstetter nach, da ist's gefehlt! Die verlang ich nicht zu hüten. Der Sigis wird anders, ob's auch sein eigen Blut ist. Wer weiß, er artet vielleicht seiner Mutter nach; sie sagen ja, die Zurzacherni

sei gar ein armes, sanftes Geschöpf gewesen. Gott hab' sie Beide selig!"

Er hob den Knorren glücklich aus dem Loche und warf ihn bei Seite. Da es ihm einfiel, der frisch ausgegrabene Knorren könne ihn verrathen, legte er ihn hart neben den Kasten, um jenen nach beendigtem Geschäft nicht liegen zu lassen.

„S' ist halt ein schwer Ding," seufzte er und meinte dabei das Kindererziehen, wenn schon der schwere Eisenkasten ihn darauf brachte, von einem schweren Dinge zu reden. „Vielleicht sollt' ich gar nicht viel dabei denken, wenn die Zwei beisammen sind, und sie ruhig mit einander aufwachsen lassen, statt den Sigis immer den weiten Weg in's Thal hinab zu schicken. Aber es sind ja fremder Leute Kinder; da ist die Verantwortung doppelt groß. Und am Ende können's doch wirkliche Geschwister sein, wenn's mir auch nicht in den Schädel will, und da führt' ich sie wohl gar Beide in's Elend hinein, ließ ich Fünfe gerade sein. Weiß so schon immer nicht, was für ein Gesicht ich schneiden soll, wenn der Sigis geigt, und das Mädel dazu tanzt."

„Absonderlich nur," fing er nach einer Weile angestrengten Schaufelns wieder an, „absonderlich ist's, wie solch' Kloster hinter eine Seele drein ist. Was kann dem Probst denn groß an dem Vortheil liegen, den ein Weibsbild mehr oder weniger in der Gemeinde dem Gotteshause bringt. Das bischen Opfergeld macht doch wahrlich die Seligkeit nicht aus. Und freit eine Ungenössin einen Hörigen, so ist's ja doch mit der Freiheit aus und ihre Kinder zählen auch zu den

Gotteshausleuten und müssen Ähren binden helfen, wenn Frohndienst ist. Wo freilich Besitz von Belang ist, da mag's der Mühe werth sein; aber der Dornstetter steckt ja bis über die Ohren in Schuld und Ungeduld, sonst hätte ich die Kinder nicht von ihm abgetreten bekommen. Um's Geld kann's eben nicht sein, daß sie auf Sibylla so erpicht sind und mich so kurz abfertigten, als ich früher einmal mit dem Probst selbst wegen des Kindes sprechen wollte. Aber sie geben nichts heraus, was sie einmal haben, s' ist ihr Grundsatz, bei dem sie rund und fett werden. Nun, Jeder muß auf seinen Vortheil sehen; das Stift lebt eben von Abgaben, und wenn's auch gern das Schaf dreimal statt zweimal im Jahre scheert, so läßt man sich's gefallen, weil's das heilige Haus und was dazu gehört doch in gutem Stand halten muß."

Er war schon auf dem Heimweg, als seine Gedanken diese friedliche Wendung nahmen, und vielleicht mochte ihn die Nähe seiner kleinen Behausung, in welcher das vermeintliche Kind seiner unglücklichen Braut ruhig schlummerte, so versöhnlich stimmen.

Als er aus dem Walde trat, hörte er hinter sich ein Geräusch im dürren Laub. Sein Lauschen war indessen erfolglos. So glaubte er denn, ein Hase oder ein Reh sei durch seinen Tritt aufgescheucht worden und habe sein Nachtlager geändert. Mit dem Spaten in der Hand kehrte er in seine Hütte zurück.

Elftes Kapitel.

Ein Examen.

Am andern Morgen hatten sich die Thalnebel noch nicht wieder zerstreut, als der Sigis schon aus seinem Bretterkasten schlüpfte, der ihm hinter des Thomä Haus zum Nachtlager diente. Im Winter pflegte dieser Kasten in der Vorrathskammer zu stehen, weil's dort nicht fror, und der Sigis hatte seine Gründe, warum er sich einen früheren Winteranfang, als der im Kalender, allemal ohne Widerrede gefallen ließ. Im Sommer schob der Thomä den Kasten unter den Schutz der Dachtraufe seines Schafstalls. Drei wollne Decken mußten ein Übriges thun. Es schlief sich da nicht schlecht, zumal wenn der Mondschein den Träumer nicht heimsuchte. Froschgequak im nahen Weiher fing schon mit dem Frühjahr an und hörte erst auf, wenn die Hirse reifte. Heimchen zirpten unabläßig in des Erlenhubers Backofen, der nicht gar fern lag. Nachtigallen ließen sich auch hin und wieder hören; freilich von Weitem nur, wo's mehr Busch und Holzwerk gab. Ja, wenn der Wind günstig war, brauchte der Sigis nicht gar so scharf zu lauschen, um das Storchgeklapper von des Hesse Snewli Dach herüber zu vernehmen, wo sich ein Paar seit manchem Jahre eingenistet hatte. Die Hundestimmen kannte er dem Ton nach, so viel ihrer waren. Auch das Brüllen des Stiers und des Ebers Grunzen — der Meyer mußte Beide für die Gemeinde füttern — waren

ihm längst wohlbekannte Laute, die er, wenn er einmal wachte, zu seiner nächtlichen Symphonie ungern entbehrte. Mit des Brennzeigels frühem Schnalzen war er freilich nicht einverstanden, da es in hohen Sommertagen schon um 2 Uhr Morgens begann, und zwar ganz dicht über ihm; denn das rothschwänzige Vöglein setzte sich immer auf die Dachspitze des Schafstalls, wie sich's überhaupt gern auf etwas Ragendem aufhält. Als er's ein paar Mal verscheucht hatte, zog's nach dem Nußbaum beim Schleifstein um, und nun wachte er nicht mehr von dem frühen Rufe auf. Die Lerche kam auch zeitiger als ihm recht dünkte, doch hielt sie sich nicht so nah und so lange bei ihm auf, und da sie ohnehin mehr nach seinem Geschmacke sang, so war's ihm sogar ganz recht, wenn er sie trillern hörte, und die Augen dabei nur eben so weit öffnen durfte, um zu sehen, ob sie schon Sonnenschein an den Flügeln hatte. War sie noch ein dunkler Punkt im Blau, da schlief er noch erst recht einmal wieder ein und fühlte sich in seinen wollenen Decken unter der Dachtraufe nicht minder behaglich, als wenn er in Winterzeiten des Thomä Eheweib vor Dämmerzeit den großen Ofen voll Holz legen hörte und nun sicher war, daß der Thomä selbst noch eine runde Stunde nebenan schnarchen werde.

Wenn der Sigis heute weniger Mühe hatte, zeitig aus dem Bettkasten herauszukommen, so war's, weil er mit seiner aufgeschlitzten Hose nicht der Frau des Gastfreundes in die Hände fallen wollte. Sie hatte ihn schon ein paar Mal über Rissen dieser Art ertappt, und dann stehenden Fußes mit

Nadel und Garn ihnen abgeholfen, mochten sie sitzen, wo sie wollten.

Das war ihm aber alle Mal ein unerträgliches Stillhalten gewesen, zumal er zwei Mal in solchen Stellungen von des Zunderhansels Rangen gesehen und hernach von ihnen mit einem Spotttitel geneckt worden war, der ihm noch immer in den Ohren klang.

Diesmal entkam er glücklich. Seine Geige hing zwar in des Thomä Schlafkammer, und er mußte sie im Stich lassen. Aber weil's doch heute beim Orgler ein Nähtag werden mußte, konnte er sie füglich entbehren. Daß ihm ohnehin der Bannwart dann nicht zumuthen könne, aufzuspielen, war ein Grund mehr, warum er sie nicht mitnahm.

Als der Sigis beim Weinberg vorüber kam — er vermied die losen Steine und hielt sich auf dem Gras am Weg — sah er den Bannwart hinter dem Zaun liegen und hörte ihn schnarchen.

Er fand es sonderbar, daß der Bannwart sich nicht besser vorsehe, da er doch nicht wissen könne, ob ihm der Riß in der Hose nicht noch auf irgend eine Weise nachgetragen werde. Es verdroß ihn, daß sich der Bannwart nicht einmal schlafend vor ihm fürchte, und wenn der Spieß nicht wäre, meinte er, sollte es dem Andern nicht so hingehen. Aber ob er gleich ein paar Steine aus der Tasche holte und damit drohte, steckte er sie doch hastig genug wieder ein, als der Bannwart im Schlaf den Arm nach dem Spieß auszustrecken schien, und da des Träumers Beine sich gar bewegten, ließ der Sigis die seinen rascher ausgreifen und war bald um die Wein-

bergecke verschwunden, von wo aus der Karrenweg nach des Orglers Wohnung hinaufführte.

Mit des Orglers Schlaf war es diese Nacht nicht zum Besten gegangen. Daß er von dem Bruder Hans belauscht worden, lag ihm denn doch noch lange nach dem Zubettgehen schwer im Kopfe, und je ruhiger der Schwarzkopf hinterm Bretterverschlage athmete, desto unruhiger wurde es ihm zu Muth. Mit nächtlicher Erregbarkeit der Phantasie malte er sich alle Möglichkeiten aus, welche für sein Pflegekind aus dem Verlust der Pergamente hervorgehen konnten, und obschon er im Grunde wenig Trost in ihnen gefunden hätte, wenn das Kloster bei der Salome Mündigkeit über diese nach Gutdünken verfügte, so legte er doch aus eigener Achtung vor dem verbrieften Recht den alten Blättern Kräfte bei, deren Tragweite über seine eigenen Gedankengrenzen weit hinausreichte.

Mit diesen Nachtsorgen beschäftigt, fiel ihm der Knorren ein, den er im Walde vergessen hatte. Nun ließ es ihm keine Ruhe mehr im Bett. Er zündete seine Hornlaterne an, umwickelte sie mit einem Tuch, das er erst im Walde selbst, wo man ihn vom Thal aus nicht sehen konnte, abnahm, und fand nach einigem Suchen den im Dunkel des vorigen Abends zurückgelassenen Knorren. Bei Licht besehen, war's freilich kein Knorren, sondern ein starker Knochen. Er besann sich, ob er gut thue, ihn mitzunehmen. Da er aber jede Spur, die zu seinen Pergamenten führen konnte, schon als einen gefährlichen Verräther betrachtete, steckte er nach einigem Besinnen den Knochen bei und warf ihn, heimgekommen, hinter

den Ofen, wo sich zerbrochenes Geräth und andere Ruderas seines Küchenhalts zu verbergen pflegten.

Dann trat er wieder vor die Thür und saß beim letzten Sternenschein eine Stunde lang im Anschauen der fernen, wunderbar ernsten Alpenkette versunken, deren unten in Nebel gehüllte Schneelinien sich silbern von dem morgenblauen Himmel abhoben. Er mußte an das blaue Meer um Italiens Küsten denken, das er auf seinen Reisen so oft ähnlich ruhig gesehen hatte, und die Schneekette dünkte ihm eine unter Segel liegende Flotte, die seit Jahrtausenden des Windes warte, der sie flott machen werde.

Aber mehr noch dachte er an die Freiheiten, die drüben auf Schweizer Gebiet erkämpft worden waren, Freiheiten, von denen seine Pergamentblätter gar so Manches erzählten. Er dachte an Hoengg, und wie schon vor zwei hundert Jahren in dessen Rodel die Freizügigkeit und der Wegfall des Ehezwangs ausgesprochen worden waren; er dachte an die kleine Sibylla und wie gern er mit ihr über den Rhein ginge, wäre nicht das Geheimniß ihrer Geburt nur hier noch zu lösen, — „wenn ja ein Geheimniß dahinter steckt," schloß er seufzend, — „und sie nicht wirklich die rechte Schwester des Sigis ist."

Er strich mit der Hand über die Augen, stand auf und ging nach dem Kreuz am Karrenwege, sein Morgengebet zu sprechen.

Weil er mehr als gewöhnlich auf dem Herzen hatte, faßte er sich nicht gerade kurz, und war erst halb mit seinem Anliegen fertig, als er die Spitzmütze des Sigis tief unten

an der Steinmauer gewahrte, die zwischen den Aeckern zweier verfeindeten Brüder seit dem vorigen Jahr aufgezogen worden war. Bald kam auch der kleine Geiger selbst aus dem Nebel hervor.

„Früh aufgestanden," dachte der Orgler, „und ohne Geige?"

Er machte sich an's Hinabschreiten, dem Knaben entgegen, mit dem er nach halbstündigem Bergabklimmen ein hübsches Stück Wegs oberhalb des Weinberges zusammentraf.

Der Sigis fand den Orgler nicht zum ersten Male, wo er ihn nicht erwartete; denn der alte Geiger liebte es, umherzustreichen, wo nicht Jeder ging, und von seinen Gängen nicht Rechenschaft zu geben.

„Was hältst Du die Hose denn mit der Hand fest?" rief er dem Knaben, nach zugewinktem Morgengruß, entgegen. „Giebt's einen Nähtag? Mir scheint's, Du bist einmal wieder auf dem Sitz in's Thal gerutscht und hast Dir eine Furche in's Zeug gepflügt."

Die Furche war freilich da, und das Ausschreiten hatte sie noch um einige Zoll vergrößert, aber ein Anderer hatte sie hineingepflügt und der Sigis hütete sich, von dem natürlichen Schlitten zu reden, auf dem er gestern mit Geige und Bogen in's Thal hinabgeglitten war.

„Der Traubenruodi hat den Spieß nach mir geworfen," sagte er, und die Lippe zog sich in die Breite; denn erst beim Wiedererzählen ging ihm die ganze Größe der ihm geschehenen Unbill auf.

„Hat er?“ sagte der Orgler gedehnt. „Was bandest Du mit ihm an?“

„Ich sollt ihm aufspielen,“ versetzte der Sigis, dem Weinen nahe und nicht ohne Sorge, daß die Zumuthung dem Orgler nicht halb so grob klingen würde, als sie in des Ruodi Munde ihm selbst wirklich klang.

„Und da spieltest Du ihm nicht gut genug?“ fragte der Alte wieder, den Kleinen pfiffig ansehend und die im Dienst der Hose verschwundene Hand in der Richtung des Risses suchend.

Der kleine Geiger antwortete nicht, aber der Anflug von Trotz inmitten seiner Betrübniß verrieth dem Orgler die Antwort, mit welcher der Traubenruodi abgefertigt sein mochte.

„Ein ander Mal,“ sagte der Alte, dem Kleinen die Schulter klopfend und ihn dann zu der von diesem gefürchteten rückseitigen Besichtigung umwendend, „ein ander Mal sei hübsch gefällig, und Niemand wird Dir Schläge dafür aufzählen. Findet sich aber ja noch Einer, der Dich spielen hören möchte, da thu's lieber früher als später; denn wenn Du auch erst die Gicht im Arm hast, wie ich, da ist's ohnehin mit dem Geigen zu Ende.“

Er holte bei diesen Worten die Steine, welche er in des Sigis Hosentasche bei der Besichtigung entdeckt hatte, einen nach dem andern heraus und warf sie fort. Dann trug er ihm auf, die Ziegen auszutreiben, und sagte zum Schluß, indem er seinen Weg weiterging: „Nun red' ich mit dem Ruodi.“

Der Sigis schritt nicht ohne einige Hoffnung, es werde dem Bannwart doch noch schlecht gehen, den Berg hinan,

während der Orgler, verstimmt über das dem Knaben Begegnete, den Karrenweg hinabschlenderte.

„Wenn ich den Burschen nicht zur Vernunft bring," sagte er vor sich hin, „da kann der Sigis nicht mehr beim Schickner Thomä im Quartier bleiben. Die Dorly muß doch nicht viel taugen, wenn sie mit dem ungewaschenen Schlingel zusammenhält; aber sie schlägt dem Dornstetter nach und sieht im Hause auch nicht viel Erbauliches."

Er athmete leicht auf; denn es fiel ihm ein, was aus Sibylla und Sigis in der Taverne hätte werden können, und wie sich's unter seinem Schutz doch noch mit Beiden zu gutem Ende wenden werde.

Als er an den Zaun des Weinbergs kam, lag der Bannwart noch schnarchend dahinter.

„Wach auf, Du fauler Knecht," rief ihm der Orgler zu und bog sich über den Zaun, den Schläfer aufzurütteln.

„Schon gut," gab der Ruodi, halb noch im Traume, zurück, „aber nehmt's nicht zu viel."

„Nicht zu viel?" rief der Orgler, ihm den Spieß nehmend und unsanft den Schlaftrunkenen zum Aufstehen treibend. „Nicht zu viel? Achtest Du so auf Deinen Dienst?"

Der Bannwart richtete sich in die Höhe und erkannte den Wecker nicht ohne einiges Unbehagen. „Orgelbauer," sagte er mit freundlich zugekniffenen Augen, „seid mir um des Sigis willen nicht böse, es war halt nicht schlimm gemeint."

Er wollte den Spieß wiedernehmen, aber da der Orgler nicht Willens schien, ihn so leichten Kaufs herauszugeben, griff er nicht danach, sondern rieb sich den Schlaf aus den Augen.

„Wie alt bist Du?“ begann der Orgler.

„Zu Sankt Gallustag zwanzig Jahr,“ sagte der Bursche unbehaglich ohne Waffe dastehend.

„Wie lang' im Dienst?“

„Seit Sankt Hilarientag.“

„Wenn ich Dich anzeige und Deinen Spieß zum Vogt trage, bist Du morgen von ihm verjagt.“

Der Bannwart kratzte sich hinterm Ohr.

„Wenn Ihr mich anzeigen wollt, Orgelbauer, so geschieht's mir recht,“ sagte er, in sein Schicksal sich mit der feigen Rathlosigkeit ergebend, die ihn anwandelte, so oft ihm Einer derb in's Gesicht redete.

„Du bist mir zu schlecht dazu,“ erwiderte der Orgler verächtlich; „denn Du bist ein zager Bube, gerade ein solcher, wie man ihn vor Zeiten seiner Feigheit wegen in Sumpf und Moor versenkt und mit Dorngesträuch geschändet hätte. Pfui, nach einem Kinde mit der Waffe werfen!“

Der Bannwart wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Mit dem Versenken in Sumpf und Moor schien's ihm denn doch über den Spaß zu gehen. Er zupfte verlegen am Wamsbandel und behielt's endlich lose in der Hand.

Der Orgler sah ihn streng an. „Du bist mir zu schlecht,“ wiederholte er, „als daß ich Dich beim Vogt verklagen sollte. Gelobe mir hier, auf den Spieß, daß Du den Sigis nie wieder anreden, noch Dich um ihn kümmern willst, so mag Dir's für diesmal so hingehen.“

Der Traubenruodi versprach's und wollte den Spieß wiedernehmen.

„Noch sind wir erst halb fertig," sagte der Orgler, den Spieß festhaltend und von seiner Lieblingsgrille befallen, Kunde des geschriebenen Rechts zu verbreiten. „Hast Du genau im Kopf, was Dir als Bannwart obliegt?"

Der Ruodi nickte bejahend, wenn schon er nichts von dem ihm bei seiner Bestallung Vorgelesenen behalten hatte, als daß er selbst Trauben essen, und wenn er zu müde werde, schlafen dürfe.

„Mir scheint's," hob der Orgler wieder an, „daß Du nur das weißt, was Du besser nicht wüßtest. Da ich aber keine dummen Menschen im Dienst sehen mag, so will ich Dir Etwas zum Behalten aufgeben, was Du Dir täglich so lange hersagen kannst, bis Du's auswendig weißt. Zuerst also: woher die Rebenordnung genommen ist, nach der man sich in dieser Gemeinde richtet. Sprich mir nach: Sie stammt von Anno domini Millesimo quadringentesimo und danach im sechs und zwanzigsten Jahre."

Der Bannwart sperrte Mund und Augen auf. Da aber der Orgler seine Miene nicht änderte, versuchte er die Jahreszahl diesem nachzustammeln.

„Anno domini spricht sich nicht schwerer aus als Ora pro nobis," sagte der Orgler, den Schüler aufmunternd. „Weiter: Sie stammt ferner aus Twann am Bielersee..."

Wieder gab der Ruodi ein nach seiner Art modulirtes Echo.

„Und bestimmt Folgendes," fuhr der Orgler fort: „Uebermannt den Rebenwächter der Schlaf, so soll er seinen Spieß in den Arm nehmen und einen Kieselstein unter's

Haupt legen und solcher Art schlafen. — Hörst Du?" setzte er nach geschehener Wiederholung hinzu. „Wo ist der Kieselstein und wo der Spieß? Ein ander Mal halt ihn schön fest. Für jetzt ist er noch mein, bis der Unterricht zu Ende ist."

Der Ruodi machte ein möglichst besonderes Gesicht und sprach dem Orgler wieder langsam nach:

„Erschlägt der Wächter einen Traubendieb, so soll's ihm nicht schaden, doch mag er sich vor den Freunden des Erschlagenen in Acht nehmen."

„Verstehst Du?" versetzte der Orgler; „die brocken's ihm wieder ein, wenn er nicht ein ganzer Kerl ist, der seinen Spieß festzuhalten weiß. — Hat er Essenslust, so mag er drei Trauben nehmen, aber im selben Jahre nicht zwei Mal im selben Stück."

Da der Ruodi nur den Anfang des Satzes wiederholte und sich auf den Rest nicht besinnen konnte, sagte ihm der Orgler das Ende nochmals vor, und der Andre mußte es dreimal nachsprechen.

„Weiter: Steht ein Birnbaum am Weinberg, so mag er Birnen essen" — der Ruodi sah sich im Weinberg um — „und so viel mitnehmen, wie er vorn an der Brust tragen kann."

Der Ruodi wollte den Satz nachsprechen. Der Orgler erblickte aber nur zwei Nußbäume in der Nähe und bedeutete ihm, daß dieser Theil hier nicht in Betracht komme; das Gesetz müsse buchstäblich befolgt werden.

„Weiter: ein vorbeigehender Fremder mag Trauben

essen, soviel er will, aber keine beistecken. Ein Einheimischer dagegen muß Pfand lassen."

„— Pfand lassen," beendigte der Ruodi, schon etwas gelehriger geworden.

„Nun noch besondere Privilegien: Kommt ein reitender Graf vorbei, der erhält einen Hut voll Reben, und zwar soll der Hut so beschaffen sein, daß er ihn über die Dornhecke hinüber reichen kann. Verstehst?"

„Wohl!" sagte der Bannwart, mit der wachsenden Anzahl seiner Rechte und Pflichten auch eine Art Selbstbewußtsein annehmend, als fühle er erst jetzt allmälig, was in ihm stecke.

„Weiter: ein Ritter, der vorbeigeht, erhält, was an drei Schossen steht.

„Ein Priester erhält drei Trauben.

„Eine tragende Frau ebenfalls drei, nämlich zwei für sich, eine für das Kind."

Als der Ruodi auch das wiederholt hatte, reichte ihm der Orgler den Spieß hinüber und lüftete den schwarzen Strohhut.

„Der Bube hat seinen Abschied bekommen," sagte er, „jetzt ist der ordentliche Kerl in seinen Posten getreten; habt Acht, Herr Bannwart, daß auch die Andern etwas davon merken." Er wollte fortgehen; da fiel ihm noch die mangelhafte Umzäunung des Weinbergs auf. „Noch Eins!" sagte der Orgler, sich zum Ruodi wendend, „von der Hecke sagte ich Euch nichts. Gebt Acht, wie's die Mülheimer Ordnung feststellt: Ein Mutterschwein mit acht Frischlingen soll um

und um den Weinberg laufen können, und doch nicht hineinbrechen; dann ist der Zaun recht. — Komm ich einmal wieder zu Thal, so schau ich nach, wie Ihr Eure Zeit nütztet. Und damit gehabt Euch wohl, Bannwart."

Der Ruodi wußte nicht sogleich, wie er sich in seiner neuen Würde zu benehmen habe. Er grüßte verlegen und sah sich dann auf seinem Gebiete um, etwa wie ein Promovirter, der zum ersten Male als Doctor begrüßt wird und dem plötzlich jeder Pflasterstein ein andres Ansehen angenommen zu haben scheint.

Noch konnte er den Orgler am Zaun entlang gehen sehen, da fiel's ihm ein, daß er dem Alten selbst auch vielleicht eine Belehrung auf den Weg geben könne, und daß sich's ganz wohl schicke, wenn er dem Orgler überhaupt etwas Mutterwitz merken lasse.

Er rief ihm deshalb ein dröhnendes Hallo nach. Der Alte schaute sich um.

„Noch ein Wort, Nachbar!" und der Ruodi ging dem Angerufenen mit seinen schleppenden Schritten nach.

„Noch ein Wort," sagte er, näher kommend, „damit Ihr seht, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin, wenn's auch mit Eurem Latein unser Einem nicht rasch von der Zunge geht."

Der Orgler sah ihn über die Achsel an, wenig neugierig auf den Nachtrag der gehabten Unterhaltung und wie im Begriff, seinen Weg fortzugehen.

„Ich wollte Euch nur sagen," begann der Bannwart von Neuem, nicht ohne einige Verlegenheit, wie er sich am

Besten ausdrücke, „ich wollte Euch nur sagen, daß beim Dornstetter manchmal über Euch geredet wird.“

„Auch wohl anders wo,“ sagte der Orgler.

„Der Dornstetter hat, wißt Ihr, zu Zeiten einen Rausch. Da kommt er dann wohl auf Euch zu reden . . .“

„Und schwatzt dummes Zeug . .“

„Und sagt: Euch hätt' er schön geprellt, mit der Fränkischen Kind hätte er Euch geprellt, und er wisse mehr, als er sagen dürfe.“

Der Orgler horchte hoch auf, doch hütete er sich, seine Bewegung zu verrathen. „Was sagt er denn sonst noch?“ fragte er, vor sich hinblickend.

„Die auf dem Kloster wüßten aber noch mehr, meint der Dornstetter, und der Bruder Hans vor Allen und sonst noch Jemand, der das Wetter im Wald mache.“ Der Ruodi blinkte möglichst bedeutsam mit den Augen. „Das wollte ich Euch nur sagen, Nachbar,“ setzte er mit Selbstgefühl hinzu, „damit Ihr nicht meint, ich sei auf den Kopf gefallen, wenn's auch mit dem Latein nicht so schnell vorwärts geht.“

Aber der Orgler hörte nichts von dem selbstgefälligen Zusatz. Er war zu tief in allerhand Gedanken über Sibylla und ihr Schicksal versunken.

„Ihr haltet's mit des Dornstetters Dorly,“ sagte er endlich aufblickend, „weiß die etwas Weiteres?“

Dem Ruodi wurde es indessen schon bedenklich, daß der Orgler die Sache so wichtig aufnahm. Er hatte dem Dornstetter einen Streich spielen und zugleich dem Orgler einen

Beweis geben wollen, daß auch über den Orgler wohl mal gelacht werde, wie weise er sich immer dünken möge.

„Es redet sich im Rausche gar Mancherlei," sagte er ablenkend. „Wollt Ihr's dem Dornstetter einmal mit einem Rippenstoß gedenken, wenn er Euch eben im Dunkeln vorbeitaumelt, so geschieht's ihm schon recht. Aber laßt mich aus dem Spiel." — Zugleich machte er sich über die Löcher im Zaune her, damit der Orgler ihn nicht weiter ausfrage.

Dieser hatte eben genug vernommen, um sich genügen zu lassen, zumal des Ruodi's Feigheit nach der letzten Wendung des Gesprächs nur noch beschwichtigende Zusätze erwarten ließ.

So ging er denn. Der Andre aber verspürte die in dem Twanner Rebengesetz vorgesehene „Essenslust" und pflückte auf Abschlag der ihm jährlich zustehenden drei, vorläufig zwei Trauben. Sie waren noch sauer und er beschloß, die zwei aus diesem Grunde nur für eine zu rechnen; bei der letzten Beere, die ihm den Mund wie Essig zusammenzog, entledigte er sich eines Fluches und meinte, daß ihm's Keiner verdenken werde, wenn er im October ein paar Trauben mehr nehme, um nur den Mordpestilenzgeschmack wieder los zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Brennbare Stoffe.

Mit der Erbschaft hatte sich's in der Zwischenzeit in Basel noch immer nicht in's Reine bringen lassen. Nach der Bestimmung des Testators mußte der Sohn an seinem dreißigsten Geburtstag selbst zur Stelle sein und die Beweise liefern, daß er die ihm auferlegten Bedingungen erfüllt habe.

Um jene Zeit aber war Rutker in den griechischen Gewässern für die Sache Venedigs thätig gewesen, und es ließ sich weder eine Vorladung an ihn bringen, noch überhaupt ermitteln, ob er Willens sei, Rechte irgend welcher Art auf das Antreten des väterlichen Nachlasses geltend zu machen. Der Fall des Nichterscheinens war im Testament nicht vorgesehen worden.

Zwar bot der Probst durch seinen Rechtsbeistand alle dienlichen Mittel auf, die ihm günstige Erledigung der Sache zu betreiben. Es hatten sich indessen Gläubiger des Abwesenden mit Schuldscheinen von Belang eingefunden, die ihrerseits nicht lässig waren, die einseitige Ausschüttung der vorhandenen Masse zu verhindern. Auch der Verwalter dieser Summen hielt mit demjenigen der liegenden Güter eng zusammen, um eine Abwickelung zu verzögern, deren Beendigung sie um eine hübsche Jahresrente gebracht hätte. Während es diesen Betheiligten nun darauf ankam, den

Schneckengang der Justiz möglichst zum Stillstehen zu bringen, war einer der Gläubiger wegen hohen Alters nicht geneigt, sich gleich den Andern in Geduld zu finden. Er übergab seine Forderung einem Advokaten aus Zug, und dieser suchte die Spuren der verschollenen Frau des jungen Herrn von Greiffensee aufzufinden.

Es war kein gewöhnlicher Rechtsdeuter, dieser Zuger, und der Bruder Hans hätte unter allen eidgenössischen Advokaten sich diesen wahrscheinlich am wenigsten als Gegner gewünscht. Als treuer Papist zwar hatte er vor Jahren das Treffen am Schürenberg gegen die Züricher mitgemacht. Rudy Gallmann war wenige Schritte von ihm gestorben. Den Zunftmeister Funk hatte er selbst mit dem Morgenstern erschlagen. Bernhard Weiß lief in den Spieß seines Schwagers. Aber als der Zuger bald darauf dem Zwingli gegenüber gerieth, den er früher einmal in Zürich hatte predigen hören, wich er dem Reformator aus; das Morden ward ihm widerlich, und er ließ seit dieser Begegnung seine Waffe ruhen. Wozu ihm die Hand den Dienst versagt hatte, das vollbrachten indessen Andere. Als der Zuger, müde und mit sich selbst zerfallen, vom Schlachtfelde sich entfernte, kam er von Weitem an einem welken Birnbaum vorbei, zu dessen Füßen ein Mann mit zum Himmel gerichteten Augen und gefalteten Händen lag, dem das Haar wirr über die Stirn herabhing. Zwei Kriegsleute standen vor ihm und schienen ihm die Anrufung eines Heiligen zuzumuthen. Der Zuger war zu fern, um den Vorgang genau zu beachten, doch sah er beim Umblicken, wie der Verwundete den Kopf zornig schüttelte, worauf der

eine Kriegsmann ihn durchbohrte. Tags darauf erst vernahm er, unter jenem Birnbaum sei Zwingli erschlagen worden.

Als man hernach ein Ungericht über den Todten hielt, ihn dann viertheilte, verbrannte und seine Asche in den Wind zerstreute, sagte sich der Zuger von der Sache der siegreichen fünf Orte los und ward Evangelischer.

Als solcher bekämpfte er, wo er konnte, die alten Besitztitel der Prälaten und schürte das Feuer der Unzufriedenheit, wo immer Hoffnung war, den Brand von Neuem zum Ausbruch zu bringen.

Die ihm jetzt in St. Blasiens Zwing und Bann obliegende Aufgabe war keine leichte. In damaliger Zeit pflegte, wo nicht ein „nachreitender Vogt" angestellt war, die Fährte eines Reisenden verloren zu gehen, so bald der Wind seine Tritte im Sand oder Schnee verweht hatte. Der nachreitende Vogt aber gehörte zu den Schrecknissen der Bannherrlichkeit, und wo die verbrieften Rechte mit der Zeit zu einer etwas milderen Fassung gelangt waren, da wurde ausdrücklich die Abschaffung dieses Reiters den Gemeinden zugesichert. Wer nun von der breiten Straße abwich, der war so ziemlich spurlos verschwunden. Und wenn z. B. der Thorhüter von Rheinau nach dem gesetzlichen dreistündigen Offenhalten des Stadtthors den Riegel der Mauerpforte vorschob, so waren für ihn und einen Jeden in der gesperrten Stadt die Außenwelt und ihre Bewohner Dinge der abgesondertsten Art, die es bei jeder Reise gewissermaßen von Neuem zu entdecken galt.

Das Schicksal der Fränkischen hatte nun freilich durch

die Nachfragen des Bruders Hans manche Wegzeichen hinterlassen. Nicht die Wirthin zum Schellenkönig allein ahnte dunkel den Verlauf der Sache. Ein lateinischer Brief, der ohne Unterschrift an einen Baſ'ler Wechsler und durch diesen zur Uebersetzung an dessen Beichtvater gelangt war, hatte Vermuthungen ausgesprochen, die auf das Kloster St. Blasien zurückführten. Wenige indessen wußten davon, und die Schwierigkeit, in damaliger Zeit über dunkle Begebenheiten solcher Art Licht zu verbreiten, hielt auch diese Wenigen ab, sich durch Nachforschungen in so gut umhägtem Revier persönlichen Gefahren auszusetzen.

So kam es denn, daß der Orgler selbst über die Erbschaft nie etwas gehört hatte. Was man ihm zuzischelte, waren Gerüchte über eine Verbindung, welche zwischen der Fränkischen und einem der Klosterleute bestanden haben sollte, Nachreden, wie sie in ähnlichen Fällen häufig ohne, häufiger mit Grund in der Nähe stark bevölkerter Stifte dem Volksmunde geläufig waren. Und so erklärte sich's denn auch, daß während voller sieben Jahre Niemand in den Schwarzwald gekommen war, um innerhalb Zwing und Bann der Abtei St. Blasien sich Fragen zu erlauben, auf welche es in den dunkeln Gewölben des alten Hauses allerlei beschwichtigende Antworten gab.

Der Zuger Advokat war der Erste, welcher auf Umwegen diesem Zwecke im Schwarzwalde selbst näher zu kommen suchte. Er kannte die Macht des Stiftes, die Abhängigkeit der sogenannten Unfreien, das Drückende ihres Unterthanenverhältnisses. Die weiter entwickelten Rechte jenseits des

Rheins waren ihm nicht minder bekannt. Besser als irgend Einer konnte er durch das Anregen zu Vergleichungen zwischen hüben und drüben der schon allgemein herrschenden Unzufriedenheit Nahrung geben. Da ohne eine Bedrohung der Rechtstitel des Stifts nicht an Zugeständnisse des letztern im Interesse seines Clienten zu denken war, so entwarf der Advokat seinen Kriegsplan von diesem Gesichtspunkte aus. Um aber überhaupt sich im Bereich der probstlichen Grenzen aufhalten zu dürfen, war ein Vorwand nöthig, der ihn sowohl mit dem Probste selbst, als mit dessen Unterthanen in Berührung bringen konnte, ohne doch Verdacht zu erregen. Der beträchtliche Holzhandel des Stiftes gab diesen Vorwand. Es kam nur darauf an, Abschlüsse möglichst langsam zu Stande zu bringen, um die Zeit genugsam ausbeuten zu können.

Zuvörderst suchte er die Stimmung der Unfreien selbst näher kennen zu lernen.

„Wie steht's mit dem Tannich beim Helwenbrül?" hatte er in des Grurners Schenke zu Remetswil gefragt, und der Wirth war der Meinung gewesen, es stehe damit nicht zum Besten. Der Tüwinger, der im Winkel am Ofen saß und Kienspähne schnitt, hatte den Kopf dazu geschüttelt, und der Blitzbrück hatte die Zipfelmütze in den Nacken geschoben, als könne man den Kopf nicht frei genug haben, wenn der Helwenbrüler Tannich einmal wieder in Frage komme. Wie's mit dem Tannich stand, wußte der Frager freilich gut genug. Vor Jahren hatte sich über das Eigenthumsrecht dieses Waldstücks ein Streit zwischen Stift und Lehnsleuten erhoben.

Beim Dinggericht aber war der Probst durch acht Zeugen, die mit „aufgehebten Fingern und gelehrten Worten“ geschworen hatten, überstimmt worden. Ein neuer Versuch Seiten des Stifts stand für das nächste Dinggericht in Aussicht. In der Zwischenzeit wagte die Gemeinde nicht, von dem ihr zugesprochenen Recht Gebrauch zu machen.

„Ich hätte Lust,“ hob der Zuger wieder an, „einen Handel über den Tannich mit Euch zu machen. Die Preise rechnen wir, wenn Ihr wollt, nach den Strafsätzen! Ihr wißt, wie sie drüben bei Espach, Jwan und Rohr Waldfrevel strafen.“

„Das gehört zu St. Peter,“ sagte der Tüwinger; „die haben andere Rechte als wir.“

„Ich weiß,“ versetzte der Zuger, „aber das thut nichts; ihr Dingrodel ist sehr klar.“

„Als ich Mitte Hornung drüben war,“ schob der Blitzbrück ein, „hab' ich den Rodel selbst verlesen hören. Da heißt's ausdrücklich bei dem Zinseinholen, der Untervogt solle die armen Leute schonen.“

„Davon ist in unserm nicht die Rede,“ meinte der Wirth.

„Und der Castvogt schirme den armen Mann gegen den Probst,“ fuhr der Blitzbrück fort, die Zipfelmütze noch weiter nach hinten schiebend. „Uns schirmt Keiner.“

„Der Untervogt,“ hob der Spahnschnitzer wieder an, „hat im Gotteshause seine Speisung so oft er im Dienst ausgeht. Im Rodel soll's geschrieben sein.“

„Freilich ist's da geschrieben,“ erwiderte der Blitzbrück, aufstehend und die Mütze ganz in die Hand nehmend. „Sie haben's mit verlesen. Er hat einen Nagel an der Säule in

der Klosterküche, daran er sein Schwert aufhängt, so oft er zum Speisen kommt. Sie haben's Alles genau bestimmt."

„Bei uns ist das Wenigste aufgeschrieben," sagte der Wirth, „und da nimmt denn, wer eben kann und mag."

„Ich habe wohl auch einmal drüben einem Dinggericht beigewohnt," versetzte der vorgebliche Holzhändler, mit gutem Bedacht den als Vorwand benutzten Tannichhandel nicht wieder zur Sprache bringend, „und da ist mir's vorgekommen, als halte der Abt von St. Peter mehr auf kirchliche Zucht als auf weltliche Einnahme. Es giebt in dem Espacher Rodel eine Menge Strafen, aber sie sind meistens zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria. Darauf mag ein Abt schon halten, wenn er nur die armen Leute schont."

„Das mein' ich auch," sagte der Wirth, „Zucht muß sein."

„Da heißt's," fuhr der Zuger fort, „wenn ich mich recht besinne: drei Schilling Strafe zahlt, wer da am Feiertag arbeitet."

„Siehst, Blitzbrück," fuhr der Wirth auf, „hab' ich nicht immer gesagt, am Feiertag gingen die Espacher in's Wirthshaus? Wie kann der Wirth mit zwei Hellern Verdienst auf die Maß Wein auskommen, wenn das Gotteshaus den Leuten gestattet, am Feiertag zu arbeiten?"

„Wer zu Ostern mit der Hacke hantirt," fuhr der Zuger fort, ohne sich stören zu lassen, „muß zwei Pfennige zahlen."

„Wenig genug!" meinte der Wirth, „aber etwas hilft's doch."

„Auch über das Mitgehen beim Kreuztragen," sagte der

Advokat von Neuem, „ist Alles festgesetzt; aus jedem Hause soll ein ehrbarer Bote, den der Priester für gut hält, sich der Procession anschließen, sobald sie vorbeikommt.“

„Ganz recht,“ schob der Wirth wieder ein und rieb die Hände, „sie sitzen drüben nicht halb so viel zu Haus wie hier. Wozu braucht das Wirthshaus so nah bei der Kirche zu liegen, wenn die Kirche nicht darauf hält, daß Jeder bei der Procession einmal aus dem Kasten heraus muß.“

„Beim Begraben,“ hob der Zuger von Neuem an und that, als bemerke er nicht die Unbehaglichkeit des Tüwingers, der sich früher schon öfter gegen Gespräche über Leben und Sterben ausgesprochen hatte; „beim Begraben haben sie auch ihre festen Sätze. Da heißt's: wo Einer oder Eine stirbt, die belehnt ist, da muß aus jedem Hause Mann und Frau opfern. Stirbt ein Kind, so soll aus den nächsten drei Häusern der Knecht und die Jungfrau opfern gehen. Stirbt ein elend' Mensch im Dorf oder Thal, so muß aus jedem Hause Einer opfern. Wer zu den vier hohen Festen sein Opfer nicht giebt, zahlt drei Schillinge, und wo zwei Menschen bei einander sitzen und nicht zur Kirche gegangen sind, da soll der Vogt ihnen dreimal den Kirchgang gebieten; ist's vergeblich, da soll er sie strafen.“

„So ist's,“ sagte der Tüwinger halblaut, indem er sich bewußt war, wie lange er von der Gesetzeslücke im heimischen Rodel Nutzen gezogen hatte.

„Wer einmal freien will,“ versetzte der Wirth mit besonderer Betonung, „mag auch, wie sich's gehört, den Kirch-

gang halten und im Wirthshaus ein paar Schillinge drauf gehen lassen."

„Aber Spiel und Tanz," ergänzte der Blitzbrück, sein Gedächtniß auf das Dinggericht von Mitte Hornung zurückzwingend, „Spiel und Tanz kann dort auch der Lüttpriester, nicht nur der Abt, verbieten."

Der Wirth fand das nicht mit den übrigen freisinnigen Satzungen im Einklang, beruhigte sich aber endlich dabei, daß wenigstens der Vogt nicht, wie in Remetswil, ohne Weiteres das Fluchen verbieten könne. „Wenn's gar zu still im Wirthshause hergeht," meinte er, die Faust nach Schwarzwälder Art auf den Tisch schlagend, daß die Knöchel ihre Spuren auf der Platte zurückließen, „wenn's gar zu ehrbar hergeht, da wird der Wein in der Kandel sauer — und wär's selbst alter Elsaßer."

„Mich geht weder St. Peter noch St. Blasien etwas an," schloß der Advokat, bei dem derben Schlage nicht ohne Befriedigung nickend, „aber warum Ihr Eure Fäuste im Sack ballt und sie nicht einmal den Herren dort oben unter die Nase haltet, das verstehe ein Andrer. Macht's wie wir jenseits des Rheins es gemacht haben, und Ihr könnt noch vor St. Barnabas selbst die Hühner im Topf haben, mit deren weißem Fleisch Ihr jetzt die Pfaffen fett macht."

„Sie haben's uns bös eingebrockt," sagte nach einer vorsichtigen Pause der Wirth und schaute zum Tüwinger hinüber, der mit weitgesperrten Beinen dastand, als wolle er den Fäusten des Wirths seine eigenen mächtigen Ausschreiter entgegen stellen.

„Ich mein's," bekräftigte der Tüwinger, „mit ihren Hurlibaus und ihren Schnapphahnröhren obendrein ist schlecht um die Wette brüllen. Mir wär's bald nicht zum Besten ergangen; die haben mir noch," er blickte auf seine Beine, „aus der Patsche geholfen."

Aber der Blitzbrück schob mit Selbstgefühl die Zipfelmütze wieder auf die fuchsigen Haare und sagte, den Ärmel aufstreifend: „Die da oben fürchten wir nicht und wären's ihrer zehnmal so viel; der Vogt leidet's nur nicht, daß wir ihnen auf den Nacken kommen."

„Und ist denn des Vogts Mannschaft so stark?" fragte der Zuger wieder, wohl wissend, daß die Unfreien selbst seine Waffen tragen mußten, wenn er ja ein Häuflein von Belang zusammen bringen wollte.

„Reicht der Vogt nicht aus," erwiderte der Blitzbrück, „so helfen ihm die von der Oestreichischen Seite. Wir sind immer zwischen zweierlei Leute Spießen."

„Und Hakenbüchsen sind wenig da," versetzte der Tüwinger, an die Vortheile denkend, welche ein Schuß aus der Ferne gegen einen Faustschlag aus nächster Nähe bietet, dafür sorgt das Gotteshaus schon." . . . . . „bei Sterbefällen," wollte er hinzusetzen, aber er mochte das Wort nicht, und ließ seinen Satz lieber unvollendet.

Der Zuger sah den Blitzbrück an, als scheine der und seine Zipfelmütze ihm das einzige beachtenswerthe Aufrührerpaar in ganz Remetswil.

„Was fehlt Euch hier zu Lande denn eigentlich?" sagte er, sich ihm gegenüber setzend und den Angeredeten mit einer

Handbewegung auffordernd, mit den Beschwerden der Wäldler einmal offen herauszurücken.

„Was uns fehlt?“ versetzte der Blitzbrück. „Zu viel und zu wenig fehlt uns. Wir haben zu viele Leistungen, wir haben zu wenig Gut's davon. Das fehlt uns.“

„Wenn Ihr noch ein Stündchen Zeit zum Plaudern hättet,“ sagte der Zuger, mit guter Absicht den Verdacht erweckend, als wolle er dem Holzhandel wieder auf geschickte Weise näher kommen und durch einen Becher Wein erleichtern, „wenn Ihr Zeit hättet, so möchte ich eine Kanne guten Sechsundvierziger mit Euch trinken, wie ich ihn hier gestern Abend getrunken habe.“

Der Wirth kniff die Augen zusammen, und der Tüwinger strich mit der rechten Hand um's Kinn, als wolle er sagen: „wenn das beim Helwenbrüler Tannich nicht wieder herauskommt, so ist's seine Sache.“

Der mit der Zipfelmütze aber nahm eine dienstfertigere Sprache an und meinte, was ihnen eigentlich fehle, das lasse sich freilich nicht so rasch zusammenrechnen. Wenn's mit dem Tannich auch nichts werden sollte, so sei's immer gut, einmal eines gescheidten Mannes Ansichten über ihre Rechte zu hören, und könne es beim Becher Wein geschehen — nun, um so besser! Den lasse sich ein richtiger Remetswiler schon gefallen.

Der Wein war inzwischen gekommen, und da dem Blitzbrück noch immer nicht genau einfallen wollte, wie er seine Nöthe und Gebrechen vortragen solle, fragte der Advokat, den Gegenstand von vorn angreifend: „Zuerst die Haupt-

sache! Steht in Eurem Rodel etwas von irgend welchen Freiheiten? Ich denk," setzte er, auf unberufene Lauscher anspielend, hinzu: „Handschuhe liegen hier ja nicht hinterm Ofen?" Der Wirth schüttelte mit dem Kopfe. „Nun denn" hob der Advokat wieder an, „steht etwas von Freiheiten in Eurem Rodel?" Die drei Remetswiler suchten sich zu besinnen.

„Ich meine nicht," sagte der Wirth.

„Gar nichts?" fragte der Zuger wieder. „Hört, was die Ermalinger seit 1518 in ihrem neuen Rodel hineingebracht haben. „„Item,"" heißt es da, „„dieser Fleck soll auch so frei sein, daß Stock und Galgen hier sind.""

Der Tüwinger schob den Becher bei Seite; es war nicht sein Geschmack, von Stock und Galgen beim Trinken zu hören. Der Wirth aber stimmte dem Blitzbrück bei und sagte, es sei nicht recht, daß die vielen Schillinge, die bei Hinrichtungen vertrunken würden, nicht in Remetswil blieben, wo doch einmal gesetzlich eine Taverne bestehe.

„Was habt Ihr denn davon, wenn bei Euch gefrevelt wird?" versetzte der Zuger achselzuckend. „Mit den Strafgeldern gehen ohnehin Vogt und Gotteshaus durch."

„Zwei Drittel nimmt der Vogt, ein Drittel das Gotteshaus," ergänzte der Tüwinger, einen herzhaften Trunk nachholend.

„Nun hört," sagte der Advokat, „wie sie's in Engwil halten, — im Thurgau'schen dahinten," setzte er mit einer Handbewegung hinzu.

„Schau her, Agath'!" rief der Wirth seinem Weibe zu,

das den Wein gebracht und sich dann in der Küche nebenan Etwas zu schaffen gemacht hatte. „Schau her, hier kannst Du hören, wie's drüben im Thurgau'schen hergeht; Du hast doch auch Deinen klaren Verstand und weißt schon, wo uns das Köller zu eng ist."

Die Wirthin, eine stattliche Frau, hoch in den Dreißigen, setzte sich in eine Ecke der niedrigen Gaststube und nahm einen zerrissenen Ledergürtel in Arbeit, um nicht müssig dazusitzen. „S' wär' Alles schon recht mit dem Hin- und Herreden," sagte sie, ohne zu einer Antwort aufzufordern, „wenn's nur etwas hülfe."

„Hört also, wie's die Engwiler ausgemacht haben," begann der Advokat mit einem prüfenden Seitenblick auf den Zuwachs seiner Hörer; „die ersten drei Geschlechter waren ganz frei; um geschützt zu sein, ergaben sie sich dem Constanzer Gotteshaus zu unsrer lieben Frauen, und der Herr von Constanz ward ihr Schirmherr. Das durfte er aber nur werden, wenn sie Lehen und Eigen von ihm nahmen, und deshalb gab er ihnen zehn Viertel Getreide und zehn Schilling weniger vier Pfennig aus und ab unserer lieben Frauen Gut zu Nüwillen, daß sie das jährlich dort haben sollten, ohne alles Wehren, Sperren und Abgang, und daß sie ihm hinfür baß dienen möchten. So steht's geschrieben."

Die drei Männer blickten einander an, als wollten sie sagen: der Paragraph wäre uns schon recht, und der Zuger fuhr fort:

„Danach hat der Herr von Constanz ihnen die Freiheiten gethan. . . ."

„Hörst, Blitzbrück,“ sagte der Wirth, „Freiheiten nennen sie's da.“

„Alte Gewohnheiten heißt's bei uns —“ versetzte der Angeredete, verdrießlich an dem langen Hemdkragen zupfend, „alte Schäden könnt's heißen!“

„Die Freiheiten,“ docirte der Advokat weiter, „die aufgeschrieben und beschworen worden sind und jährlich wieder bestätigt werden, als da sind: Die drei Geschlechter und ihre Nachkommen dürfen sich in und aus den dreizehn Gotteshäusern an leibeigene Leute verheirathen, und darum hat sie ein Herr von Constanz nicht zu strafen.“

„Nicht zu strafen,“ wiederholte der Wirth, nach seinem Weibe hinüberblickend, um dessen Erwerbung willen ihn der Vogt nach Mühlheimer Brauch von einer Tageszeit zur andern unter die Dachtraufe gelegt und dann noch mit 6 Schillingen jährlicher Abgabe gestraft hatte, weil sie eine Ungenossin war, d. h. nicht zum Gotteshaus gehörte.

„Stirbt eines Engwilers Weib, wenn auch ein aus den dreizehn Gotteshäusern angeheirathetes, oder wie ist's noch?“ — hob der Advokat von Neuem an, seinem Vortrag durch einige Pausen und scheinbare Gedächtnißlücken mehr unjuristische Natürlichkeit gebend, „richtig! Da beerbt sie nicht ein Herr von Constanz.“

„Da seht Ihr,“ fuhr der Blitzbrück auf und schlug mit der Zipfelmütze auf den Tisch, „da seht Ihr, was wir geschunden werden. Wie ist's mir ergangen, als der Vater selig in der Alb ertrank? Sie haben das beste Roß aus dem

Stall geholt und was ihm an Gewand und Waffen eigen war, weil's im Rodel ihnen zugeschrieben steht."

„Es war eben kein unberathen Kind mehr im Hause," warf der Tüwinger ein, indem er die langen Beine ausstreckte, „sonst hätten sie nur Waffen und Gewand nehmen dürfen."

„Ihr habt's noch gut genug," versetzte der Wirth, auf das Thema zurücklenkend, daß ihm mancher Nachtheil aus seiner Ehe mit einer Ungenossin erwachse; „wenn's einmal mit mir nach dem Haingarten geht, da behalten Frau und Kinder nur ein Dritttheil von unserer fahrenden Habe; zwei Dritttheil holt der Waibel für's Gotteshaus."

„Schlimm freilich," meinte der Tüwinger, die Beine wieder einziehend, „aber wer keine unberathene Tochter hat, wie ich, dem kommen sie bei eignen Lebzeiten in's Haus sobald die Frau die vier Wände nicht mehr sehen kann."

„Und nehmen das beste Bett?" fragte der Zuger.

„Das lassen sie mir bis ich sterbe oder mich wieder verheirathe," antwortete der Tüwinger, „aber des Gotteshauses eigen ist's dennoch, sobald die erste Frau starb. Wenn man mir die zweite Frau vorn in's Haus hinein bringt, da steht an der Hinterthür schon der Waibel und nimmt das beste Bett, auf welchem die erste Frau gelegen ist, für's Kloster weg."

„Ja, ja, so ist's Brauch," bestätigte die Wirthin, kopfschüttelnd; „ist keine Hinterthür im Haus, so graben sie ein Loch und ziehen das Bett unter der Schwelle fort."

„In Laufen," schob der Tüwinger ein, „bekommt der

Bischof auch das beste Bett der verstorbenen Frau, aber die Ueberzüge muß er lassen."

„Und das beste Gewand," fuhr die Wirthin fort, „sammt Röcken, Schnürlatz, Mantel, Tüchlein und Schürze nehmen sie gleich, sobald eine Frau die Augen geschlossen hat."

„In Kyburg," sagte der Advokat zur Wirthin gewendet, „war's vor Zeiten auch so: der Waibel nahm das Gürtelgewand, der Untervogt das beste Gewand, das zur Kirche und zum Markt getragen worden war; aber freilich nur bei Landzüglingen. Ohnehin ist's längst abgeschafft."

„Wird hier nicht gleich das beste Gewand gegeben," erwiderte die Wirthin mit Seufzen, „so suchen sie's selbst und das erste behalten sie als Strafe."

Der Advokat wußte recht wohl, daß sie's auf Eidgenössischem Gebiet noch an manchen Stellen ebenso hielten, aber er that, als sei ihm nie von ähnlicher Härte etwas zu Ohren gekommen. „Das geschah in Ermalingen nicht mal," sagte er, „ob der Waibel dort auch Geschmeide, Gürtelgewand und was von Leinenzeug in Falten lag, nehmen durfte und ebenso der Kellermeister das gegossene Geschirr."

„Wo ein Förster ist, da holt der sich auch noch die Hülle und die Schuh," trug der Tüwinger nach, mit bedenklichen Blikken in einem seiner riesigen Laschenschuhe ein Loch entdeckend.

„Ja, ja! Man merkt's schon der Luft an," sagte der Zuger nicht ohne berechnenden Spott, „man merkt's schon, daß hier noch zinsen muß

was der Regen bespret
und der Wind beweht.

Wenn man über den Rhein hier in Euren Wald kommt, weht's ganz anders nach der alten Sorte, als bei uns. Wir haben uns freilich nicht auf die Ofenbank gelegt."

Der Blitzbrück, dem das gerade im selben Augenblick begegnet war, setzte sich wieder zurecht und schob die Mütze hintenüber. „Wie halten sie's denn sonst noch in Engwil?" sagte er, um Nebenbemerkungen abzuschneiden. „Beerbt das Kloster Nonnen und Mönche, deren Verwandschaft zu den Engwilern gehört?"

„Nichts erbt der Herr von Constanz;" versetzte der Zuger, „die Freunde erhalten, was solche Nonnen und Mönche hinterlassen. So steht's geschrieben. In Brütten und Tanegg hat ja sogar ein Jeder das Recht, sein fahrendes Gut ohne Zorn zu vermachen, an wen er will. Er mag's auch einem Hunde an den Schwanz binden. Das darf ihm Keiner wehren."

„Und die Bußen?" fragte der Wirth, den Kopf mürrisch schüttelnd, „wer bekommt die?"

„Zwing, Bann und Frevel," versetzte der Zuger, „kommen sämmtlich den Engwilern zu Gute; auch von Zoll wissen sie nichts, weder bei Kauf noch Verkauf."

„Bei Neuenhäusern," meinte der Blitzbrück, „drüben bei Freiburg, nimmt das Gotteshaus von jedem Handel den dritten Theil, ausgenommen, wenn ein Mann seinem Weib zwei Schilling zum Kauf von ein Paar Schuhen giebt."

Die Wirthin bekreuzte sich.

„Davon hab' ich auch gehört," sagte der Tüwinger, wieder bedenklich an seine Schuhe erinnert. „Der Bruder Hans

sprach neulich von den großen Rechten des Klosters Günthersthal; dahin zollt Neuenhäusern. Er meinte, es müsse bei uns auch noch der Zoll eingeführt werden."

„Freizügigkeit ist allen Engwilern gemein," versetzte von Neuem der Advokat; „auch können sie ihr Eigenthum verkaufen an wen sie immer wollen. Den einzigen Engwiler, den der Herr von Constanz theilweise beerbt, das ist der älteste von mehreren Brüdern, die in demselben Hause wohnen. Läßt der ein Vieh nach, — nun, wie haben sie's bei Euch verclausulirt?" fragte der Zuger plötzlich, mit einem neuen Vorrecht der Engwiler hinterm Berge haltend, um die Remetswiler über einem Redactionsschnitzer zu ertappen.

„Bei uns ist schlechtweg vom besten Stück Vieh die Rede," antwortete der Wirth.

„In Knonau," sagte die Wirthin, in ähnlichen Hausgesprächen der Wirthshaussitzer seit manchem Jahre gewitzigt, „in Knonau gelten die mit gespaltenem Hufe nicht. Die braucht der Bischof nicht zu nehmen. In Neuenhäusern darf der Waibel dem Vieh, das er für's Kloster aussucht, nicht in's Maul greifen, und ist der Todte noch nicht unter der Erde, so darf der Waibel nicht in's Haus."

„Das ist deutlich, aber kaum so deutlich als es in Kyburg vormals hieß," stimmte der Advokat bei, „da stand im Rodel ausdrücklich: das beste Roß, die beste Kuh oder der beste Ochs, wo solche nicht sind: das Huhn, welches dem Hahn zunächst auf dem Stadel sitzt."

„Die Herren da oben wissen's Beste schon zu finden,"

versetzte der Wirth, den letzten Becher füllend, „man mag schreiben, was man will.“

„Nicht in Engwil!“ sagte der Advokat mit pfiffigem Lächeln. „Die Engwiler sind gescheidte Leute und verdienen's, daß es ihnen besser geht, als Euch Andern hier. Wißt Ihr, wie sie's in den Rodel geschrieben haben? Der Herr von Constanz soll das beste Hauptstück nehmen, das auf vier Füßen geht und steht. Ist kein solches vorhanden, da erbt der Herr gar nichts.“

Der Tüwinger hatte die Schlauheit der Engwiler noch bei der zweiten Wiederholung der Verclausulirung nicht verstanden. „Mit den vier Beinen ist wenig gesagt,“ versetzte er mit vermeinter Ueberlegenheit, „wenn sie am St. Cuonradstag in Brütten die Schweine bringen, soll dem Herrn auch keins zu schlecht sein, hat's nur „„Mund und Schwanz und vier Beine.““ Aber danach heißt's: des Herrn Seckel soll offen stehen, wenn sie zu gute Schweine liefern; ist's umgekehrt, dann soll des armen Mannes Seckel offen stehen. Geht mir mit Euren vier Beinen.“

Der Wirth und der Blitzbrück aber stießen einander an und die Wirthin meinte, wenn's nur brav Baumstümpfe auf der Trift gebe, so bringe ein guter Hirt es schon fertig, ein vierbeinig Thier in einem Tag zum dreibeinigen zu machen.

Der Advokat nickte zustimmend und ließ die Remetswiler dann im leisen Gespräch ihre Meinungen austauschen. Er hatte sie sich nicht eben zu Freunden gemacht, aber sie sahen ihn weit weniger unverschämt an, als vorhin. Wer da

zu Hause sitzt und von Andern aufgesucht wird, der hält sich leicht für eine Hand voll Pfennigen mehr werth, als er den auf der Reise begriffenen schätzt. Der Advokat kannte diesen Bauernzug, und hatte bei seiner Holzhändlerrolle ihn von Neuem bestätigt gefunden. Es kam ihm daher darauf an, sich auf andre Weise ein Uebergewicht zu verschaffen, und weil er die Köpfe der Schwarzwäldler mit Recht für ungewöhnlich hart hielt, so ließ er sie ein paar Mal derb anlaufen, damit sie's auch ja gewahr würden.

Uebrigens war er, was die Engwiler Freiheiten betraf, streng bei der Wahrheit geblieben. Eine letzte Leistung, die immerhin nicht gering war, hatte er freilich zu erwähnen vergessen, daß nämlich für etwa fünf Pfund Pfennige die Engwiler dem Herrn von Constanz, wenn er über den Arleberg zum Papst ziehen wollte, ein Saumthier sammt Halfter ohne Sattel zu kaufen hatten. War es einmal geschehen, so durfte derselbe Herr diese Leistung nicht wieder verlangen, es sei denn, daß er das Saumthier von seiner Römerfahrt heimbrachte. Auch dreier Holzfuhren im Jahre hatte der Advokat nicht gedacht. Aber die Hauptsache, worauf es bei dem Engwiler Rodel ankam, war die noch frische und nachweisbare Entstehung des Unterthanenverhältnisses, ein Unterschied zwischen dem Engwiler und Remetswiler Rodel, den der Advokat nur so obenhin berührte, daß er von seinen Zuhörern höchstens vielleicht der Wirthin auffiel. Im Schwarzwalder Rodel kam es buchstäblich auf „die alten Rechte und die alten Gewohnheiten des Gotteshauses“ an, und zwar auf die „von Alters her“ gehabten. In dem Schweizer Rodel

wurden dagegen die „Freiheiten der drei Geschlechter" bestätigt, und ihre Pflichten folgten nur als untergeordneter Nachtrag.

„Wie wird's mit Euren Waffen gehalten," sagte der Advokat endlich, nachdem er ein Dutzend Mal die Fliesen des breiten Kachelofens gezählt und dazwischen mit den Fingern an die Scheiben getrommelt hatte. „Läßt man sie Euch bei Sterbefällen? Sammelt sich's mit der Zeit?"

„Wât und Waffen fallen an's Gotteshaus," sagte der Wirth kleinmüthig.

„Geschliffne Waffen nehmen sie allemal fort," ergänzte die Wirthin, „nur ein Beil bleibt der Wittwe, damit sie Stubenholz hacken kann."

„Ich verstehe," antwortete der Zuger, „das steht im Laufner Rodel und ist auch bei Euch aufgekommen. Da ist aber noch von dem Recht des Sohnes die Rede. Bleibt ein Sohn nach, heißt's dort, oder wird bald nach des Vaters Tod geboren, da erbt das Kind die Waffen, sobald es die vier Wände beschreien kann."

„Das halten sie hier zu Lande ebenso," stimmte die Wirthin bei. „Und wo statt dem Roß ein Harnisch ist, da nehmen sie den."

Der Advokat hatte gehofft, die Gewohnheit des Waffenablieferns nicht so allgemein zu finden.

„Was hat's denn aber mit Euren Leistungen für eine Bewandtniß?" fing er nach einer Weile wieder an.

„Zuerst müssen wir die Vogtsteuer entrichten," sagte der Blitzbrück, unwillig den leeren Becher umstürzend. „Das ist

für Jeden neun Viertel Hafer, ein Fastnachtshuhn und eine Tagfahrt."

„Und doch," warf die Wirthin ein, „darf zwischen dem Meyer- und Schalmeyernhof kein Haus mehr Hühner halten als zwei Hennen und einen Hahn; da ist's oft knapp um Fastnacht; und mit den Zinseiern um Ostern nicht minder."

„Damit Vogt und Abt ihre Zinsen richtig zusammenbringen," sagte der Wirth, sich auch wieder in's Gespräch mischend, dem er sich fern gehalten hatte, seit der Wein ausgetrunken war, „damit die Leute zinsen können, soll jedes Stück Feld, was hier eine Schuppose ausmacht, behaust sein, wie viel solche Stücke auch auf einen Einzelnen kommen, und zwar bei 3 Pfund Strafe."

„Schon wieder Strafe? Ich hab' genug von Euren Abgaben," fuhr der Zuger auf, indem er plötzlich, wie's ihm wohl zuweilen begegnete, die Geduld verlor. „Wer's Joch nicht abschüttelt, dem ist's zugemessen. Ist denn kein Alter mehr in all Euren Huben und Schupposen, daß er Euch sage, wie's Eure Vordern anzufangen wußten? Als die Lupfner Anno 24 der Rapoldsteinerin in der Erntezeit Schneckenhäuslein suchen mußten, damit die liebe Hoheit buntes Garn darauf winde, und weiter noch, Erdbeer, Kriesen und Schlehen, damit ihr der Gaumen nicht trocken werde, was hat's da gegeben? Aufruhr, Brand und Verwüstung hat's da gegeben! Bis nach St. Blasien hinein hat's gebrannt, und in der Bibliothek ist 6 Tage lang des Fetzens kein Ende gewesen. Hans Müller von Bulgenbach war auch ein verheiratheter Mann, aber das hielt ihn nicht ab, aus

der Waldshuter Kirchweih einen St. Blasischen Räuchertag zu machen. „„Stürb' unser Herr, das Gott wollt',““ hieß es damals hoch und laut von dem Friedrich von Fürstenberg, „„da müßten wir vor Leid rothe Kappenzipfel tragen.““ Rothe! Versteht Ihr? Die Lupfner und Stühlinger sagten, was sie meinten, und machten's mit Dreschflegel und Spieß noch verständlicher. Dazumal hatten die Herren Respekt und die Unterthanen führten das Wort. Was für einen Bescheid hat der Bürgermeister von Memmingen bekommen, als er klagte: die Augustinermönche drohten aus dem Kloster zu laufen, Kelch und Kirchenornate mitzunehmen und die wägigen und aufrührerischen Nonnen obendrein? He? Die Ornate, hat der Ulmer Rath ihm geantwortet, sollen sie sorgfältig verwahren, laufen ihnen aber Mönche und Nonnen davon, die müssen ihr Abenteuer darum bestehen. — So stands dazumal. Kein Abt wurde gefragt, und weil sie nicht viel fragten, konnten sie thun, was ihnen eben lieb war. Da hört, was die Forderungen der Klettgauer waren:

Zum Ersten: Weder Hagen noch Jagen ist des Herrn.

" Zweiten: den Hunden wird kein Bengel mehr angehängt.

" Dritten: Büchse und Armbrust frei.

" Vierten: Jäger und Förster dürfen nicht mehr strafen.

" Fünften: Sie fahren keinen Mist mehr.

" Sechsten: Nicht mehr mähen, schneiden, hauen noch Fuhren leisten.

Zum Siebenten: Die schweren Märkt und Handwerke abgeschafft.
" Achten: Keiner soll gethürmt oder verblockt werden, wenn er Bürgschaft stellt.
" Neunten: Keine Steuer, Schatzung noch Ungeld mehr.
" Zehnten: Kein Baukorn und kein Ackerfrohnen.
" Elften: Das Weiben und das Mannen soll ohne Erlaubniß der Herrschaft freistehen.
" Zwölften: Erhängt sich Einer, da beerben ihn die Seinen.
" Dreizehnten: Ueberhaupt erben nur Verwandte, nicht die Herrschaft.
" Vierzehnten: Vogtrecht abgeschafft.
" Funfzehnten: Jeder soll Wein ausschenken können.
" Sechzehnten ...."

„Halt da!" fiel ihm der Wirth in's Wort, „mit dem Weinausschenken bleibt mir vom Leibe, die Freiheit mögen die Klettgauer für sich behalten!"

Der Zorn des Advokaten hatte sich schon ausgedonnert gehabt, und der Einwurf des Wirthes ließ seine spöttische Laune von Neuem das Uebergewicht erlangen. „Freilich, freilich," sagte er, „die Zeit ist vorbei. Heute fragt Keiner mehr, von wannen der Teufel so viel Servitut, Zehnten und Frohnden zusammengetrommelt habe? Wir wissen's, ohne zu fragen. Aus Euren Strohköpfen hat er sie zusammengetrommelt. Aber was schwatze ich hier?" setzte er hinzu, „hebt wohl einer von Euch Dreien die Faust gegen mich auf, da

ich Euch doch unterheize, daß Euch die Schuhsohlen schon anbrennen sollten?"

„Ho ho!" sagte der Blitzbrück und stemmte die Faust auf den Tisch. „Gelüstet Euch danach — Rath wird's schon geben. Man hat den Junkern ehemals nachgesagt, ihrer einer meinte zehn Bauern in einem Pfefferkorn fressen zu können. Mir scheint, Ihr macht's ihnen nach. Hätt' ich nicht von Eurem Wein gekostet, so möcht' ich Euch wohl Ein's schütteln, daß Ihr sagen solltet „„Lueg', der versteht's!""

Der Zuger schlug die Hände zusammen. „Das nenne ich ein Mannswort," lachte er, „nur zu lang aufgespart habt Ihr's, bei St. Velten! Nun, wenn wir über den Tannich reden könnten, da ließ ich mir die Zeit nicht verdrießen. Aber — aber," fügte er achselzuckend hinzu, indem er aufstand und das Barett auf die schwarzen Haare drückte: „ich merke schon, bei Euch ist kein Geschäft zu machen. Wo's immer wieder in andrer Leute Taschen geht, da kann sich nichts sammeln. Ich muß nur mit dem Probst selbst wegen des Tannichs reden. Für die Tanne 2½ Schilling, und für die Buche 1½ Schilling, das werd' ich ihm bieten, s' ist das halbe Strafgeld, was die Brüttner für Forstfrevel zahlen müssen. Ihr bekommt freilich nichts davon, aber Tagleistungen wird er Euch schon abnöthigen, und wenn der Tannich erst am Boden liegt, hört Ihr, wohin Ihr das Holz zu schaffen habt. Und damit behüt' Euch Gott!" Er legte die schuldigen Schillinge auf's Weinfaß, strich den Bart rechts und links, schlug den Mantel um und ließ die Remetswiler in mürrischem Schweigen zurück. Ein paar Minuten

später trabte er auf seinem niedrigen Schweißfuchs von dannen.

Die Wirthin machte sich lautlos aus dem Staube; des Ehemanns rothes Gesicht ließ einen Ausbruch ahnen, der ihr, als der Wehrlosesten, bedrohlich werden konnte. Der Tüwinger guckte finster nach dem Loch in seinem Laschenschuh, als spähe er nach einer Bresche im Bollwerk der Klosterrechte, und entfernte sich dann mit weit ausgreifenden Schritten. Der Blitzbrück aber drehte an der Zipfelmütze, bis ihm der Klunker lose in der Hand blieb; dann warf er ihn zornig gegen die Wand und schritt mit einem Schwerepest- und Schelmenfluche dem Tüwinger nach.

Dreizehntes Kapitel.

Verfänglicher Gesang.

Der Orgler hatte des Bannwarts Worte nicht wieder aus dem Kopf bringen können. Im Rausche sollte der Dornstetter sich über ihn lustig gemacht, ihn einen Geprellten genannt haben? Es wäre ihm gleichgültig gewesen, käme das angenommene Töchterchen des Dornstetters nicht dabei in Betracht, die kleine Salome eben, um deretwillen er sich schon so manche Sorge und Hoffnung gemacht hatte. Er überlegte, wie er aus dem Dornstetter die Wahrheit herauslocken könne. Aber ein Trinker war ihm verhaßt und der da

vor Allen; denn seine Landsknechtsrohheit hatte seit den letzten Jahren so zugenommen, daß der Orgler ihm sorglich aus dem Wege ging und vor der bloßen Möglichkeit zitterte, als wirklicher oder vorgeblicher Vater der Kleinen werde Jener einmal plötzlich wieder Rechte auf sie geltend zu machen suchen. Wenn ihm solche Gedanken kamen, machte er sich's zum Vorwurf, den Sigis nicht seinem Schicksale überlassen zu haben. Dann hätte sich der Orgler mit dem Mädchen aus dem Walde in's Niederland, vielleicht gar über die Alpen, begeben können und Zwing und Bann der Abtei wären überstanden gewesen. Aber solche Selbstvorwürfe verfehlten doch ihr Ziel. Er schämte sich ihrer, als beginge er ein Unrecht gegen den Sigis, der in ihm ja einen zweiten Vater gefunden zu haben glaubte und mit dem er durch des Knaben Anlage zur Musik enger zusammenhing, als er sich selbst gestehen mochte. Sollte er mit beiden Kindern das Weite suchen? Wie dann aber, wenn sich seine alte Grille verwirklichte und die Zwei einmal zu einem Paar heranwüchsen, wenn er ihre Hände zusammenfügen möchte und es nicht dürfte, weil in der Fremde das Räthsel ihrer Geburtsstunde nicht mehr lösbar war? Mit solchen Gedanken wanderte er dem fernen Gotteshause zu, ohne sich Zeit zu lassen, im Hause vorzusprechen.

Je lustiger die Ammer vor ihm aufhüpfte und je höher die eben erst aufgegangene Sonne stieg, desto leichter wurde ihm zu Muth. Der Trinker schwand aus seinem Sinn und mildere Gedanken über den Probst nahmen die leergewordene Stelle ein. Mochte der Meyer dem heiligen Herrn auch nich

viel Gutes nachsagen, ihm, dem Cuonrad, hatte der Klosterobere doch nie ein Leids zugefügt. Schien's dem Probste anfangs wohl nicht recht, daß der Orgler mit den angenommenen Kindern im Walde verblieb, später hatte er's doch selbst nicht anders haben wollen, und das dünkte dem Cuonrad ein gutes Zeichen.

Das Orgelspiel, meinte er, sei Schuld daran. Wenn er an hohen Feiertagen den Klosterbruder, der sonst die Orgel spielte, vertrete, da höre der Probst von seinem goldenen Stuhle aus viel aufmerksamer zu, als er's sonst zu thun pflege, und schicke wohl auch einmal Botschaft herauf, er möge Eins oder das Andre nochmals hören. Von der Macht der edlen Musika hatte der Orgler aber absonderliche Begriffe. Er hätte den leibhaftigen Teufel, mit dem er sonst nicht gern spaßte, kaum gefürchtet, konnte er ihm nur mit Hülfe der fünf Bälgetreter den Wind abfangen. Denn so viel Hülfe brauchte es noch immer nach der Beschaffenheit der Klosterorgel von St. Blasien. Die berühmte Orgel des gleichnamigen Stifts in Braunschweig war zwar schon einige fünfzig Jahre fertig, aber die Kunde von ihrer vervollkommneten Bauart hatte noch nicht bis in den Schwarzwald ihren Weg gefunden. Man hielt es mit den Mainzer Pedalorgeln des Meister Droßdorf, deren größeste bei etwa vierundzwanzig Blasbälgen nicht weniger als zwölf Bälgetreter erforderte. Das Pfeifenwerk der Orgel des Cuonrad war noch nicht in verschiedene Register gesondert und die Stimmung noch nicht nach dem Chorton festgestellt. Dagegen hatte sie für die linke Hand schon die zweite Claviatur; die halben Töne waren auch zwischen die diatonischen eingeschoben, und die dem Cuonrad

von seinen Reisen im Gedächtniß gebliebenen Choräle konnte er in ziemlich vollständigen Accorden auf der Klosterorgel zu Gehör bringen. Diese Choräle hatte er vor dem angestellten Klosterorgler voraus, und den Probst verlangte nach ihnen, so oft der Cuonrad mit der üblichen Messebegleitung fertig war. Einige hatte er in Welschland gelernt. Das veni redemptor genitum des Mailänder Bischofs Ambrosius, obschon bereits über tausend Jahre alt, kam erst durch ihn nach dem Schwarzwalde. Das fünfhundert Jahre alte Stabat mater des Franciscaners Jacoponus aus Lodi fand er vor, veränderte es aber nach der vollständigern Beschaffenheit seines Instruments. Andre Choräle hatten einen Ursprung, über den er wohlweislich schwieg. In der Schweiz nämlich war ihm von einem norddeutschen Magister ein Büchlein mit neuen Singweisen zugesteckt worden, geistliche Lieder mit deutschem Text, über denen mancher verdächtige Name stand. Der Gesang des Protestanten Decius von 1529, „Allein Gott in der Höh' sei Ehr," stand gleich auf der dritten Seite und war zweimal roth angekreuzt; ein dicker Dintenstrich lief unter den Anfangsworten hin, als solle man sich nichts Gewöhnliches dabei denken. Dann kam eine Anzahl Hussitenchoräle mit deutschem Text, davon ihm der letzte, seit er das Büchlein besaß, alle Morgen statt des lateinischen Gebets durch den Kopf ging. M. Weiß 1540 stand darunter und es lautete nach heutiger Schreibweise:

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht,
Ihr lieben Christen seid munter und wacht,
Preiset Gott den Herrn."

Es folgten weitere fünf Verse, von denen er den letzten am besten behalten hatte, weil sich's darin um die allernächsten Dinge handelte:

„Die Hahn' und Vögel mancherlei,
Die loben Gott mit ihrem Geschrei,
Der sie ja speiset und kleidet."

Beim Wandern fiel ihm dieser Vers wieder ein, und er sang ihn leise vor sich hin, nicht lauter, als daß sich die Vogelstimmen und Hahnenrufe unter und über seinem Pfade noch deutlich vernehmen ließen.

Da er aber einmal in's Singen hineingekommen war, erinnerte er sich eines Liedes nach dem andern. Er wußte schon, daß er den Probst im Oratorium treffen werde und sann über diejenigen Choräle nach, die er heute spielen wolle um den Probst in eine ihm gewogene Stimmung zu versetzen und dann seine Fragen wegen Sibylla um so leichter vorzubringen. Dabei fiel ihm indessen ein, wie unfreundlich der heilige Herr eine frühere Anfrage über diesen Gegenstand aufgenommen habe, und sein Vorhaben schien ihm plötzlich bei weiterem Erwägen so bedenklich, daß er seinen Schritt mäßigte und am Ende ganz still stand, um zu überlegen, ob er nicht eine Unvorsichtigkeit begehe. Dasselbe Bedenken hatte ihn schon mehrere Male zur Umkehr vermocht. Diesmal hielt es gegen die Reden des Dornstetters nicht Stand.

Es kam ihm zur rechten Zeit ein Lied aus seinem geheimen Schatz in's Gedächtniß, und wenn er, des unterschriebenen Namens wegen, sich sonst auch an dies Lied nicht gern heran wagte, so gab's ihm diesmal doch seine ganze Fassung

wieder und er sang's deshalb vor sich hin, immer lauter werdend und immer rascher ausschreitend.

Er war eben, um den Waldabhang abzuschneiden, den Richtpfad hinaufgeklommen, der oberhalb der Fahrstraße nach der Abtei führte, als ihn ein Reiter von der Straße aus anrief.

„Gelobt sei Jesus Christ! Seid Ihr hier kundig?“ scholl des Reiters Stimme in Schweizer Mundart herauf.

„In Ewigkeit!“ gab der Orgler zurück, „freilich bin ich hier kundig. Wohin des Wegs?“

„Zu der Herberge des Dornstetters!“ klang es wieder herauf.

„Ihr habet nicht gar weit mehr,“ rief der Orgler. „Haltet Euch auf der Halde drüben von einer Mark zur andern; dann folgt dem Steig bis an die Flur, die oberhalb der hohlen Gasse am Hellhag liegt. Bei Kleinhans Steffens Rain nehmt Ihr den Graben links; hinter der Geiswiese laßt Ihr den Weiher zur Rechten liegen, und von da mögt Ihr sehen, wer Euch weiter zeigt.“

„Nicht übel,“ rief der Reiter zurück, „wenn ich den Dornstetter jetzt nicht finde, ist's nicht Eure Schuld.“ Er wollte weiter reiten, aber dem Orgler fiel es ein, daß dem Fremden die überwucherten Wege auf des Dornstetters Land der beste Wegweiser sein würden.

„Hört! noch Eins!“ rief er hinab. „Des Vogts Knecht soll zwar mit dem Spieß, überzwerg dem Sattel, die Straßen durchreiten und räumen lassen, wo der Spieß anrührt; aber beim Dornstetter hält er's nicht so genau, weiß Gott

warum. Gebt also Acht, wo die Wege halb zugewachsen sind, da seid Ihr auf der rechten Fährte."

„Das läßt sich hören!" rief der Reiter zurück und wollte fort.

Des Orglers gesetzliche Grille war indessen rege geworden und er dachte, so gar eilig wird der's nicht haben; immer gut, wenn man's dem Dornstetter einmal auf andre Weise sticht, daß er räumen lassen muß. „Noch Eins" rief er wieder hinab: „Habt selbst ein Auge auf die Wege und gebt's dem Dornstetter bei der Zeche zu verstehn, wo's fehlt. Der Weg unterhalb der Eppenswand muß so breit sein, daß eine Egge ihn befahren oder doch ein Weibsbild mit einem Tuch voll Heu auf dem Kopfe durchkommen kann. Die Furth durch den Weiher soll die Breite eines Wiesbaums von vierundzwanzig Schuh Länge haben. Auf den Fahrweg müssen zwei fette Rinder neben einander Platz haben. Im Graben, wo das Vieh durchgetrieben wird, soll ein gerüsteter Pflug hin und her fahren können, sonst ist's nicht recht. Und wenn der kleine Nothweg bei der Verenenkapelle nicht so breit ist, daß Braut und Todtenbahre an einander vorüber können, so ist's des Dornstetters Schuldigkeit, den Hollunder kappen zu lassen."

Der Reiter hatte, die Hand hinterm Ohr, mit launiger Gespanntheit zugehört.

„Seid Ihr fertig?" rief er dann hinauf, indem er sich auf seinem kleinen Schweißfuchs im Sattel umwendete.

Der Orgler hielt einige Zusätze in Bereitschaft. Ehe er indessen mit ihnen herausrücken konnte, setzte der Reiter

lachend hinzu: „Giebt's viele so rechtskundige Leute hier im Walde, da müssen die Vögel bald auch anfangen, Dingrodel von den Bäumen abzuleiern, sonst rücken Mensch und Vieh zu weit auseinander.“ Und damit ritt er von dannen.

Ehe der Orgler aber eine Antwort ihm nachrufen konnte — was ihm gerade einfiel, war nicht gepfeffert genug — machte der Reiter eine Volte und rief, als habe er sich eben erst darauf besonnen, zu dem Orgler hinauf: „Sagt mir doch, ob man hier von andern Leuten auch die Luther'schen Lieder singen hört? — Nun?“ setzte er hinzu, als der Orgler sich zum Gehen wendete und sich das Ansehen gab, als möge er mit ketzerischen Fragen dieser Art nichts zu schaffen haben, „nun, Ihr sangt doch laut genug vorhin:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er's uns doch nicht.
Das macht, er ist gericht't:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.“

Der Orgler hatte den Mund weit aufgesperrt. Im ganzen Walde kannte er das Lied allein, und wenn ihn vorhin nicht die Furcht vor dem Zorn des Probstes und vor den Schlichen des Bruder Hans befallen hätte, er wäre nicht so unvorsichtig gewesen, das verfängliche Lied laut zu singen.

In seiner Bestürzung wußte er nichts besser zu thun, als mit dem Kopf zu schütteln, als wisse er nicht, wovon die

Rede sei, und sich möglichst rasch aus dem Gesichtskreise des Fremden zu begeben.

Dieser suchte noch einmal durch eine Wendung des Pferdes des Alten ansichtig zu werden. Als er aber merkte, daß die Furcht diesen nicht wieder zum Vorschein kommen lassen würde, beschloß er, beim Dornstetter einmal wegen versprengten Lutheranern, Wiedertäufern und Bundschuhleuten, auf den Busch zu klopfen.

Der Orgler wanderte seine Straße weiter. Zum ersten Male hatte er den verpönten Namen in diesen Bezirken aussprechen hören, und ihm schien's plötzlich ein gefährlich Wagstück, was er mit den fremden Ketzerliedern bisher getrieben hatte. Es fiel ihm aus seinen Pergamenten mancher scharfe Satz ein, der die Ketzer betraf. Sie wurden im Embrach'schen den Mördern und Kirchenräubern zugezählt, und während dort die Kirche, der Kirchhof und alles innerhalb der Ringmauer Gelegene den übrigen Verbrechern eine Freistatt boten, durfte man Ketzer daselbst zu jeder Zeit fahen. Auch erinnerte er sich, gehört zu haben, daß man Ketzer, um sie nicht mit getaufter Hand anzurühren, an einem Strick unter der Thürschwelle fortschleppe und sie dann an den Schweif eines Pferdes binde, damit es sie zum Galgen schleife. Da er einmal in's Grübeln hineingekommen war, fand sich ein Schreckensbeispiel zum andern; es fiel ihm die Sage ein, der Herzog von Oestreich habe Ketzer sieden und braten lassen, „damit sich der Teufel nicht die Zähne an ihnen verbeiße.“ Und noch vor wenig Wochen hatte er aus dem Munde des Meyers gehört, dem es ein Vogelfänger aus

dem Bairischen erzählt hatte, in Landshut habe man neun Abtrünnige lebendig verbrannt und in München sogar deren neunundzwanzig ersäuft; die Zahl der verstümmelten oder auch getödteten „Gärtnerbrüder" hatte er vergessen, aber die Zeit, da man in Waldshut und andern Waldstädten die Kelchdiebe, wie man die evangelischen Prediger nannte, hingerichtet oder mit aufgeschlitzten Zungen heimgeschickt hatte, war noch zu frisch, als daß dem Orgler nicht seine eigne Zunge bei diesem unerbaulichen Gedankengange als wenig gesichert erscheinen mochte. Zwar war er sich bewußt, jederzeit gegen die ketzerischen Lehren die Ohren verschlossen zu haben, und nicht einmal über das, was sie wollten, klar zu sein; daß er indessen ihre Lieder sang und dem Probst sie sogar vorspielte, konnte ihm schwer nachgetragen werden, und er fürchtete den Probst doch zu sehr, um sich seinem Mißfallen aussetzen zu wollen.

Diese Sorgen ließen ihn nicht los, bis er, über den Hof der mächtigen Abtei schreitend, den Weg zur Orgelthüre einschlug, die seitwärts vom Kirchenthor in einem Mauervorsprung angebracht war.

Der Probst hatte sich die Nacht über mit bösen Träumen herumgeschlagen und Geraschel in allen Winkeln des weiten Bau's zu vernehmen geglaubt. Er pflegte nach solchen Heimsuchungen den größern Theil des Tages in der Kirche zuzubringen und durch fleißige Gebete den bösen Geist, der ihn neckte, zu beschwören. Musik war ihm dabei die wohlthuendste Helferin. Als er deshalb im Oratorium sitzend, Geräusch auf der Orgeltreppe vernahm und die fünf dienen-

den Brüder sich zum Bälgetreten anschicken sah, lehnte er sich in seinem geschnitzten Eichenstuhl zurück und schloß die Augen.

Der Orgler konnte unter den Orgelpfeifen nach dem Oratorium hinüberblicken. Ihm wurde es beim Anblick des Probstes leichter um's Herz. So lange er durch seine Kunst mit dem Kirchenobern in so engem Zusammenhange stehe, dachte er, so lange sei kein Grund zur Furcht. Er griff in die Tasten und trat beherzt mit den Füßen zu. Die bunten Scheiben hinter ihm klirrten, und mächtig klang die angeschlagene Tonweise durch die Wölbungen der Kirche. Choräle, wie sie der Probst sonst von ihm hörte, waren's freilich nicht, denn er traute sich nicht an die Luther'schen hinan, und eben diese — er merkte es erst jetzt — hatte der Probst meist von ihm verlangt. Aber sein gutes Gedächtniß kam ihm mit einer Tonweise des hundert Jahre früher verstorbenen Wiener Musikmeisters Isaac zu Hülfe, die nämliche, welche später dem protestantischen Choral: Nun ruhen alle Wälder, untergelegt worden ist. Als er sie mit einigen Aenderungen drei Mal gespielt hatte, war er durch die sanfte Melodie so wehmüthig gestimmt worden, daß er an den Probst und seine eigenen Sorgen nicht mehr dachte, aber sich dagegen recht deutlich in die Zeit zurückversetzt fühlte, wo er an dieser selben Stelle zuerst gesessen und den kräftigen Ton der neu hinzugefügten Pfeifen erprobt hatte. Damals hörte ihm ein Mädchen zu, das sich auf fränkische Art trug. Er konnte sie von seinem Sitze gewahren, wie sie, nach ihrer Gewohnheit den Kopf auf die Seite neigend, mit dem Rücken gegen die Kanzelpfeiler

gelehnt, dastand, und nicht zu ihm hinaufzublicken wagte, aus Furcht, er werde dann fehlgreifen. In jener Stunde hatte er, während des Spielens, ausgesonnen, wie er sich sein künftiges Haus bauen und einrichten und wie er das Mädchen, wenn Ding und Ring bereit, als sein ehrbar Weib in das Haus führen wollte. Aber er war nicht jung und rasch wie das Mädchen, er war schon ein mehr als gesetzter Mann gewesen und hatte sich Zeit gelassen, um noch in ein paar Jahren auf Reisen zusammen zu verdienen, was ihm und seinem Weibe für alle Zeit die Unabhängigkeit vom Gotteshause sichern sollte. Er war in die Fremde gegangen, wo's in Jahr und Tag keine Gelegenheit gab, Briefe zu schicken. Und als er endlich mit dem Erworbenen heimkam, hatte das Mädchen schon eine Wohnung im Kreuzgang bezogen.

Dem Orgler strömten die Augen über, als er während des Spielens mit seinen Gedanken bis an diese Zeit gelangt war, und er mußte mit der Hand nach den Augen fahren, um seiner Erweichung nicht zu sehr nachzugeben. Darüber kam sein Spiel in's Stocken, und die angeschlagenen Töne pfiffen vereinzelt und schrill durch die stille Kirche. Erschreckt und plötzlich an die Wirklichkeit erinnert, lenkte er rasch in das Te deum laudamus des Ambrosianischen Lobgesangs über, in jenen uralten Choral des vierten Jahrhunderts, welchem Luther den deutschen Text: „Herr Gott, Dich loben wir, Herr Gott, wir danken Dir,“ untergelegt hat. Aber eben im dritten Takte begriffen, fiel ihm ein, daß auch dieses Kirchenlied in der Verdeutschung seinem Büchlein beigegeben war, und er hatte nur noch die nöthige

Fassung, um mit einer ausbiegenden Wendung zu schließen. Er zog die Lederrolle über die Klaviatur und verließ seinen Sitz, damit er im Freien Luft schöpfe.

Als er die Orgeltreppe hinabgestiegen war und die kleine Thür verriegelte, trat der Probst aus dem Hauptthore der Kirche, um über den Hofraum in's Kloster zurückzukehren.

„Gut gespielt, Cuonrad!“ sagte er, „aber anders als gewöhnlich; mit unsern Lieblingsweisen ließet Ihr uns heute kurz abfahren. Nächstes Mal giebt's Etwas nachzuholen.“

Er wollte vorübergehen, aber dem Orgler war im Freien und bei der huldreichen Ansprache der Muth wieder gewachsen, und er begleitete den Probst einige Schritte, um den passendsten Eingang zu dem beabsichtigten Anliegen zu finden.

„Was wollt Ihr noch?“ fragte der Probst, stillstehend und sein Brevier unter den linken Arm schiebend.

„Eine Bitte wegen meines Adoptivtöchterchens . . .“ antwortete der Alte, nicht ohne Stottern.

Des Probstes Brauen zogen sich zusammen. Doch der Orgler, der sein Fatzenetli (Taschentuch) zwischen den Händen zusammenknäuelte und nicht aufblickte, gewahrte nicht die Wirkung seiner Worte.

„Der Dornstetter,“ fuhr er kleinlaut fort, „hat in der Taverne gesagt, ich sei mit dem Kinde geprellt worden, er dürfe nur nicht sagen, was er wisse; es stecke ein Geheimniß dahinter. Die da im Walde das Wetter mache, müsse auch schweigen.“

Der Probst hatte mit steigendem Unbehagen die Rede des Orglers gehört.

„Dummes Geschwätz!“ fuhr er jetzt auf und schlug mit dem schweinsledernen Brevier zornig in die flache Hand, daß der Bittsteller entsetzt zurückprallte. „Redet uns noch ein einziges Mal von dem Mädchen, und Ihr sollt gewahr werden, wie wir mit abergläubigen Schwätzern umspringen!“

Sein Zorn galt vor Allem dem Dornstetter; den Orgler hätte er ungern entbehrt, seit dieser mit seiner Kunst ihm so manchen bösen Besuch verscheucht hatte. Aber der Cuonrad fühlte doch etwas Aehnliches, wie er einmal vor Zeiten empfunden hatte, als ein Blitz neben ihm in des Thomä Immenkörbe schlug.

Er blieb sprachlos stehen und kam erst wieder zu sich, als der Probst die breite Stiege von rothem Sandstein erklommen hatte, die in den östlichen Flügel der Abtei führte.

Dann drückte er den schwarzen Strohhut bedächtig auf den Kopf, ließ noch einen besorgten Blick nach den Fenstern streifen, welche aus den Zellen auf den Hof führten, und machte sich mit dem Gefühl der vollkommensten Rathlosigkeit auf den Heimweg.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Haussuchung.

Während der Cuonrad diese wenig ersprießliche Tagefahrt bestand, hatte sich's daheim mit dem Nähtag nicht recht machen wollen.

Zuerst war's dem Sigis gelungen, dem Schwarzkopf die Schattenseite seines gestrigen Abenteuers eine ziemliche Zeit lang zu verbergen. Er hatte, ehe die Schwester aufgestanden war, die Geisen aus dem Stall und auf die Halde getrieben, von wo aus sie weiter kletterten, bis es ihm bei dem bedenklichen Zustande seines Beinkleides rathsam erschien, ihnen nicht ferner zu folgen. Er war schon hübsch weit von des Orglers Haus entfernt, konnte aber die Vorderseite und den tiefer gelegenen Brunnen übersehen. Als der Schwarzkopf endlich in der Thüre erschien und sich unter der Dachtraufe die Haare strählte, hätte er sie, wie der Wind stand, durch die hohle Hand wohl noch eben mit einem richtigen Hulitzer anrufen können; doch besann er sich eines Bessern und hielt sich ruhig, um so lange wie möglich dem Nähtag aus dem Wege zu gehen.

Unbeschäftigt dazusitzen, den Kopf auf die Hände und die Arme auf die Knie gestützt, war ihm ohnehin nicht lästig; das hatte er beim Geisenhüten längst gelernt, und es gab von allen Punkten immer so Mancherlei zu sehen, daß er

halbe Tage lang auf diese Weise mit seinen Augen im Thale umherträumte. Fragte ihn dann, wenn er heimkam der rechtskundige Orgler aus, so fand sich's, daß Sigis eine Menge Dinge von seiner Geishalde aus gesehen hatte, ohne sich über ihren Sinn Rechenschaft zu geben, Dinge, die oft zu des Orglers Pergamenten in engem Bezug standen, die aber an dem Auge des Knaben wie Wolken, Schmetterlinge und Vögel, trotz aller Rechtslehren des Pflegers, ohne Nutzanwendung vorüberzogen. „Was hast Du heute gesehen?" lautete Abends die immer wiederkehrende Frage. „Nichts!" meinte dann der Sigis. Da sich der Orgler indessen nicht so leichten Kaufs abfinden ließ, brachte der Knabe nach und nach, was ihm eben einfiel, vor. „Der Hene Rabenalt," hieß es da „ist heut' auf's Schellrädli gestiegen und hat drei große Zweige von des Schweinhaimers Birnbaum abgehackt." „Hat er?" sagte dann wohl der Orgler mit pfiffigem Augenblinzeln. „That er's mit der Rechten oder mit der Linken?" Sigis wußte Dergleichen nicht. „Was über des Hene Feld hängt," belehrte ihn dann der Orgler, „darf der Hene abhauen; aber nicht höher, als auf dem Schellrädli seines Baugeschirres muß er stehen, und die linke Hand muß den Zweig erreichen können; sonst frevelt er." Gleiche Fragen und gleich deutliche Erklärungen brachten andre Alltäglichkeiten zur Sprache. Bald war ein dem Sigis Unbekannter mit einem Viertel Wein in feierlichem Aufzug nach dem Kloster gegangen. Der hatte, ward ihm zum Bescheid, dem Probste das Lehenszeichen gebracht. Bald waren viele Leute beschäftigt gewesen, von des verstorbenen Preuenhubers

Haus einen Bindfaden bis zu des nächsten Nachbars Thürnagel zu ziehen. Da hatte, docirte der Orgler, der Verstorbene keine Verwandten und Freunde hinterlassen, und was das Gotteshaus nicht von dem Nachlaß nahm, ging in den Besitz des nächsten Nachbars über. Ein ander Mal hatte sich ein trächtiges Pferd von des Bachruns Wiese, wo es neun Tage grasen durfte, auf die Weide nebenan verlaufen und war wieder zurückgetrieben worden. Da sollte der Sigis sagen, ob das Vertreiben zornig geschehen sei und ob dem Thiere der Schwanz wagete (wackelte); denn da müsse, der es verjagte, drei Pfund Strafe zahlen. So genau hatte der Sigis aber niemals zugeschaut, auch hätte die große Höhe, aus welcher er seine Rundschau hielt, ihn leicht über Dergleichen täuschen können. Minder zweifelhaft war es ihm, daß der Roßkamm aus Schaffhausen ein ganz junges Füllen vorn auf dem Sattel fortgeschleppt habe, so schwer es dem Pferde, das er ritt, auch geworden sei. Das hatte er gethan, bedeutete ihn der Orgler, um von dem in der Gemeinde geborenen Thiere nicht den Zehnten zahlen zu müssen. Berührte es die Erde, so war der Zehnt verwirkt. Was es mit den Geisen für eine Bewandniß hatte, die sich von dem Graben an der Kurligass' auf das Flachsfeld des krummen Ochsenmartis verlaufen hatten und denen dieser die Hörner in die Erde stieß, so daß sie auf dem Rücken liegen bleiben mußten, — das wußte der Sigis aus eigner Geisbubenerfahrung. Hatte der Orgler doch erst kurz vor St. Gertruden die entlaufene Glockengeis aus gleicher Gefangenschaft lösen müssen. Daß es Andern nicht besser ging, mochte sich

der Pfleger aus dem getreulich berichteten Hergang auf des krummen Ochsenmartis Flachsfeld gesagt sein lassen. Auch daß der Förster auf des Gumpost-Kochers Zaun gestiegen war und „dreistund gehutzt“ hatte, bis der Zaun brach, erklärte der Sigis beim Wiederzählen selbst; denn des Orglers Zaun war ebenfalls schon auf gleiche Weise geprüft worden, und da der Widerstand nicht ausreichte, hatte ein neuer Zaun gemacht werden müssen. Der Förster ist freilich ein Dreizentner Mann, meinte der Orgler, als ihm von des Gumpost-Kochers Heimsuchung berichtet ward. Und die Welle von dem Zaun der Heizmännin? Ja, es war abermals Einer übergestiegen und hatte die Welle nicht wieder vorgeschoben. „Dreißig Schillinge Strafe kostet's,“ sagte der Orgler. „Ein ander Mal gieb Acht, wer der Strolch ist, damit man ihn lehrt, was Recht und Ordnung ist.“ Aber hatte sich ein Trunkener irgendwo erblicken lassen, da fürchtete sich der Sigis schon, denn der Cuonrad pflegte ihm klar zu machen, es sei ein Trinker gerad so schlimm daran wie Einer, der im Helwenbrül ersaufe. Beide schluckten so lange, bis sie zu Grunde gingen, der eine schneller, der andre langsamer, aber zu Grunde ging der Eine wie der Andre. Es grauselte dem Sigis, so oft er an den Helwenbrül dachte. Beim Trinken machte der Orgler nur zwei Ausnahmen, von denen er dem Sigis zwar nicht sprach, die ihm aber den Trunk gerechtfertigt scheinen ließen. Aus dem Euchhofner Weisthum leitete er den einen Fall her. Darnach sollte der Meyer des dortigen Freihofs am St. Martinstag drei oder vier Huber zu sich nehmen, ihnen ein Feuer „ohne Rauch“ machen, ihnen

Bruderwein, Brod, Weißkraut und Käse geben, „bis daß der Stern am Himmel stehe.“ Wenn die Huber weggehen wollten, so hatte der Meyer Jeglichem einen Stab an die Hand zu geben. „Wo er das nit thut,“ hieß es im Weisthum weiter, „und fallet ihr einer ein Bein enzwei, soll man ihn wieder in Hof füren und arzneien.“ Der Orgler hätte gegen einen Euchhofner, dem auf so gesetzliche Weise der Kopf unter die Füße gekommen wäre, sein Gleichniß nie angewendet. Der Espacher Rodel heiligte ihm eine andere Art verbrieften Rausches. Wenn am St. Michelstage dem Gotteshause zu St. Peter sein Wein von Malterdingen und Bettburg hinaufgeschleppt wurde, war den Frohnern unterwegs reichlicher Trunk gestattet, „damit sie sich nicht an dem Gotteshauswein vergriffen.“ Kamen sie dann aber an's Ziel ihrer Fahrt, so erhielten sie nach dem Abladen ein ehrbar Mahl und hinterdrein einen Zuber voll des mitgebrachten Weins, mit einem Schöpflöffel darin, damit Jeder nochmals trinke. Der Kellermeister mußte darauf den Keller verschließen, der Koch die Küche. Bekamen diese Beiden im trunkenen Muth Püffe und Schläge, so sollte das nicht gestraft werden, und die Frohner durften so lange trinken, bis „Zwen den Dritten nit kunden uff einen Wagen bringen.“

Genug Tage vergingen übrigens, wo der Sigis nichts erlebt hatte, das zu des Orglers Lieblingsunterhaltung sich fügen ließ. Denn meistens war nur sein Gehör wach, und er konnte manche Stunde lang in's Thal hinabstarren und dabei allerhand Thierstimmen um sich her zirpen, summen und singen hören, ohne sich zu langweilen, noch viel

dabei zu denken. Gewöhnlich hatte er freilich seine Discantgeige bei der Hand. Sie lag wohl im morgenfeuchten Grase nicht allemal zum Besten, und auch der blonden Pferdehaare des Bogens wurden eben nicht mehre, seit er einmal herausgebracht hatte, daß sie tönten, wenn er sie zwischen seinen Zähnen und seiner Linken stramm gespannt hielt und mit der Rechten darauf tupfte. Aber zuweilen fiel ihm doch ein, daß der Orgler ihm empfohlen hatte, jede Vogelstimme, die ihm nahe käme, nach Möglichkeit auf der Geige nachzuahmen. Und dann kam er auf manchen neuen Griff und gerieth oft in allerlei selbst erfundenes Musiciren, das ihm viel mehr zusagte, als die Tonleitern unter des Orglers Anleitung.

Heute hing die Geige in des Schickner Thomä Schlafkammer, und er konnte nur mit dem Munde pfeifend und schnalzend die Raben necken, die hinter und über ihm in den Fichten krächzten. Das Gelächter der Dohlen gelang ihm auf diese Weise noch am Besten. Er bekam fast regelmäßig eine Antwort, wenn er ihre Stimme nachahmte. Der Nußhäher, der sich hin und wieder hören ließ, war ein zu tiefer Altist, als daß des Sigis Sopran zu ihm hinabgereicht hätte. Nach vielem vergeblichen Gurgeln suchte er ihn zu vergessen. Was ihn indessen am Ausdauerndsten beschäftigte, das war des Falken Schrei, der ihm ohne Mühe und so ähnlich gelang, daß die Krähen und Raben sich immer von Neuem durch ihn täuschen ließen. Sie stiegen dann von allen Seiten krächzend aus dem Walde, der zu seinen Füßen lag, empor und suchten nach ihrem alten Widersacher, den sie, wenn er

einmal in Wirklichkeit erschien, in dichter Menge umschwärmten und mit ihren Schnäbeln verfolgten. Der ihnen im Fluge weit überlegene Falke setzte sich nie zur Wehr, kreiste nur höher und höher und speculirte, während der kohlschwarze Haufen ihn umdrängte, mit scharfem Auge auf die unbeschützten Raben- und Krähennester in den Tannenwipfeln tief unten und auf ihren noch unbefiederten Inhalt. Erblickte er ein solches Nest, so stieß er blitzschnell herab, und ehe seine Verfolger ihn schwerfälligen Fluges einzuholen vermochten, hatte er die junge Brut schon in seinen Fängen und flog damit nach seinem Horste. Als Sigis einen so umherspähenden Falken wohl eine Stunde lang beobachtet und des Raubvogels Ruf, so oft er erklang, mit gutem Glück nachgeahmt hatte, sah er ihn immer näher kreisen und endlich hoch über seinem Haupte stehen. Da er weder Geige noch Bogen zur Vertheidigung hatte, schien ihm das lange Verweilen des Falken bedenklich; er spähte nach einem Unterkommen, gewahrte aber nur einen hohlen Ahorn in einiger Entfernung, in dessen morschem Stamm sich zur Noth Schutz suchen ließ. Noch hatte er sich erst halb erhoben, als der Falke, durch die vorherigen Rufe herbeigelockt und zornig gemacht, auf ihn herunterstieß und mit solcher Gewalt seine rechte Schulter traf, daß nicht nur der Sigis das Gleichgewicht verlor, sondern daß auch der Vogel halb betäubt auf den Rasen niederflatterte und nur mühsam bis zu dem hohlen Ahorn, dem einzigen nahen Baume fortfliegen konnte. Ein schafledernes Tragband hatte dem Schnabel des Falken Widerstand geboten. Dennoch meinte der Sigis, es habe ihm der heftige Stoß, wenn nicht

das Genick, so doch Arm und Schulter gekostet, und als er Athem genug schöpfen konnte, um sich durch weit hin tönendes Auweheschreien Luft zu machen, wunderte er sich fast, daß ihm dazu noch die nöthige Kraft verblieben sei; er hielt sich für mehr todt als lebend.

Der Schwarzkopf hatte mittlerweile, nach beendigtem Haarstrählen, am Brunnen Gesicht und Hände gewaschen. Weil der Orgler nicht in der Nähe war, nahm sie es mit den Füßen minder genau, und der linke kam heute nicht in den Steintrog hinein. Schmuzig, meinte sie, wird er doch ja wieder, ehe er ganz trocken ist. Dann sah sie nach den Geisen. Da der Stall leer war, vermuthete sie den Pflegevater mit ihnen im Walde. Sie schickte sich deshalb an, allein den Morgenimbiß zu nehmen. Weil's ihr aber manches Mal eingeknüpft war, bevor sie an den Brodbord gehe, das Haus sauber zu kehren, besann sie sich, mit dem Brode schon in der Hand, ob's auch heute nöthig sei. Im Grunde kam es ihr reiner als gewöhnlich vor, nur von dem im Winkel stehenden Spaten war einige lockere Erde auf den Boden gefallen. Sie wollte diese, um etwas zu thun, bei Seite fegen. Bei der Gelegenheit fand sich indessen noch andrer Abfall, und da eine Kinderhand gern festhält, was sie einmal erfaßte, so hantirte sich Sibylla mit dem Besen nach und nach in einen vollgültigen Waschtagseifer hinein, der sie in alle Ecken des Hauses brachte. Die Bank, auf welcher des Pflegevaters Kleider zu liegen pflegten, wurde vor die Thür hinausgetragen, wo sich fand, daß ihr eine gelinde Taufe nicht schlecht bekommen werde. Ebenso hatte das einzige Glasfenster der

Hütte ein so trübes Gesicht bekommen, daß der ganze Hüttenraum dadurch verdüstert wurde. Sibylla wickelte die drei dort seit Monden eingewohnten Spinnen, eine nach der andern, in ihre dicken Gespinnste und trug sie auf das Dach des Geisenstalls hinaus, wo, wie sie beachtet hatte, die Bremsen bei sonnigem Wetter vorzugsweise ihr Wesen trieben. Daß sich ein Staar sogleich des erwünschten Kleeblatts zum Frühstück bemächtigte, entging ihr im Eifer ihrer weiteren wirthschaftlichen Thätigkeit. Besonders spornte sie bei ihrem Aufräumen die Sorge, der Orgler werde zurückkommen und die große Stockeule fortnehmen, an die sie sich heute zum ersten Male heran gewagt hatte, und die ihr vortreffliche Dienste that. Dieses ehrwürdige Hausgeräth kannte sie bisher nur aus einer gewissen Ferne. Es hatte nie im Hause gebraucht werden dürfen, gehörte in das Bereich der musikalischen Werkzeuge des Orglers und wurde allmonatlich einmal nach der Abtei getragen, um dort die längsten Orgelpfeifen abzustäuben. Verboten war Sibyllen zwar nicht, dies halb kirchliche Geräth zu gebrauchen; doch hatte der Orgler nach seiner Weise es ihr allemal schweigend aus der Hand genommen, so oft sie sich daran vergriff, und sie war sich deshalb der Gesetzübertretung vollkommen bewußt. Um so mehr trieb sie's, nicht über halbgethaner Arbeit betroffen zu werden. Das Fenster war schon leidlich blank, und es mußte dem Orgler gefallen. Drinnen im rauchgeschwärzten Hause verschlug die Arbeit weniger. Der Staub wirbelte zwar zum Ersticken dicht in den wenigen Sonnenstrahlen, die von der Morgenseite her durch die Bretterfugen in die

Hütte drangen, aber man konnte kaum bemerken, wo er noch lag, wo er schon fortgefegt war. Sie machte sich daher über die Außenseite des Hauses her, wo Alles mehr in's Auge fiel und sein volles Licht bekam. Da auch hier Staub, Rauch und Regen die Tannenbalken fast geschwärzt hatten, so versuchte sie, was sie anfangs nicht gewagt hatte, die Stockeule mit Wasser getränkt, zu benutzen und fuhr mit der langen Wehr an dem Thürbalken keuchend und athemlos hin und her. An einigen Stellen veränderte sich die Farbe und hellte sich auf, soweit die Wetterbeize manchen Jahres es zuließ; an andern wusch sie vergebens. Da sie gewahrte, daß sich der Balken nicht zu größrer Sauberkeit verstehen wollte und auch eigentlich zwischen ihm und dem übrigen Holze der Wand der Unterschied nicht sehr augenfällig geworden war, so verlor sie die Lust zu weiterem Aufräumen und trug die gemißbrauchte Eule wieder in den musikalischen Winkel. Aber die Eule war fast schwarz geworden, und Sibylla wußte, wie flachsfarben jene bis auf den heutigen Tag ausgesehen hatte. Dem Orgler konnte es nicht entgehen. Sie trat nochmals vor die Thür hinaus, um eine Verschönerung des Thürbalkens zu entdecken, die den Pflegevater über den Waschtag günstiger stimmen mochte. Die Sonne hatte inzwischen den Balken erreicht und getrocknet. Er war wirklich etwas Merkliches heller geworden, als alles übrige Holz, und gerade über der Thüre waren eingeschnittene Buchstaben zum Vorschein gekommen, die bis diesen Tag weder sie, noch der Bruder gesehen hatten. Daß vor Jahren der Orgler selbst die Schrift mit Thon ausfüllte und mit Wasserfarbe überstrich, davon

konnte sie freilich nichts wissen. Die Buchstaben hatte der Baumeister aus Lörrach, nach des Cuonrads Anordnung, kurz nach Erbauung des Holzhauses eingeschnitten. Sie standen am rußigen Raffen ein halbes Jahr, nachdem der Orgler das fränkische Mädchen, mit dem Rücken an die Kanzel gelehnt, erblickt und ihr seine Hand angetragen hatte. Während seiner Erwerbsreise in's welsche Land sollte der Baumeister Alles in und an dem Hause herrichten, um es sogleich nach der Zusammengebung der Brautleute bewohnbar sein zu lassen. So stand denn, neben des Cuonrad Giselbert Namen, derjenige der fränkischen Sibylla Schlichtebach an dem Hause des künftigen Ehepaars schon damals, als sie in des Dornstetters Schenke dem Herrn von Greiffensee die weinbenetzte Hand reichte, und was ihr beim Schnüren ihres Bündels immer durch den Kopf summte, war der unter den Namen eingeschnittene Spruch, den sie, vor dem neuen Hause stehend, manchesmal gedankenlos abgelesen hatte.

Alles das da ist in dem Zitt,
Endet sich mit dem Zitt.

so lautete der Spruch. Er war nach des gesetzkundigen Cuonrads Geschmack dem Eingange eines Dingrodels entnommen, und unter dem Spruche stand das übliche J. H. S.

Der Schwarzkopf hatte nicht geringe Mühe, die Namen zusammen zu buchstabiren. Des Pflegevaters Zunamen sprach sie zum ersten Male aus; anders als Cuonrad oder Orgler pflegte ihn Niemand zu nennen. Als sie an die Buchstaben SJBYLLA kam, dachte sie, es werde jetzt derjenige des Bruders folgen, damit alle drei beisammen seien. Aber

es kam ein Fremder, und sie mußte deshalb mit ihren Vermuthungen in anderer Richtung umherschweifen, ohne doch mehr herauszubringen, als daß sie den Namen schon früher einmal gehört zu haben glaubte, sie meinte: von der Stiefschwester, von des Dornstetters Dorly.

Der Spruch war für sie nicht lesbar. Die Buchstaben folgten ohne Absatz, und das Ganze floß unentwirrbar in einander. Sie stand lange Zeit mit offnem Munde buchstabirend davor, ohne einen Sinn herauszubringen.

Dagegen fand sich unter dem ihr wohlbekannten J. H. S. noch eine frische und weniger tief eingeschnittene, aber in einzelne Worte getheilte Reihe; sie meinte ihr beikommen zu können, wenn sie auf des Orglers Bank steige, und trug diese deshalb vor die Thür hinaus. Jetzt las sie zur Linken deutlich des Sigis Namen mit dem Zusatze: „vormals Dornstetter;" so nannte man ihren und des Sigis ersten Vater, wie sie sich noch recht wohl erinnerte. Bei ihrem Namen aber, der weiter rechts folgte, stand zum zweiten Male der ihr früher einmal von Dorly genannte Name Schlichtebach, ebenfalls durch das Wort v o r m a l s von dem Taufnamen getrennt.

Wenn sie beim Schreibunterricht des Orglers es dem Sigis früher zuweilen hatte nachmachen und sein auf allen Heften stehendes „vormals Dornstetter" ihrem Namen ebenfalls hatte zufügen wollen, so war es dem Pflegevater allemal nicht recht gewesen. Weil sie ein Mädchen sei, hatte er gesagt, brauche es das nicht; den Zunamen büße ein Mädchen doch mit der Zeit ein. Das fiel ihr jetzt bei. Sie wußte zwar nicht, was sie daraus machen sollte, aber sie ward den

Gedanken an dies Namenverbot doch nicht los. Und wie sich im Gedächtniß ein Schrein nach dem andern aufthut, wenn einmal etwas Vergessnes wieder zu Tage tritt, und wie allerlei Nebensachen auftauchen, die unbeachtet zum Ohre eingingen, und an die nie wieder gedacht wurde; so war es Sibyllen mit einem Male, als habe sie als kleines Kind noch in des Dornstetters Herberge den Letztern einmal mit einem Mönch über Sigis und sie reden hören — was, das wußte sie nicht mehr, aber lange hatten sie geredet, und wenn ihr auch nichts von den gesprochenen Worten einfiel, so schoß ihr doch bei dieser Erinnerung plötzlich der Gedanke durch den Kopf: ob sie denn wirklich des Sigis Schwester sei? —

Sie wußte mit der Frage nichts anzufangen. War es nicht ihr Bruder, so hatte es im Grunde auch nichts auf sich. Sie würde darum doch nicht in die Herberge zurück müssen. Der Sigis brauchte darum das Ländlerspielen und sie das Tanzen nicht aufzugeben, und auch der Orgler werde sie deshalb nicht früher aus dem Bette treiben und auch nicht böser als bisher werden, wenn sie Morgens, statt beim Klopfen des Pflegevaters sogleich aufzustehen, noch ein paar Mal herumschliefe und nur allemal das Klopfen an den Verschlag mit gleicher Münze erwiederte. Am Ende fiel ihr noch ein, daß der Orgler ein paar Mal gesagt habe, was er wohl ohne ihre Kochkunst beginnen solle? Und wenn sie auch nicht sicher war, ob der Orgler sie nicht damit nur zum Besten gehabt habe, so zerstreute die Erinnerung an Essen und Trinken doch ihre letzten Sorgen, und sie machte sich, voll-

kommen auf andre Gedanken gebracht, über den vergessenen Morgenimbiß her.

Eben hatte sie das Brod in die Ziegenmilch gebrockt, als des Sigis klägliches Geschrei zu ihrem Ohre drang. Sie stieß die Schüssel vor Schreck um und sprang aus dem Hause.

„Wo bist?!“ rief sie, so laut sie konnte, und schaute hastig sich nach allen Seiten um, dem Weinen näher als dem Lachen.

Er schrie aber unablässig fort, und da sie vor Angst nicht mehr „Wo bist“ herausbrachte, brach sie auch in lautes Jammern aus. Vor Thränen sah sie nicht, wo der Sigis am gegenüberliegenden Abhange saß. Die Richtung des Schreienden entging ihr indessen nicht, und sie rannte in dieser Richtung fort, so rasch die bloßen Füße sie über den steinigen Boden nur tragen wollten.

Sie war eben fortgestürmt, als ein Mann im Mönchskleide aus dem Walde hinter des Orglers Wohnung hervortrat und vorsichtigen Schrittes der schmalen Hinterthüre sich näherte. Er öffnete sie leise und horchte dann eine Weile, ob Alles still sei. Da die Spatzen, bei der umgeworfenen Brod- und Milchschüssel vollauf beschäftigt, im ganzen Hause allein das Wort führten, so trat er aus der nach hinten gelegenen Küche in die vordere Stube und sah sich um, ob der Orgler wirklich nicht daheim sei. Um auch nach der Vorderseite hin sich des Entferntseins der Kinder zu versichern, tappte er über die umgegossne Milch unter die Dachtraufe hinaus und spähte dem noch nicht verstummten Jammern des Sigis nach, den sein scharfes Auge bald in sichrer Ferne

entdeckte. Vor der Thür lag noch die Bank. Indem er sie aufrichtete, fiel sein Blick auf den reingeputzten Thürbalken. Der Mönch hielt den Athem an. Er hatte wohl hin und wieder bemerkt, daß der Orgler den Schwarzkopf nicht beim Taufnamen, sondern bei dem der Fränkischen nenne. Aber der Probst hatte nichts davon wissen wollen. Hier las er etwas, das dem Probste die Augen über des Orglers versteckte Meinung von dem Kinde öffnen mußte. Ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. Er zog seine Schreibtafel hervor und copirte Wort für Wort die ganze Inschrift. Dann verglich er, laut buchstabirend, Pergament- und Holzschrift, und verbarg die erstere in der Tasche seines wollenen Gewandes. Was ihn nach des Orglers Hütte geführt hatte, blieb indessen noch zu untersuchen. Er trat wieder eilig ein. Daß der ganze Raum eben erst frisch gesäubert worden, schien ihm ein Zeichen, daß der Orgler bemüht gewesen sei, die etwaigen Spuren einer Vergrabung zu verbergen. Auf letztere deutete der im Winkel stehende Spaten, an dem der Schwarzkopf, von andern Dingen angezogen, die frische Erde hatte sitzen lassen. Des Mönches schmale Stirn umwölkte sich. Er öffnete, ohne Hoffnung auf Erfolg, die bunte Zeuglade, hob die zwei Betten auf, befühlte die Strohsäcke, guckte dann in die wenigen Schreibhefte des Sigis, welche zur Umwickelung zweier Schinken Tags zuvor von dem Orgler auf dem Speisebord bereit gelegt waren, stöberte unter des Orglers musikalischen Werkzeugen und nahm endlich die Stockeule zur Hand, um hinter dem Kachelofen in dem Kehricht und dem zerbrochenen Geräth die letzte Wahrscheinlich-

keit einer Überlistung zu vereiteln. Bis dahin hatte des Schwarzkopfs Besen nicht gereicht, und sie war ohnehin dem dunkeln Wirrwarr gern aus dem Wege gegangen. Auch der Bruder Hans fand nicht, was er suchte. Der Pergamentkasten, soweit er gestern im Dunkel erkennbar gewesen, hätte sich kaum in die Enge hineinzwängen lassen. Er warf das Hervorgeholte unmuthig hinter den Ofen zurück, stellte die Orgeleule bei Seite, musterte noch einmal die Fugen und möglichen Verstecke des Hauses und ging dann, nach gleich vergeblicher Rundschau in der Küche und auf dem niedrigen Boden, denselben Weg zurück, den er gekommen war.

Wenige Schritte aber vor dem Waldsaum stand er in Gedanken still. War die Inschrift in ein Brett geschnitten, das sich mitnehmen ließ? Er hielt's nicht für ganz unmöglich und kehrte um, damit er sich selbst vergewissre. Aber vor die Thüre tretend, sah er, daß der Thürbalken selbst die Lettern trage. Er machte sich durch's Haus zurück und war schon wieder im Freien, als ihm einfiel, daß vorhin unter dem zerbrochnen Geräth des Ofenhinterhalts ein großer Knochen zum Vorschein gekommen war. Aus einem Knochen ließ sich Mancherlei drehen — bei großer Kunstfertigkeit vielleicht gar ein gewisses Ding, das Menschen zwischen Himmel und Erde hängt, auf daß die Raben gespeist werden. Er hielt von Neuem den Athem an, wie allemal, wenn's im Hirn gewaltig arbeitete. Nach einer Weile stummen Sinnens schlich er in die Hütte zurück, holte den Knochen hervor, verglich ihn prüfend mit seinem magern Oberarm; da der nicht passen wollte, mit dem Hüftenknochen seiner linken Seite,

steckte ihn dann unter sein Gewand und ging leise und gesenkten Blickes von dannen.

Seine unstäte Art zu denken, brachte ihn am Waldessaum plötzlich wieder auf den ersten Zweck seiner Wanderung. Er überlegte, ob er im Gemüsegarten des Orglers nachschauen oder auch sonst wo durch Wasserbegießen nach Art der Elsasser nachspüren solle, wo der Boden trinke, also frisch gelockert sei. Aber der Besitz der Pergamente war in den Händen des Orglers kaum noch von Belang, wenn es möglich war, den Probst zu einer peinlichen Untersuchung gegen den Orgler zu bewegen und diesen solcher Art unter Schloß und Riegel zu bringen. Der Mönch begnügte sich daher bei den Früchten seines Streifzuges und schlug von Neuem den Richtpfad nach dem Walde ein. Er ging mit unruhigem Schritt und focht lebhaft mit den Händen in der Luft, indem er nach seiner Gewohnheit zuweilen laute Worte ausstieß. Wer ihm begegnet wäre, hätte den demüthigen Bruder nicht wiedererkannt, der allabendlich mit dem Benediktinerobern die Responsorien abzuhalten pflegte.

Inzwischen war Sibylla beim jammernden Sigis angelangt. Er hatte zwar der Schwester Stimme von Weitem schon vernommen, aber nicht gewagt, sich von der Stelle zu entfernen, da der Falke noch immer auf einem Ast des hohlen Ahorn saß und die Schwungkraft seiner Flügel prüfte.

„Was ist, Sigis?" rief das Mädchen, athemlos die letzte Höhe zu ihm hinaufklimmend. Er weinte aber nur um so lauter und hielt die Rücken beider geschlossenen Hände vor die Augen. Da sie den Raubvogel erblickte, überfiel auch sie

die Angst vor der gefährlichen Nachbarschaft, und sie hatte nicht übel Lust, von Neuem in des Sigis Wehklagen einzustimmen. Daß der Vogel aber ihrer nicht zu achten schien und nur immer mit den Flügeln klappte, als wolle er fort und könne nicht, das gab ihr die sonstige Herzhaftigkeit wieder. „Steh auf, Sigis!" sagte sie dringend, „geschwind, steh' auf, er kann noch nicht wieder fliegen." Dabei faßte sie den Bruder bei der einen Hand und wollte ihn mit sich fortziehen. Der Sigis nahm auch die andre Hand jetzt von den Augen herab und schaute sich bekümmert nach dem Feinde um. „Meinst?" sagte er, noch vor Schluchzen fast sprachlos. Sie zog ihn vom Boden auf und Beide entkamen in's Gebüsch.

Es dauerte lange, ehe der Schwarzkopf aus dem Sigis verständlich herausbrachte, was ihm eigentlich zugestoßen war. Die Geschichte von dem Falken war wohl leicht erzählt; aber was ihn bewog, seinen Morgenimbiß im Stich zu lassen und warum er den Geisen nicht wie sonst nachgeklettert war, das wußte er weniger zu erklären, da ihm, je weiter er mit seinen Gründen zurückging, der Riß im Beinkleide als eigentliche Veranlassung alles Unglücks immer näher rückte. Beim Aufstehen war ihm dieser innerste Kern seiner traurigen Lage sofort wieder in's Gedächtniß gekommen, doch überwog damals noch die Nähe der Gefahr. Jetzt beim Abwärtsschreiten beunruhigte ihn der Nähtag von Neuem, und er meinte den Spitznamen zu hören, mit dem ihn des Zunderhansels Rangen so manchen Tag verbittert hatten. Er ließ den Schwarzkopf voraufgehen und überlegte, indem

er ihr behutsam folgte, ob er nicht besser die Geisen suchen gehe, um solcher Art Sibyllen aus dem Weg zu gehen, bis er von Weitem den Orgler wieder vor der Thür erblicken würde. Aber der Magen lehnte sich gegen diese Selbstverbannung auf.

So setzten denn Beide ihren Heimweg fort, der Schwarzkopf mit hochgeschürztem Röckchen voran, der Sigis mühsam hinterdrein, bald die eine, bald die andre Hand im Dienst des invaliden Kleidungsstücks verwendend. Die Schulter schmerzte noch immer, doch war ihm nicht mehr bange, der Falke habe ein Stück herausgehackt, wie er bis zur Ankunft des Schwarzkopfs sich fest eingebildet hatte. Sobald er aber des Orglers Haus erreichte, setzte er sich nieder und war nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Kandidat für die Hanfschlinge.

Der Bruder Hans war eben bei der alten Dingeiche vorüber, als ihn ein lebhaftes Gespräch oberhalb seines Wegs aus den Plänen und Entwürfen aufstörte, die ihn während der ganzen Wanderung verfolgt hatten.

Er stand still und blickte hinauf. Da sich's um einen Zwist handelte, wie ihn die Gottesleute häufig genug mit

einander auskämpften, so wollte er weitergehen. Aber ein andrer Zuschauer dieses Zwistes fiel ihm auf und veranlaßte ihn still zu stehen. Er hatte ihn seit Monaten nicht gesehen, den ausgehausten Meyer des Tettinger Hofs, jetzt als Klein-Lüzli im Walde und im Rheingau bekannt, mit seinem zerfetzten bunten Rock und dem Bilde des heiligen Florian vorn am Hut, mit dem schweren, eisenbeschlagenen Knotenstocke und dem grauen Bettelsack über die rechte Achsel, mit den kleinen pfiffigen Augen und dem immer schmunzelnden Munde. An Landstreichern dieser Art war um jene Zeit kein Mangel. Schon der Bauernkrieg fand eine förmliche Zunft derselben vor, und Joß Fritz benutzte sie zur Verbreitung des Bundschuh's. Da uns durch Geschichtschreiber eine Menge dieser gewerbsmäßigen Bettler genau geschildert worden, so mögen hier einige dieser Portraits folgen. Bei der Bewegung von 1515 wird unter Andern Lorenz von Pforzheim genannt, „ein junger, feister Kerl, fast immer ohne Kleidung, der auf den Gassen überlaut zu schreien und um St. Cyriaks willen Almosen zu heischen pflegte; ihm war der rechte Ellenbogen offen und er ließ die Wunde nie zuheilen. Ein Andrer zog mit einem siebenjährigen Mädchen umher, dem er die Füße verband, als wäre es krank; der trug mehr als acht Zeichen am Hute, die vierzehn Nothhelfer, unsere Frauen, St. Ottilien und andre, einen langen rothen Bart, einen gewaltigen Knotenstock, darin ein alter Dolch, unten ein langer Stachel und oben ein Haken war. Noch ein Andrer, aus dem Stift Moßburg, ein Viehhüter zu Kirchheim, Jörgh Frankh, trug einen doppelten Zwillichsack um den Hals,

daran man hinten und vorn einlegen konnte, eine lange zwillichene, schwarzgefärbte Juppe, Halbstiefel, einen guten schwarzen Hut, einen Bettelbrief an St. Velten und ein Waidmesser mit hirschenen Schalen. Ein Vierter endlich, Wülfen von Salzburg, trug ein Messer wie ein Richtschwert; das pflegte er in die eine Hand zu nehmen und einen Stein in die andre, indem er den Leuten vordichtete, er büße eine Frau, die habe er mit einem Metzgermesser todtgeworfen."

Der Bruder Hans schaute sich den fernstehenden Bettelmeyer, der ihn nicht beachtete, lange an. Er kannte die Streiche, die der Letztere hin und wieder begangen hatte, seit ihn das Kloster, um die dritte Abgabe von ihm zu erpressen, von seinem Hofe trieb. Ein paar Mal war er eingesperrt worden; meistens aber hatte man ihn glimpflich behandelt, wogegen er zuweilen als Kundschafter sich dankbar erwies. Es bestand zwischen ihm und den Interessen des Klosters eine Art lose geschürztes Band, dessen sich beide Theile bewußt waren, und das den Vagabunden immer wieder in die Nähe des Stiftes zog, so schlimm es ihm auch einst, da er noch Meyer war, mitgespielt hatte.

Während der Bruder Hans den Gehülfen mit dem Knotenstock von fern in's Auge faßte und seinen eignen Plänen in der Person dieses Helfers eine ausführende Hand zugewiesen sah, stand dieser auf seinen Stock gestützt, schmunzelnd an der Einzäunung des Feldes, wo sich die Streitenden befanden.

„Laß Dein Weib doch auf den First steigen!" rief er lachend dem Eigner des Feldes zu, der da, in jeder Hand

eine Gans, die beiden Eingebrochenen nur gegen das übliche Lösegeld herausgeben wollte, und dessen Gegner mit geballter Faust behauptete, er habe täglich von des Andern Hühnern zu leiden.

„Laß sie doch auf den First steigen, Gaudi-Hans, wenn sie noch hinauf kann. Der Tröndle wird schon sehen, wie weit das Weib die Sichel wirft.“

„Deß wird's nicht bedürfen,“ sagte der Gaudi-Hans, wenig erbaut über den unzeitigen Vorschlag des Bettelmeyers. „Ich acht', meine Hühner gehen nicht halb so weit, als die Sichel fliegen würde.“

Der Tröndle aber versprach sich eine günstige Wendung des Handels, wenn er auf das Hinaufsteigen der Gaudi-Agath bestand. „So steht's geschrieben,“ sagte er zustimmend; „die Frau, so im selbigen Hause wohnt, wenn sie damitten auf dem Dach auf dem First steht, und die Sichel beim Spitz mit der linken Hand faßt, wie weit sie dann unter dem rechten Bein durchwerfen kann, so weit dürfen ihre Hühner ungestraft Futter suchen.“

„So steht's geschrieben!“ rief der Meyer schmunzelnd, „dafür magst Du die eine Gans mit dem Schnabel in das Zaungeflecht stoßen und sie behalten, wenn sie nicht fort kann; sie flog über den Zaun.“ Der Gaudi-Hans hielt noch immer die zappelnden Gänse in den Händen. „Wenn's nicht um das Hinaufsteigen wär“..., sagte er, die eine Uebelthäterin in der Hand wiegend, „denn die ist nicht wie die andern unterm Zaun durchgeschlüpft; die sollte von rechtswegen

daran glauben!“ Er schien sich von der gemachten Beute nicht trennen zu können.

„Laß nur gut sein. Ich will's mit den Hühnern auch nicht so genau nehmen!“ sagte der Tröndle, nach der schon bejahrten Gaudi-Agath hinüberblickend, welche die Aussicht auf einen Gänsebraten in die Thüre ihres Hauses gelockt hatte. „Die Alte bringst Du doch nicht mehr auf's Dach hinauf, und der Spathans selig kann auch nicht mehr bezeugen, wie weit sie ehemals die Sichel werfen mochte.“ Er griff nach den Gänsen, die ihm der Nachbar, einsehend, daß sich nichts machen lasse, halbwegs entgegenhielt.

„Da nimm sie, Tröndle,“ sagte er, ohne die Gänse loszulassen, „red' mir nun aber auch nicht wieder von den Hühnern. Und lug'! Damit der Handel richtig wett sei, mußt Du mir noch einen Dienst erzeigen. Morgen ist der dritte Tag, daß der Hirt nach dem Kalb sucht, das er mir verloren hat. . .“

„Und da soll ich mit hinterdrein sein?“ fragte der Nachbar, überlegend, ob die zurückerhaltenen Gänse den Dienst auch rechtfertigten.

„Und gut aufpassen sollst,“ fuhr der Gaudi-Hans fort, „ist der Hirt säumig und schafft mir nicht Zopf noch Zagel von dem Thier zurück, da muß er mir für den Schaden stehen. Ich ließ ihm schon hingehen, daß er mir die Nachricht nicht noch bei Sonnenschein brachte und auch keine Ruthe an die Thüre steckte, wenn er wirklich zeitig genug da war und mich nicht heimfand.“

Der Tröndle hatte Lust gehabt, sich den Dienst noch auf

geschickte Weise vom Halse zu schaffen. Da der Nachbar aber die eine Gans noch immer halb fest hielt, so ließ er über die ausführliche Anweisung seine Bedenken fallen und stimmte fügsam bei.

Der Meyer hatte auf einen Vermittlerpfennig gerechnet; er schob den Bettelsack von der Achsel, um sich von der Agath Brod und Käse hineinthun zu lassen, da sie so glücklich um den Sichelwurf gekommen war. Bei der Wendung nach dem Sacke gewahrte er indessen den unten stehenden Mönch, und da ihm der Wink desselben ein noch bessres Geschäft in Aussicht zu stellen schien, säumte er nicht, die versöhnten Nachbarn im Stich zu lassen, um sich zu dem Mönche hinab zu begeben.

Tröndle und Gaudi-Hans bekreuzten sich, als sie den gefürchteten Klosterbruder erblickten, und eilten, in ihre Häuser zu kommen. Die Gaudi-Agath folgte ihrem Manne.

Der Bruder Hans war inzwischen wieder in den Wald getreten, um möglichst zu verbergen, daß er den Klein-Lüzli herbeigewinkt habe. Dort blieb er stehen, bis ihn dieser einholte.

Er sah ihn eine Weile prüfend an.

„Weißt Du, daß sie Dir im Rheingau wieder nachjagen?“ begann er endlich.

„Um des Thorwächters von Waldshut wegen?“ versetzte der Bettelmeyer schmunzelnd. „Ich hab's gehört.“

„Und daß Dir hier Einer auflauert, weil sie auf Dich von Säckingen aus nicht fahnden wollen?“

Der Meyer versuchte zu schmunzeln, aber es wollte nicht

gehen. Mit dem Klosterschutz schien's ihm nicht ganz sicher, seit er Monate lang sich in andern Gebieten herumgetrieben und darüber die ihm aufgetragene Beobachtung des Orglers vernachlässigt hatte. „Wenn ich Euretwegen Tag und Nacht im Walde liegen muß," sagte er endlich, seine Keckheit wieder gewinnend, „da mögt Ihr auch sorgen, daß mir Keiner aufpaßt. Der Thorwächter von Waldshut ging Euch doch nichts an! . ."

„Tag und Nacht im Walde?" wiederholte der Mönch, „Du Tag und Nacht im Walde? Wie stehts denn mit dem Orgler? Wo hat er seine Pergamente vergraben? Ich werde Dich nicht schützen. Du weißt von nichts. An solch' einem Kundschafter ist nichts verloren."

Aber der Bettelmeyer wußte gerade Etwas, was sich mit den Worten des Mönchs trefflich reimte. Er hatte nach langem Umherstreifen den Weg nach dem Stift eben gestern Nacht an des Orglers Haus vorübergenommen, und wenn er auch das Vergraben des Kastens nicht sah, so kam er doch noch zeitig genug, um die Schaufel in des Orglers Hand zu erkennen, als dieser aus dem Walde zurückging und das Rascheln eines Wildes im dürren Laube zu vernehmen glaubte. Der Meyer verknüpfte rasch das Geschehene mit den Andeutungen des Mönches. „Ich war eben auf dem Wege zu Euch," sagte er mit pfiffigem Schmunzeln. „Vergraben hat der Orgler seine Pergamente gestern Nacht. Ich hab's gesehen und werd' Euch schon noch die Stelle weisen, wo sie liegen, wenn anders Ihr's mit mir ehrlich meint."

Der Mönch suchte seine Befriedigung zu verbergen. Ihm lag jetzt ein dringenderes Geschäft näher, und er durfte dem Bettelmeyer nicht Zeit lassen, sich auf festen Füßen zu fühlen. Seit er mit dem Probst zuletzt gesprochen und auf durchgreifende Maßregeln hingedeutet hatte, war ihm der Gedanke an diese viel näher gerückt als jemals früher. Hatte der Probst mit den Augen geblinzelt, als von der Beseitigung der überlebenden Zeugen die Rede war? Ihm mochte eine Wimper in's Weiße gekommen sein, aber der Mönch hielt dafür, der Blick habe den Mund Lügen gestraft. Was lag auch zuletzt an einem Rauf- und Trunkenbold wie der Dornstetter? War mit ihm der Anfang gemacht worden, so konnte man an die Wetterhexe denken. Sie schwieg bis jetzt, und ihr Ansehen, trotz allem Teufelswerk, das man ihr zuschrieb, war nicht gering. Aber der Dornstetter schwieg nicht. Im Rausch sagte er Jedem, was ihm eben durch den Kopf ging. Es kam darauf an, den Meyer zu dem Werke zu veranlassen, ohne doch ihn im Auftrage handeln zu lassen.

„Das ich Dir nur sage, wer Dir nachstellt,“ begann der Mönch nach einer Pause, „Der drüben in der Schenke ist's.“ Er deutete nach seiner Gewohnheit mit dem Daumen über die Achsel in der Richtung des Dornstetters. „Du wirst schon wissen.“

Der Bettelmeyer pfiff auf dem gekrümmten Zeigefinger; dann schlug er mit der flachen Hand auf den Stock und sagte kein Wort. Er hatte den Mönch durchschaut und sah so deutlich, was ihm zu thun oblag, als habe er den Auftrag schriftlich in der Tasche.

Der Bruder Hans mochte so Etwas merken. Es war ihm nicht lieb. Der Meyer, wußte er, verstand seinen Vortheil zu gut, um Etwas umsonst zu thun, was sich für Zahlung thun ließ. Der Vorschlag des Waldshuter Thorwächters fiel ihm aber zu rechter Zeit ein.

„Du magst nun thun, was Dir recht däucht," sagte er, sich zum Gehen wendend. „In Waldshut, weißt Du, haben sie Deinetwegen den Galgen noch vom letzten Schelmentag her stehen lassen. Ist's mit unserm Schutz hier aus, so kommst Du ihnen, so wie so, doch noch in die Hanfschlinge. Vielleicht läßt Du den Dornstetter gewähren."

Er sah den noch immer schmunzelnden Meyer bei den letzten Worten mit einem Blicke an, der geradezu auszusprechen schien: „mach' dem Dinge ein Ende, Du weißt ja schon, wie's gemeint ist," und ging langsam von dannen.

Des Meyers Gesicht veränderte sich wenig, als der Mönch sich gewendet hatte; aber er schloß die Augen wie allemal, wenn er zu einem Entschluß kommen wollte und nicht kommen konnte.

„Für nichts?" brummte er zwischen den Zähnen, und stützte das Kinn auf den langen Stock.

Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. „Die Sache muß noch erst reif werden. Lieber in Waldshut so hoch hängen, daß ich die Kirchthurmziegel unter mir zählen kann, als denen hier umsonst Dienste thun."

Er nahm seinen Filzhut vom ungekämmten Kopfe herunter und schob den Heiligen zurecht, der sich beim zornigen Kopfschütteln verschoben hatte. Dabei fiel ihm ein, daß er

vergessen hatte, den Heiligen umzuwenden, als es damals mit dem Thorwächter zu Ende ging. Er nahm das Bild von Pappe herab, wendete es um und schob es wieder unter die verblaßte Goldlitze, die noch von dem frühern Eigenthümer des Filzes stammte. Bei diesem Geschäfte regte sich in ihm jenes gemischte Gefühl von Waghalsigkeit, Mordlust und Ungeduld, das nach einmal gelungener That so oft den Uebelthäter zu überfallen scheint und ihn antreibt, von Neuem und wieder von Neuem die Hände zu beflecken. Er zog nochmals den Hut vom Kopfe, und da er den Heiligen abgewendet sah, kam ihm wieder der Thorwächter in's Gedächtniß und dann Waldshut und dann der Schelmentag, sammt dem noch immer seiner wartenden Galgen, und endlich vermischten sich Furcht vor Verlust des Klosterschutzes, Furcht vor dem Büttel am Rhein und Furcht zuletzt gar vor dem Dornstetter so unter einander, daß er den Hut mit dem Vorsatz auf den Kopf drückte, auch ohne Vergelt dem Bruder Hans zu Willen zu sein.

Es war noch weit zum Dornstetter; er machte sich dahin auf den Weg.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Vermächtniß.

Der Zuger Advokat hatte sich inzwischen in der verfallenen Herberge nach Möglichkeit eingerichtet. Der Weg dahin konnte ihm nicht besser bezeichnet werden, als der Orgler es gethan hatte. Dennoch war er ein paar Mal irre geritten, ehe er des Madonnenbildes über der Herbergthüre ansichtig wurde, desselben, dessen Licht Rutkern vor Jahren entgegenblitzte, als er im Schnee vom Kloster herüberritt und heimische Weihnachtsgedanken ihm durch den Sinn zogen. Von Sonne und Regen war's seitdem arg mitgenommen worden. Als der Zuger seinen Schweißfuchs an die Krippe gebunden hatte, guckte er durch's Fenster in die leere Taverne hinein. Es war Niemand drinnen. Die achtzehnjährige Dorly, jetzt eine schlanke Gestalt mit goldblondem Haar, hatte den Eber der auf ihrem Acker verirrt war, auszutreiben versucht und war dabei weit vom Hause fortgekommen. Es konnte dies Austreiben nämlich auf mancherlei Weise geschehen; die einfachste war mit dem Ärmel und galt sowohl für des Meyerhofs Stier wie auch für dessen Widder und Eber. Aus dem Ärmel pflegte sich dies Kleebatt indessen wenig zu machen. Mit einer heurigen Haselgerte, welche in einigen Gegenden das Gesetz ebenfalls zugestand, war nicht viel mehr zu machen, da man beide Hände beim Austreiben unter dem Ellenbogen

halten mußte, wodurch die Möglichkeit benommen war, derbe Schläge auszutheilen. Das Erfolgreichste war noch ein alter schwarzer Hut, den man auf einem Stecken den sorglich beschützten drei Gemeindethieren vorhalten durfte und der sie manchmal bewog, den Acker, auf den sie abgeirrt waren, zu verlassen.

Der Dornstetter hatte seine Stahlhaube, als er ausging, mitgenommen, da er zu behaupten pflegte, zum Spieß gehöre nun einmal ein richtiges Plattnerkopfdach. Den Spieß aber ließ er selten daheim, auch wenn der Vogt seiner Dienste nicht bedurfte. Die Klosterherren sahen ihm das Tragen dieser Waffe nach, so streng auch gegen Andre der Entwaffnungsvertrag von Anno 1525 aufrecht gehalten wurde. Nur die Seitenwaffe war in Wald und Feld zu tragen erlaubt; ganz unbewaffnet zu gehen wäre in damaliger Zeit zu gefährlich gewesen; hatten die Frauen doch selbst ihre Küchenwehr — Messer und Schleifstahl in einem Besteck — an einer Kette oder Schnur an ihrer Seite hängen.

Dorly war also mit des Vaters schwarzem Kremphut auf einem Stecken dem Eber so lange nachgegangen, bis ihm diese unheimliche Verfolgung lästig geworden war, und er sich grunzend auf des nächsten Hubers Rübenfeld begeben hatte.

Ihre Abwesenheit benutzte der Advokat, um sich in der Umgebung der Taverne umzuschauen. Bei seiner leichten Art, mit Leuten anzuknüpfen und sie zum Reden zu bringen, konnte sich ihm vielfache Gelegenheit zu erwünschter Kundschaft bieten. Er drückte deshalb das Barett fester auf

die schwarzen Locken und ging auf gut Glück dem nächsten Brül zu, wo er vorhin schon Leute gegrüßt hatte.

Ein junger Benediktinermönch saß vor der niedrigen Holzhütte, die jenseits des Brüls gelegen war. Er stand auf und wartete auf des Fremden Näherkommen, als habe er ein Anliegen für diesen. Der Zuger ging langsam, um des Mönches Züge scharf in's Auge zu fassen. Sie flößten ihm Vertrauen ein, und er grüßte den Benediktiner mit der ihm natürlichen Zutraulichkeit.

„Ihr seid kein Wäldler," sagte dieser, nach freundlich erwidertem Gruße, „aber es wird Euer Zeugniß hier doch ausreichen. Der Bastian," setzte er hinzu, als der Advokat fragend nach der Veranlassung des Bezeugens aufhorchte, „der Bastian drinnen wird's nicht lange mehr machen, und da möchte er bei Zeiten das Seine vergeben."

„Und hat er denn noch die nöthige Kraft dazu?" fragte der Advokat, wohl wissend, daß nur Derjenige gesetzlich das Seine vermachen durfte, dem es noch möglich war, ungeführt und ohne Stock und Stab drei Schritte vom Hause sich zu entfernen.

„Er meint, heute werd's noch gehen," erwiderte der Mönch, „aber es sind erst zwei ehrbare Männer zur Stelle, und wenn Ihr nicht den dritten vertreten wollt, so kommt schwerlich die nöthige Zeugenzahl zusammen; die Andern sind vor einer Stunde sämmtlich zur Tagleistung weggeholt worden."

Der Zuger fragte nicht, warum sie gerade heute weggeholt seien. Er konnte sich die Ursache selbst sagen, da es dem

Kloster daran liegen mußte, Testamente dieser Art zu vereiteln. „Und Ihr, ehrwürdiger Bruder," erwiderte er, zu dem Mönch gewendet, „Ihr seid hier des Klosters Vertreter, wie ich vermuthe? — Und möchtet dem armen Manne" fügte er belobend hinzu, als der Mönch die Frage bejahte, „sein Recht nicht im Interesse der Abtei verkümmert sehen?"

Der Benediktiner hatte sich mit einer abwehrenden Handbewegung bei den letzten Worten nach der Thüre gewendet, wo der Bastian mit verbundenem Kopfe zum Vorschein kam, geführt von einer noch jungen Frau. Er war nicht alt, aber sehr schwach, und versuchte mit Mühe in der Thür ohne Hülfe zu stehen.

„Wird sich's thun lassen, Bastian?" fragte der Mönch, mitleidig dem Wankenden zusehend.

Der Letztere gab keine Antwort, doch schaute er mit befriedigtem Blick unter seiner Kopfbinde nach dem Mönch hinüber. Er schien einen andern Klosterbruder, vielleicht gar den gefürchteten Bruder Hans, der sich solche Geschäfte selten nehmen ließ, zugegen geglaubt zu haben.

Die zwei Zeugen traten jetzt an den Zuger grüßend heran und boten ihm nach Herkommen, weil ein gemeinschaftliches Geschäft ihnen bevorstand, die Hand.

„Führe den Mann bis wohin die Dachtraufe reicht," sagte der Benediktiner zu dem Weibe. Nicht ohne Mühe trat der Testator über die hohe Schwelle und dann noch zwei kurze Schritte, bis er dastand, wo der Regen manchen Jahres den Kies unter der Traufe blosgelegt hatte.

„Es wird nicht gehen!" meinte der eine Zeuge kopfschüt-

telnd. „Dem Bastian steckt noch immer das Blut im Hirnkasten; er fällt uns vor die Füße.“

Der Andre stimmte bedenklich bei. „Vielleicht ist's besser, Du läßt's darauf ankommen, Vetter,“ sagte er zu dem Ohr des Gefährten sich neigend, „wer weiß, Du kommst doch vielleicht noch durch; thust Du jetzt einen Fehltritt, da ist Alles verloren.“

Aber der Testator schien nichts von Aufschub wissen zu wollen. Er suchte sich von der Frau loszumachen, die mit ausgestreckten Armen ihn festhielt und ihm auch noch nachgriff, als er schon zu dem ersten schweren Schritte den Fuß erhob.

So schwank der Schritt war, er gelang, und auch der zweite ward glücklich zurückgelegt. Beim dritten aber knickte er zusammen, ehe der Fuß den Boden ganz verlassen hatte. Die Frau schrie kläglich auf und griff nach dem Fallenden, ohne der starken Last gewachsen zu sein. Der Benediktiner, mit der Schreibtafel vor dem Testator rückwärts schreitend, konnte eben noch verhindern, daß der Letztere ganz zu Boden stürzte. Aber auf die Kniee war er doch gesunken, und die zwei Zeugen hatten Mühe, den Erschöpften in's Haus zurück zu schaffen.

Der Advokat hatte sich, noch von rüstigen Fäusten umgeben, wie er den Leidenden sah, in einiger Entfernung gehalten. Es kochte in ihm, aber er war im Schweigen zu gut geübt, um den Zorn zu Worte kommen zu lassen. „Der Mönch thut seine Schuldigkeit mit einigem Samariteranstrich,“ sagte er zuletzt vor sich hin. „Er könnte zwar die

ganze Marterkomödie füglich sparen und sein Protokoll etwas den Verhältnissen anbequemen, aber dazu wird er zu lange in der Zelle gesessen haben. Die Schlimmen verlernen ihre Kniffe da drüben nicht, aber die leidlich Gutmüthigen kommen erst recht in die Schafsgeduld hinein; haben sie sich einmal daran gewöhnt, daß ihnen die Kutte bei jedem Winde den Schritt erschwert, da fügen sie sich auch in anderes Unvermeidliche. Es tritt sich doch behutsam auf, wenn man zu lange in Sandalen schlurrte!"

In einem letzten Anflug von innerer Wallung bohrte er mit dem Schnabelschuh in den Boden; dann wandte er sich mit gleichgültigem Gesicht zu dem Benediktiner, der eben wieder aus dem Hause trat.

„Ist der Mann im eigenen Hause überfallen worden?" fragte er mit möglichst geschäftsmäßiger Miene.

„Von seinem Schwager vermuthlich," erwiderte der Mönch zustimmend, „doch hat der Vogt den Übelthäter noch nicht gefaßt. Er floh nach dem Freihof, wo er drei Wochen und sechs Tage lang unantastbar ist."

Der Zuger musterte das Dach des Hauses. „Ich zähle fünfzehn Raffen," sagte er, „macht: hundert Pfund Buße für die Abtei und fünfzig Pfund für den Vogt. Straft und theilt Ihr nicht so bei blutiger Hand im eignen Hause des Verletzten?"

Eine fast unmerkliche Röthe überflog die Wangen des jungen Benediktiners bei dieser Erinnerung an die oberherrliche Ausbeutung der Unterthanenverbrechen und Schäden. Er nickte bejahend.

Der Advokat gewahrte die Beschämung des Befragten, aber er legte keinen Werth darauf, weil ihm Leute in schiefen Lebenslagen leicht verächtlich erschienen.

„Sagt mir doch," hob er von Neuem an, „wäre dieser Mann bei seinem Siechthum auch noch in Geldnoth, wie stände es mit dem allmäligen Verkauf seiner Habe?"

Und da der Andre mit der Antwort zögerte, fügte Jener hinzu: „vermuthlich wie ehemals bei uns und an andern Orten, in Wyler z. B. Nicht wahr, er dürfte zuerst das schlechteste Vieh verkaufen, dann das bessere, endlich" — der Advokat stellte sich, als habe er die Klosterbefugnisse vor Gericht zu rechtfertigen, — „endlich auch das beste? So ist's doch?"

„So ist's . . ." erwiederte der junge Mönch nach dem Hause blickend, als ersehne er eine Unterbrechung des Inquisitoriums.

„Dann werdet Ihr ihm gestatten, den Zaun, die Latten anzugreifen," fuhr der Advokat plaidirend fort, „die Fensterladen — es giebt ja nichts mehr im Hause zu rauben — die Bank auch wohl, auf der er vor der Thüre saß," er musterte bei diesen Worten die Aussicht, „denn der Blick von hier nach den Alpen hinüber," fuhr er fort, „ist zwar ganz erbaulich, aber wenn Siechthum und Armuth zusammenkommen, giebt's andere Aussichten genug; — nicht wahr, die Bank da würde er verkaufen können, um sich kalt und warm, wie wir in Zug sagen, zu verschaffen?"

Der Benediktiner sah auf den Boden nieder und nickte wieder mit dem Kopfe.

„Aber nun ist außen nichts mehr zu holen,“ hob der Advokat wieder an, die Hände reibend, als erwärme er sich für einen verwickelten Rechtsfall, der eine glänzende Entwickelung juristischen Talents gestatte; „der arme Teufel möchte die ihm verbleibenden acht oder vierzehn Lebenstage noch mit einiger Gemüthlichkeit zubringen; er geht daran, die Gallerie vor seinem leeren Hause abzubrechen — darf er's? ich meine, bis zur vierten oder fünften Säule giebt's das nachsichtige Gotteshaus zu?“

Hier wendete sich der Zuger mit so nüchterner Trockenheit zu dem Mönch, daß dieser sich über die wahre Meinung des Fremden täuschen ließ und ihn für einen Gesinnungsgenossen des Bruder Hans ansah. Einem solchen gegenüber fühlte er nicht das Drückende seiner Stellung. „Die Gesetze,“ sagte er, eine Beendigung des Gesprächs durch einen raschen Schlußsatz versuchend, „die Gesetze gestatten dem armen Mann, die vierte und fünfte Säule auch noch zu verkaufen; dann nimmt das Kloster, was ihm zukommt.“

„Erst bei der sechsten Säule?“ versetzte der Zuger mit zustimmend billigendem Ausdruck. „Recht! So hieß es auch im Wyler Rodel. Mir war's nur entfallen, weil's bei uns schon eine gute Weile abgekommen ist.“

Er sah den Mönch scharf an, so zwar, daß dieser von Neuem die Blicke senkte. „Zum Schluß hieß es da:“ fuhr er betonend fort, „kommt der arme Mann an die sechste Säule, so soll er dem Herrn sagen: geht her und nehmet den Dritttheil und laßt mir die Zweentheile noch, bis ich

nicht mehr bleiben mag — das heißt, bis ich in die Grube fahre, wo mir das Gotteshaus nichts mehr nehmen kann."

Der Benediktiner rührte sich nicht von der Stelle und senkte den Kopf noch tiefer auf die Brust. Aber daß ihm das Blut in's Gesicht gestiegen war, verrieth dem Zuger die hochrothe Gluth der ihm zugewandten Tonsur.

„Bruder Mönch!" sagte der Advokat hart und strenge, „ein Mann soll nie umsonst erröthen. Was habt Ihr an dem blutsaugerischen Treiben der Abtei geändert, seit Euch zum ersten Mal um ihretwillen die Wangen glühten? Und wenn sie morgen den siechen Mann da drinnen hinter den Zaun werfen und sein Skelett verhandeln, weil's immer noch Werth für manchen Bas'ler Beinschnitzer hat, oder weil's gar die medicinische Fakultät der Universität Montpellier noch besser bezahlt — würdet Ihr einen Finger aufheben, um den neuen Unrath vom Leibe Eurer Brüderschaft fern zu halten und das Brod und den Wein, den Ihr genießt, vor dem Fluche zu bewahren, der dem Geize von dem Elend nachgeschleudert wird?"

Er hatte mit wachsender Entrüstung geredet, und als er die letzten Worte ausstieß, sprang das Schloß der goldnen Spange auf, die als Zierrath um seinen Hals lag.

Sie fiel auf den Boden; der junge Benediktiner hob sie auf, betrachtete sie eine Weile, wie in Gedanken, und legte sie dann in die entgegengestreckte Hand des Zugers.

Aber die Schwermuth des jugendlichen Antlitzes trat diesem bei der Körperwendung des sich Aufrichtenden so überwältigend und Mitgefühl weckend entgegen, daß der

Fremde von seiner Härte herabgestimmt wurde und fast bereute, von seinem Übergewicht einen so herben Gebrauch gemacht zu haben.

„Behaltet das Halsspänglein, Bruder Mönch!“ sagte er begütigend. „Es hat mich ohnehin schon eine Weile gedrückt, da mir zu oft ein heftig Wort den Adamsapfel auftreibt. Nehmt's!“ setzte er hinzu, als der Mönch noch nicht wußte, ob der Fremde Ernst mache. „Nehmt's! Daß es eben aufsprang, als ich Euch in's Gewissen redete, hat etwas zu bedeuten. Vielleicht gemahnt's Euch an diese Stunde und spornt Euch seinem Beispiele abzusehen, wie Ketten springen, wenn sie allzufest halten wollen.“

Der Mönch beugte sich über die spendende Hand.

„Laßt gut sein!“ sagte der Zuger, dem Handkuß wehrend. „Ihr könnt mir anders danken und Eure eigene Seligkeit dabei besser wahren. Ich traue Euren Augen, denn ich bilde mir ein, Menschenzüge so ziemlich auf's Fundament studirt zu haben.“

Der Mönch legte die Hand als Zeichen der Betheurung auf die Brust. „Wenn Ihr wüßtet,“ sagte er zögernd, „was ich durchgekämpft habe, wie oft ich den heiligen Blasius um Hülfe anflehe, wie ich ihn täglich bitte, mich und vor Allem meine Mutter nicht verantwortlich werden zu lassen für Alles, was wir mit ansehen müssen, ohne reden zu dürfen! Aber sie brächte ich doch nicht aus dem Walde hinaus, wenn ich selbst auch zu denen da unten entliefe, und das hat mich gehalten, so oft ich schon Willens war, das Weite zu suchen.“

„Und wer ist Eure Mutter?“ fragte der Advokat, aufmerksam werdend.

„Das Kräuterweibel ist's,“ sagte der Mönch kleinlaut. „Sie hilft den Kindbetterinnen im Walde.“

„Die Wetterhexe?“ fuhr der Zuger heraus, denn so war sie in seinen Notizen über die wichtigsten Personen des verwickelten Dramas bezeichnet worden.

Der Mönch bekreuzte sich. „Ich meine immer,“ sagte er, „die Mutter werde nicht eher ruhig, bis sie einmal anderswo, als bei dem Bruder Hans zur Beichte geht. Sie muß bei den Geburtsregistern so manchmal aussagen, was ihr geheißen ist und was Keiner, als sie allein, wissen kann. Da giebt's denn Verwickelungen und streitige Sachen. Erst sagt sie: das Kind kam lebend zur Welt, dann heißt's, es starb mit der Mutter zugleich, weil der Bruder Hans sie eben ganz um den Verstand zu reden versteht und sie am Ende selbst nicht mehr weiß, wie Alles zugegangen ist.“

Der Zuger hatte mit steigender Aufmerksamkeit zugehört.

„Und habt Ihr selbst,“ fragte er, „Kunde von einem Falle, der vor manchem Jahre hier ganz in der Nähe sich zutrug... in der Taverne des Dorn— . . .“

„Seid vorsichtig!“ unterbrach ihn der Mönch, sich ängstlich umschauend, „der da drinnen mit der Stahlhaube, der größere von den beiden Zeugen ist ja der Dornstetter selbst . . .“

„Ist er's?“ sagte der Zuger, sich überrascht umwendend; „und wißt Ihr, worauf ich anspielte?“ fuhr er fort, indem er den Benediktiner wieder scharf auf's Korn nahm.

Der Letztere schien unschlüssig, ob er reden solle.

„Es ist vor einiger Zeit ein Brief nach Basel gekommen," hob der Advokat halblaut an und las in den Zügen des Andern die vermuthete Mitwissenschaft an diesem geheimnißvollen Schriftstück, „ein Brief, dessen Schreiber Ihr kennen werdet."

„Um der Gottesmutter willen!" fiel ihm der Mönch geängstigt in's Wort, „verrathet mich nicht. Die Mutter lag todtkrank und phantasirte Tag und Nacht; da gab mir meine Angst den Gedanken ein, nach Basel zu schreiben, damit womöglich Etwas geschähe, um der Mutter ihr Geheimniß abzunehmen. Hier wird sie's ja doch nicht los. Ich schrieb, was ich aus ihren Irrreden zu verstehen meinte und sandte den Brief an einen derjenigen Männer, vor denen der Bruder Hans früher einmal den Probst gewarnt hatte, als ich noch ein blöder Junge war, der im Refectorium nach Tische die Brosamen zusammenkehren mußte. Mir war der Name hängen geblieben, weil mir's damals zu absonderlich vorkam, daß der gewaltige Herr vor einem Bas'ler Juden gewarnt wurde. . ."

„Und weil," unterbrach ihn der Zuger, „sich ein Name, wie Löwe Wolf überhaupt nicht leicht vergißt."

Bei Nennung des Namens war der Mönch von Neuem besorgt zusammengefahren. „Sprecht nicht so laut," sagte er nach der Thüre blickend.

„Ihr wißt," versetzte der Advokat, „daß es sich um eine bedeutende Erbschaft handelt, daß der wirkliche Erbe nicht im Lande ist, in Welschland, in Venedig, wenn er überhaupt noch lebt; denn fast scheint's, er ist verschollen, und alle meine Nachforschungen nach ihm waren vergebens."

Der Benediktiner hatte während der Handleistungen in der Bibliothek zur Zeit seines kurzen Noviziats, manches Mal Gespräche zwischen dem Klosterobern und dessen Vertrauten zu hören Gelegenheit gehabt, und obschon sich Beide häufig lateinischer Zwischensätze bedienten, um nicht verstanden zu werden, so hatte er doch hin und wieder ein Wort aufgefangen, das er behielt, ohne seine Bedeutung ganz zu begreifen. Er wäre ganz so arglos gewesen, wie ihn die Andern glaubten, hätte nicht der Mutter unruhige Weise und das, was sie in Fieberphantasien gesprochen hatte, ihn mißtrauischer gegen den Bruder Hans und seinen Einfluß auf die Mutter gemacht, als er seiner angebornen Einfalt sonst natürlich gewesen wäre. Die wesentlichsten Fäden des ganzen Gewebes waren ihm nach und nach klar geworden, doch fehlte ihm jene Fähigkeit des Geistes, nach Wahrscheinlichkeitsgründen zu ergänzen, was zu ergänzen war. Er ahnte dunkel, warum sich's handle, aber die Summe der einzelnen Verdachtsgründe vermochte er nicht zu ziehen.

Auch die Aeußerungen des Zugers speicherte er deshalb in seinem Gedächtnisse auf, ohne der Sache selbst dadurch neue Seiten abgewinnen zu können.

„Für heute," sagte er, nachdem er dem Fremden einen ungefähren Einblick in seine bisherigen Vermuthungen eröffnet hatte, „für heute werdet Ihr nichts mehr beginnen können; der Bruder Hans ist nicht daheim, der Probst aber hat wieder seine bösen Tage, an denen er für Niemand zu sprechen ist."

„Und Eure Mutter?" fragte der Zuger; denn während

des Sprechens war ein Plan in ihm gereift, der auf nichts Geringeres hinauslief, als sich dieser Zeugin um jeden Preis zu bemächtigen und sie in's Niederland hinabzubringen.

„Meine Mutter ist in Todtenmoos," erwiderte der junge Mönch; „es ist dort wieder Etwas vorgefallen, wovon der Probst nichts wissen darf."

Der Zuger glaubte zu verstehen, was der Benediktiner nicht näher bezeichnen mochte. „Wann kommt sie zurück?" fragte er.

„Vielleicht schon morgen."

Der Advokat schwieg einen Augenblick. „Noch Eins," sagte er dann, „wo ist die Fränkische begraben?"

„Ich meine im Kreuzgang," versetzte der Mönch zögernd, als koste es ihm Mühe, der Alles im Fluge berührenden Art des Andern zu folgen.

„Ist Möglichkeit vorhanden, das Grab heimlich öffnen zu lassen?"

Der Mönch schreckte zusammen. Aus der langen Gewohnheit des schweigenden Gehorchens konnte er nicht so rasch den Uebergang zu verwegener Selbsthülfe finden. „Das Grab heimlich zu öffnen?" wiederholte er gedehnt. „Es ist noch nimmer ein Grab im Kreuzgange geöffnet worden."

„So wär' es das Erste und der Anfang zu weiteren Nachforschungen gemacht," versetzte der Advokat durch die Zaghaftigkeit des Mönchs fast schon um seine Geduld gebracht.

Er wollte weiter fragen, aber der Dornstetter erschien in der Thüre.

„Seid auf Eurer Hut!“ flüsterte der Mönch, sich von dem Zuger abwendend.

„Der Bastian,“ sagte der Dornstetter, und trat über die Schwelle, „möcht' es noch einmal mit den drei Schritten versuchen, aber der Kopf ist ihm zu schwer.“

„Giebt's denn keinen Weg, das Gesetz zu umgehen?“ versetzte der Advokat, nach seiner Gewohnheit von einem Gegenstand zum andern mit Lebhaftigkeit überspringend.

„Weder Stock noch Stab!“ sagte der Benediktiner, „so steht's vorgeschrieben.“

„Und ungeführt,“ ergänzte der Wirth.

„Steht auch geschrieben, daß wir ihn nicht tragen dürfen?“ fragte der Advokat, nach einem Brett sich umblikkend, das man dem Leidenden unterschieben könnte.

Der Mönch hatte von Neuem Mühe, sich in die Möglichkeit dieses Auskunftsmittels hineinzudenken; er war von jeher den vorgeschriebenen Weg des Hergebrachten gegangen, wie schwer ihm auch zu Zeiten der Gang geworden war. Die Hinterthüren, deren Schlüssel die Rechtsgelehrten allein mit Erfolg zu nützen wissen, waren ihm bis auf die Ahnung von ihrem Dasein fremd. Es lag ihm näher, zu muthmaßen, daß sich bei den Klosterbräuchen bisher nur eine falsche Anwendung des Gesetzes eingeschlichen hatte, und daß im Grund die Meinung der ersten Gesetzgeber besser erfüllt werde, wenn man einen Sterbenden tragen lasse, als wenn man ihn nöthige, zu gehen.

Der Dornstetter sagte nichts; er schnalzte mit der Zunge

wie er zu thun pflegte, wenn er merken lassen wollte, daß er auch zu schweigen verstehe.

Der andre hinzugetretene Zeuge sah ihn pfiffig an und stimmte laut bei, als der Benediktiner sich für den Versuch aussprach.

Da kein Brett zur Hand war, trugen die beiden Wäldler den Bastian vor die Thüre, indem sie des Dornstetters Spieß ihm zum Sitze dienen ließen, und die Frau ersetzte mit ihren Armen die Stuhllehne.

„Jetzt sorgt, daß Eure Füße zu dreien Malen einzeln den Boden berühren,“ sagte der Advokat, vor den Getragenen tretend, dessen Kopf schlaff auf die Schultern herabhing.

„Hörst, Bastian!“ sagte die Frau und verdeutlichte dem Manne, was er zu thun habe.

Mit Mühe kamen die vorgeschriebenen drei Schritte zu Stande.

„Sagt nun,“ hob der Benediktiner an und trat zu dem Testator hinan, „an Wen Ihr, unbeschadet der Gotteshausrechte, Eure liegende und fahrende Habe zu vermachen wünscht.“

Der Kranke schwieg; sein Haupt hing ganz auf eine Seite; er schien der Sprache nicht mehr mächtig.

„Entsetzlich!“ rief der Zuger. „Hättet Ihr's vorhin minder scharf genommen, der Mensch wäre jetzt vielleicht im stärkenden Schlaf, und sein Weib brauchte nicht um Hab und Gut zu zittern, während wir ihm nun mit Euren Klostermartern den letzten Athem austreiben.“

Der Benediktiner wiederholte nahe am Ohre des Sprach-

losen die vorhin an ihn gerichtete Frage. Diesmal ward sie verstanden. Das gesenkte Haupt hob sich etwas; es öffneten sich die Augen. „An Ursula . . .“ klang es kaum hörbar aus dem Munde des Erblassers.

Das Weib brach in Schluchzen aus. Die Angst vor dem Schrecken völliger Mittellosigkeit war überstanden; der Schmerz um den nahen Verlust des Mannes trat in seine Rechte; sie hielt den Aermel vor die überströmenden Augen und, mit dem Gesicht gegen die Wand des Hauses gelehnt, weinte sie sich aus.

Inzwischen trugen die zwei Männer den Bastian in sein Bett zurück.

Der Mönch schloß sein Protokoll, das der Zuger mit unterzeichnete, und schickte sich an, nach der Abtei hinüber zu gehen.

„Wann sehen wir uns wieder?“ sagte der Advokat, „und wie nennt man Euch im Kloster?“

„Bruder Meinhart,“ flüsterte der Mönch, die Kapuze wieder über das Haupt ziehend. „Wollt Ihr morgen nach der Hora an der Schleuse sein, wo die drei Bächlein zusammenfließen? Da werd' ich Euch finden.“

„Oberhalb des Weihers?“ fragte der Zuger.

„Unterhalb!“ erwiderte der Mönch, sich auf den Heimweg begebend. „Habt eine ruhige Nacht. Mir liegt's wie Blei in den Gliedern. Ich möcht', ich wäre erst auf und davon.“

Er ging. Der Zuger sah ihm mitleidig nach. „Armer Bursche!“ murmelte er vor sich hin. „Du steckst noch tiefer

im Wolfsrachen, als Du wähnst." Er konnte seinen Blick nicht von dem wie träumend dahin Ziehenden abwenden. Er hätte ihm die Hand drücken mögen, und es schmerzte ihn, daß sie ohne Handschütteln von einander gingen. „Auch solche Menschen erzieht das Kloster!" sagte er nachdenkend vor sich hin; „ich muß auf meiner Hut sein, sonst seh' ich nur noch Unkraut auf der Welt, weil ich aller Orten Unkraut wittre. Und am Ende finde ich selbst das gute Korn nicht mehr heraus. Das ist Eins, meiner Seel' und in St. Blasien! Wer das gedacht hätte!"

Er stand noch in Gedanken, als der Dornstetter grüßend an ihn herantrat. Nach seiner Gewohnheit faßte ihn der Advokat scharf in's Auge, ehe er ein Gespräch anknüpfte. Der Tavernenwirth trug Haar und Bart wie der Zuger selbst, und war auch in der Gestalt sein in's Plumpe gezeichnetes Conterfei. Er hatte, was man schon damals im Hauensteinschen selten fand, die Stirn vom niederhängenden Haare frei, wie es die Bas'ler Mode mit sich brachte. Denn Basel war des Dornstetters schönste Erinnerung, und was er den Bas'ler Krämern, die nach Waldshut und Säckingen auf den Montagsmarkt zu kommen pflegten, absehen konnte, das suchte er sich zu Eigen zu machen. Er war einmal Landsknecht gewesen und hatte es gerade so gut und so schlimm getrieben, wie's ihnen Sebastian Frank und Hans Sachs nachsagen. Das hatte ihn für die Geschäfte des Friedens untüchtig gemacht. So waren ihm denn diejenigen Tage die liebsten, wo ihn der Vogt in Sold nahm, es sei denn, daß einem Mörder oder einem Geächteten nachzusetzen war oder

einem eben Vermählten, der des Vogts und Probstes Huld durch sein Bündniß mit einer Ungenossin verscherzt hatte, und um dessentwillen der Vogt nach dem Gesetz nicht eher aus dem Sattel kommen sollte, bis er ihn zur Verantwortung gezogen hatte. Auch Wegziehenden galt es bis mitten auf den Rhein, oder — zogen sie nördlich — bis mitten auf den Schwarzwald Geleit zu geben. Zuweilen übertrug ihm auch der nächste, oder ein Meyer aus andern Gemeinden das Einziehen der Steuern. Da mußte er zwanzig Tage nach Weihnacht zu St. Hilarientag sich in's Dorf begeben und warten, bis die Sonne „in Gold" unterging, dann aber beim ersten Sternenschein sich in die Herbergnähe unter freiem Himmel auf einen Stein setzen und der Zinspflichtigen warten. Kamen sie nicht, so durfte er in die Herberge gehen, und wer auch da ausblieb, mußte Tag's darauf doppelt zinsen. Das Schweingeld in andern Gegenden wurde zu St. Andreastag bezahlt. War er nicht zur Stelle, so durften sie das Geld auf einen Stein am Wege legen; da hieß es zur Hand sein, denn fehlte auch nur ein Pfennig, so mußte er ihn ersetzen. Wo der Vogt von jeder Hufe einen Scheffel Roggen und eine halbe Ohm Wein bekam, wie in Efringen, da war er besonders gern bei der Eintreibung, wenn's auch dem halben Ohm des Vogts nicht immer zu Statten kam. Auch den Weinzins, den der Efringer Meyer einziehen durfte, — sieben Maß rothen waren's von jedem Mannwerk — trieb er ohne Entgeld bei, denn er wußte beim Probiren der gelieferten Tönnchen schon den Verdruß zu verschmerzen, den der Verfall der eigenen vernachlässigten Wirthschaft ihm beim

Heimkommen bereitete. Ja, Bannwartdienste übernahm er hin und wieder auch nicht ungern, trugen sie auch kaum einen Zehrpfennig ein; er fühlte sich dann doch wieder als eine Art Landsknecht, und wenn er das Glück hatte, zwischen Maitag und Michaelis Jemanden in seinem Bann zu finden, sei's im Kornfeld oder im Weinberg, und wenn er ihn dann nach dem nächsten Hause schleppen durfte, wo er fragte: „Sagt an, ist's Tag oder Nacht?" da wußte er, man werde aus Furcht vor ihm nicht selten am Nachmittage schon sagen, es sei Nacht, weil das Lösegeld bei Nacht volle drei Pfund betrug, bei Tage aber nur vier und einen halben Schilling. In einigen Gemeinden, wo Weinwuchs war, glich sich auch die Nutzung von Land und Weide dadurch aus, daß die Herrschaft von Weihnacht bis Pfingsten allein das Recht hatte, Wein zu schenken. Drei Fuder Bannwein wurden zu diesem Zweck zurückgelegt. Was davon vierzehn Tage nach Weihnacht noch übrig war, wurde den Gemeindemitgliedern zugeschickt. Wer seinen Theil nicht nehmen wollte — denn der Bannwein war oft saurer als nöthig, obschon z. B. der Abt zu Hornbach die Maß um einen Pfennig theurer, als sonst der Preis war, verkaufen durfte, — dem goß man den Wein unter die Schwelle. Hatte der Dornstetter hier die Hände im Spiel, so kam kein Tropfen um. Er trank so viel nur immer verschüttet werden sollte, und Dorly wußte schon um jene Zeit, daß der Vater wenigstens acht Tage lang nicht in der eigenen Taverne sichtbar werden würde. Sie war sich dann völlig selbst überlassen, denn die Stiefmutter erlag schon ein halbes Jahr nach des Sigis Geburt der Veltlins-

krankheit — die nämliche Seuche, welche den Constanzer Bischof Otto um seinen Krummstab brachte — den Sigis und den Schwarzkopf aber hatte der Orgler zu sich genommen. Da die Felder seit manchem Jahre brach lagen und in der Taverne fast nichts zu thun war, so konnte das erwachsene Mädchen nicht leicht schlechter aufgehoben sein, als es hier der Fall war, wenn anders das Beispiel des Vaters nicht etwa abschreckend und warnend auf sie wirken mochte.

„Ihr seid der Tavernenwirth?" sagte der Advokat, nachdem er mit der Musterung des Angeredeten fertig war.

Der Dornstetter drehte den Knebelbart. „Genz Funk heiß' ich," gab er zur Antwort, „auch der Dornstetter genannt, ehemals frommer Landsknecht unter dem biderben Herrn Freiwein von Hutten, nicht minder unter dem Landsknechtkönig, dem Frontsperg, von dem alle Welt weiß; jetzt freiwilliger Dienstmann des edlen und festen Vogts, Fuchs von Heideneck, zu Zeiten auch Bannwart, das will sagen: Wenn ich den Stecken in die eine Hand nehme und hebe die andere auf, so gilt keines Hubers Schwur gegen meinen."

Er klappte mit der Linken an das kurze Stoßschwert, das in lederner Scheide an seiner Hüfte hing.

Der Advokat kannte diese Sorte ruhmrednerischer Raufbolde nur zu gut. Das Landsknechtstreiben hatte solche Trümmer einer ehemals nicht verächtlichen Genossenschaft vielerwärts an den Strand ausgeworfen. Die Landstraßen mancher Gegenden wimmelten von ihnen, sobald die Trommel und Pfeife ruhten, und sie sahen auf Bauern und Gewerbtreibende verächtlich hinab, ob sie's gleich nicht für

unrecht hielten, ihnen auf grobe oder höfliche Art die Vorrathskammer und den Geldkasten leerer zu machen.

„Das sah ich Eurer kriegerischen Haltung gleich an!“ sagte der Advokat. „Genz Funk? — Funk? Mir ist's, als hätt' ich Euren Namen schon anderweitig gehört.“

„Leicht möglich!“ versetzte der Wirth, und suchte seine volle Gestalt noch mehr aufzublasen. „Wohl gar in Basel — denn da hab' ich mehr als einen guten Tag gehabt.“

„Ich glaube fast!“ stimmte der Zuger bei.

„Und wer seid Ihr?“ fragte der Dornstetter, von einem dunkeln Gefühl beherrscht, als gezieme es seinem militärischen Charakter nicht, mit namenlosen Leuten zu verkehren. „Ihr kommt mir gar nicht bekannt vor.“

„Glaub's wohl!“ lachte der Zuger, seine Laune nicht mehr zurückhaltend. „Ich bin in Euren einfältigen Wald gekommen, um mit dem Probst einen Holzhandel abzuschließen, denn Euch Andern gehört ja kein Stumpf mehr weit und breit. Ich heiße Brosi Junghans aus Basel.“

„Aus Basel, Potz Marter!“ wiederholte der Wirth, ohne zu wissen, ob er sich den „einfältigen“ Wald zuziehen sollte, oder nicht. „Aus Basel, ja freilich da lebt sich's besser, als hier im Wald. Ich gehöre auch eigentlich nicht hinein. Da hinten herum bei Beutzingen, Wittlißweiler und Hollwangen, da bin ich zu Haus.“ Er fühlte, daß der Holzhändler als Bas'ler, trotz dem er nur Geschäftsmann, gegen ihn in Vortheil kam.

„Kommt, Herr Brosi Junghans,“ sagte er ablenkend; „wenn's Euch beliebt, kostet einmal des Dornstetters Halb-

farbnen; denn, im Vertrauen gesagt, bei dem Einholen des Bannweins hab' ich diesmal nicht das Schlechteste bei Seite gebracht."

Er ging mit schwerem Tritt in der Richtung nach der Taverne vorauf, und der Zuger folgte.

Genz Funk hatte eine Lüge gesagt; in Wirklichkeit war kein Tröpfchen Bannwein mit in die Wirthschaft gekommen, soviel er dessen auch auf die Seite gebracht hatte. Aber Prahlen und Lügen gehört nun einmal zusammen, und der Zuger war nicht verwundert, den gepriesenen Halbfarbnen beim Eintritt in die Taverne fast ungenießbar zu finden; er hatte schon geahnt, was es mit dem auf die Seite bringen für eine Bewandtniß habe.

Der Abend war hereingebrochen und der Dornstetter steckte einen Kienspahn an den Bord, worauf die Krüge standen. Es ward dadurch in dem wüsten Herbergraum nicht heimlicher; die eingerissene Liederlichkeit der Bewirthschaftung trat nur mehr zur Schau. In einem Winkel am Boden lag die Thranlampe, die vor Jahren des Kienspahns Stelle vertreten, und bei deren mattem Schein einst der Herr von Greiffensee die eingeschlafene Fränkische erblickt hatte. Es war das blecherne Fußgestelle bei einer nächtlichen Rauferei an dem harten Schädel eines der Tavernengäste zerschlagen worden, und da Niemand dergleichen im Wald heil machte, so ward die Lampe in den Ruhestand versetzt. Der Zinnkrug, aus dem Sibylla ehemals mit einem kurzen „G'se Gott!" und ihre Nachfolgerin, die Zurzacherin, mit einem längern „Gesegen's wohl der Herre Gott!" kredenzt hatte,

fand sich nicht mehr vor. Ein Gevattersmann des Bettelmeyer hatte ihn, im Ärger über den sauren Trunk, der ihm um seines Heiligen willen geworden war, der Taverne entfremdet, und da des Stadtschreibers Magd in Säckingen gerade ihrem Schatz ein Namenstagsangebinde machen mußte, war sie mit dem Gevattersmann über den entführten Zinnkrug handelseinig geworden. Er prangte jetzt, blank gescheuert, mit plump eingekratztem Namenszug, in dem besten Zimmer des Säckinger Schwertfegers, bei dem der Schatz Altgeselle und Tischgänger war. Weder Magd noch Schatz mochten ahnen, welch' folgenschwerem Zwiegespräch der Zinnkrug in des Dornstetters Taverne vor Zeiten gelauscht hatte.

Der eichene Tisch war noch der alte. Ein paar Knöchelspuren mehr als vor Jahren ließen sich wohl bei Tage auf der Platte zusammensuchen, vor Allem aus der Zeit, wo der Wirth aus Remetswil noch herüber zu kommen pflegte; aber er kam nicht mehr, und was der Rebenwart bisher geleistet hatte, so oft der fünfte Tannenholzbecher geleert war, das hätte sich nur mit der Brille entdecken lassen. Außer des Cuonrads Kneifbrille war aber dazumal im ganzen Walde kein solch' welsches Glas aufzutreiben.

Der Zuger hatte Schwert und Federbarett abgelegt und der Wirth die Stahlhaube und den Spieß fortgetragen. „Laßt uns Eins schwatzen," sagte er, sich auf die Bank setzend, „die Wetterdirne ist wieder draußen und lauert dem Rebenwart auf, ich wett. Was hat sie sonst draußen zu schaffen? S'ist nichts mehr in und neben der Taverne, was mit der Ruthe getrieben wird, wie's hier zu Lande vom Vieh heißt,"

setzte er hinzu, um die Ausdrücke der Wäldler als ihm selbst nicht eigene zu bezeichnen. „Aber wer kann Weibervolk hüten, wenn einmal die Zeit gekommen ist, wo's aus dem Immenstock herausschwärmen will." Er legte das rechte Bein der Länge nach auf die Bank und stützte den Rücken gegen den breiten Kachelofen, der noch vom Mittagskochfeuer her gelinde Wärme ausströmte.

„Ich kenn' ein Sprüchlein," antwortete der Zuger, „das Ihr Euch merken mögt. Es heißt:

Erkenn den Vatter by dem Kind
Und auch das Wetter by dem Wind,
Den Herrn by synem Hofgesind;
Wer's nit verstatt, derselb ist blind."

Der Wirth richtete sich verwundert von seinem Sitze auf. „Hm," brummte er, „Ihr habt ein scharfes Zünglein im Gaumen. Potz Marter!" Und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß dem Zuger der aufgestützte Ellbogen dröhnte. „Wollt Ihr mit mir anbinden?"

Die Stirnadern waren ihm plötzlich mächtig geschwollen, und die vom vielen Trinken roth unterlaufenen Augen blickten den Zuger so jähzornig an, als säße ein losgelassner Stier in jedem und drohte, sein Opfer zu spießen.

Der Zuger wollte antworten. Aber ein Pochen an der Fensterscheibe unterbrach die Antwort. Er schaute sich um und meinte, ein Kindergesicht zu gewahren, das ängstlich in's Zimmer guckte und dann furchtsam verschwand.

„Wer pocht?" sagte der Zuger.

Der Dornstetter horchte halb ungefügig auf. Dann

stützte er den Kopf auf beide Hände und saß, vor sich hinstarrend, da.

Das Pochen wiederholte sich nicht, und der Advokat wandte sich wieder zu dem Wirth. Er hatte ihn absichtlich gereizt, um ihm von Neuem ein Uebergewicht merken zu lassen, ohne dessen Bewußtwerden Leuten seines Schlags nicht leicht beizukommen ist. Der Landsknecht war von dem Dornstetter schon ohne großen Erfolg herausgekehrt worden. Jetzt ging's dem Raufbold, den er selbst seinen Gästen gegenüber nie auszog, nicht viel besser. Mindestens hatte der Fremde bei dem Poltern des Andern keine Miene verzogen, und dieser, gewohnt einzuschüchtern, war dadurch um einen Theil seiner Fassung gekommen.

„Ich will Euch nur sagen, Genz Funk," hob der Zuger nach einer Weile an, „Ihr werdet mit mir am Besten fertig, wenn Ihr die Faust unterm Tisch behaltet. Ich hab' Euch schon auf den ersten Blick angesehen, was an Euch ist. Ihr seid so schlimm nicht, wie Ihr Euch stellt — glotzt mich nur nicht so an — Ihr seid so unrecht nicht, trotz Renommiren und Bartwichsen. Aber es ist Euch manches Jahr schon schlechter gegangen, als es einem handfesten Kerle schmeckt, und da habt Ihr fünfe gerad sein lassen und habt den Hussiten gespielt, die sich auch den Wein nicht nehmen lassen wollten. Gelt? Ich hab's getroffen. Und nun stoßt an. Wir wollen den Gurt etwas loser schnallen!"

Der Dornstetter schob seinen Holzbecher dem Gaste zu. Der goß von seinem Wein in den des Andern. Sie stießen an und leerten die Gefäße mit langem Zuge.

Es war dem gewesenen Landsknecht wohl früher schon begegnet, daß er plötzlich von einer zornigen Stimmung in eine weiche umschlug, und wenn ihn auch nicht, wie so Manchen, reichlicher Weingenuß weinerlich machte, so that das doch zu Zeiten eine Zurechtweisung, zumal wenn sie durchblicken ließ: es gehe ihm im Grunde schlechter, als er's verdiene.

„Ist das ein Leben?" sagte der Dornstetter, die Hände auf den Tisch über einander faltend. „Ganze Nächte und Tage auf der Heerstraße liegen und daheim nicht mal eine warme Suppe finden? Zwei Weiber sind mir gestorben, Gott hab' sie selig! Das kann eine Wirthschaft nicht vertragen. Soll ich selbst am Faß stehen und den Gästen zapfen? Ich hab's versucht, aber ich zapfe die Becher allemal zu voll, und das läßt sich bei zwei Heller Verdienst auf die Maß nicht gut machen. Da sitz' ich nun mit der Wetterdirne allein und hab' oft nicht einmal einen Boten zum Brodholen. Wären sie mir im Stifte nicht gewogen, ich hätte die Taverne längst abgeben müssen. Was Wunder, wenn man bei solchem Elend einen Trunk zu viel thut."

„Ihr habt Recht!" sagte der Zuger, „ohne ein ehrlich Weib läßt sich nicht haushalten. Aber habt Ihr denn nur e i n e Tochter am Leben?"

„Es waren noch eine paar Zwillinge von der letzten Frau da," versetzte der Wirth und stand auf, um einen neuen Kienspahn anzuzünden, „aber die hab' ich fortgegeben. Wie kann ich mich mit Kindern befassen, wenn ich alle Tage dem Vogt nachlaufen muß!"

Der Zuger besann sich eine Weile.

„Sagt mir doch," hob er dann wieder an, „habt Ihr je von einem Weibsbilde gehört, das sie in Basel die Fränkische hießen, und das hier im Wald elendiglich gestorben ist?"

Der Dornstetter zuckte mit den buschigen Augenbrauen; er wich dem Blick des Fragenden aus, und that, als könne er sich nicht besinnen.

„Man sagt in Basel," fuhr der Andre fort, „sie habe ein Töchterlein hinterlassen .... man wisse aber nicht, habe es der Wirth behalten, bei dem sie starb, oder ...."

„Der Wirth?" sagte der Dornstetter kopfschüttelnd. „Rührt nur nicht so alte Geschichten wieder auf. Weiß ich's denn? Hier im Walde gilt nur, was das Kräuterweibel sagt. Ich lasse mir nichts abschwatzen, und wenn ich auch weder Abt noch Probst zu fürchten brauchte."

Der Zuger ließ den Gegenstand fallen. Noch war der Andre nicht zutraulich genug, der Wein hatte ihm die Zunge noch nicht gelöst.

Die Becher waren eben von Neuem gefüllt, als sich die Thür öffnete und eine jugendliche Gestalt eintrat und den Holzriegel vorschob. Sie trug ihr blondes Haar in breiten Flechten, an beiden Seiten des sonngebräunten Gesichts zu einer Schnecke zusammengewunden; das blaue Leibchen reichte bis an den Hals hinauf, die schmale Schürze fast hinab bis an den Saum des rothverbrämten Rockes; eine Ledertasche hing rechts an langer Kette, so tief, daß sie mit ausgestreckten Armen nicht erreichbar; die Füße waren sauber beschuht.

Ohne zu grüßen und ohne von dem Vater angeredet zu werden, ging sie in das nach hinten gelegene Schlafgemach des Dornstetters, um unbemerkt den Hut mit dem Stecken wieder an seinen Platz zu stellen.

„Ist's Eure Tochter?“ fragte der Zuger, dem Mädchen nachblickend.

„Leider!“ sagte der Wirth, und guckte nicht vom Tisch auf.

„Ihr habt mein Sprüchlein schon vergessen, Genz Funk,“ versetzte der Andre streng. „Schämt Euch! Wer mit mir angestoßen hat, darf solche Reden nicht führen.“

Der Wirth antwortete nichts; ihm schien seine eigne Lage so bemitleidenswerth, seit der Fremde von unverdientem Elend eines handfesten Kerls gesprochen hatte, daß er Alles über sich ergehen ließ, was ihm sein Trinkgenosse bot.

„Komm her, Mädchen!“ sagte der Zuger, zu der im Nebengemach noch Verweilenden gewendet; „Du magst mir einen frischen Becher füllen und ihn mir gesegnen; wir reden hier von Basel und da brauchst Du die Ohren nicht zuzuhalten.“

Während sie seiner Weisung schweigend folgte und ihm dann zutrank, überlegte der Advokat, ob für seinen Clienten nicht auch in der Wirthstochter ein wichtiger Zeuge zu gewinnen sei. So lange sie unter dem Einfluß des Klosters stand und den Zorn des Vaters zu fürchten hatte, war nicht füglich daran zu denken, ihre etwaige Mitwissenschaft zu gesetzlicher Erhärtung zu bringen. Wie aber, wenn sie sich nach Basel wenden würde, wo sich eine bessre Stellung ohne Mühe für sie finden lassen mußte? Der Advokat redete sich

einen Augenblick ein, Menschlichkeitsgründe hätten ihm diesen Gedanken eingegeben, da ihm in der That neben dem stillen Mädchen der ruhmredige Vater doppelt roh erschien; aber er war aufrichtig genug gegen sich selbst, die juristischen Triebfedern nicht zu verkennen, die nur zufällig diesmal mit den Regungen eines richtigen Gefühls gleichen Takt hielten und auch ohne dieses nicht geruht hätten.

„Ich werd' Euch sagen, wie's jetzt in Basel hergeht," begann er nach einem herzhaften Schluck, und des Dornstetters Stirne heiterte sich bei der Nennung seiner Lieblingsstadt auf, als fühle er sich um einige zwanzig Jahre jünger.

„Seht!" fuhr er fort, „Ihr kennt vielleicht noch den Thomas Plater im Martinsgäßlein . . ."

„Den Wirth zum Falken?" unterbrach ihn der gewesene Landsknecht, dessen Gedächtniß am liebsten zu Becher und Würfel zurückkehrte.

„Nicht den!" erwiderte der Advokat, „den Schulmeister mein' ich, von der Freundschaft des Batt Oesy, des Engelwirths . . ."

„Freilich kenn' ich den Engelwirth!" gab der Dornstetter mit funkelnden Augen zurück. „Aber mit Schulmeistern hab' ich's nie eng gehabt. Der Rollwanger Schulmeister wollte mir das Schreiben einbläuen. Seit ich dem entlaufen bin, hat mich keiner wieder unter seine Birkenfuchtel bekommen."

„Gleichviel!" sagte der Zuger, und wendete sich mehr zu der Tochter; „weil sich's eben nur um des Sohnes Hochzeit handelt, mag es gleichgültig sein, was der Vater trieb. Nur so viel sag' ich Euch, der alte Plater hatte Tischgänger, und

Ihr wißt, was das sagen will; Ihr braucht gegen so Einen nimmer zurückzustehen.“

Der Wirth nickte wohlgefällig.

„Hört nun, wieviel der Schulmeister daran wendete, seinem Sohn, dem Felix, die Hochzeit zuzurichten. Denn darnach könnt Ihr bemessen, wie wir jetzt in Basel leben und warum nur alle Jubeljahre Einer in Euren einfältigen Wald kommt.“

„Der Abt weiß wohl, warum er unten bleibt,“ schob der Wirth ein. Der „einfältige“ Wald störte ihn schon nicht mehr.

„Der weiß es wohl!“ wiederholte der Andre. „Zuerst also hatte der Schwiegervater das Verlobungsmahl gegeben. Musik war nicht dabei, sonst aber Alles vollauf. Am nächsten Samstag wurden die Verwandten, die Nachbarn, die guten Gönner, die Meister und die Rathsherren von der Zunft zum Bären eingeladen; auch welche von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von den Gesellen mit ihren Weibern und Kindern.“

„Hab' ich's nicht gesagt, Dorly?“ rief der Dornstetter, die Tochter zum ersten Male anblickend, fröhlich erregt von den Erinnerungen an Basel und von des Zugers Andeutung, der Schulmeister könne es mit dem Genz Funk doch kaum aufnehmen. „So leben sie da unten in Baselland, wo deine Mutter selig her war. Kann's hier ein ordentlicher Kerl zwischen den Hauensteiner Roßmucken aushalten?“

„Am Sonntag geschah im Münster das Aufgebot,“ fuhr der Zuger fort. „Dann wurde zum Montag in zwei

Häusern zugerichtet. Das war zum heiligen Cäcilientag, weil am Montag die rechte Hochzeit sein sollte. Wißt Ihr, wie sich heutigen Tages ein Bas'ler Bräutigam kleidet?" Dorly spitzte die Ohren und der Wirth wiegte den Kopf, als wollte er sagen: „Der werden die Augen übergehen!"

„Sein feines Hemd," hob der Zuger wieder an, „hat einen goldgestickten Kragen, daß es nur so blitzt, und wieder ist der ganze Brustlatz voll güldner Spangen. Dann hat er ein Wamms von rothem Atlas, und die leibfarbenen Hosen sind schier von nicht schlechterem Stoff; darüber der kamelottne Rock; auf dem Kopfe aber ein Sammetbarett, um das sich eine Borde von Perlen und Blumen schlingt. Und so sah ich selbst des Schulmeisters Sohn."

„Meiner Treu!" rief das Mädchen, die Hände zusammenschlagend.

„So ging's zu meinen Zeiten noch kaum zu!" sagte der Dornstetter, mit strahlenden Augen den Holzbecher leerend, „die Bas'ler verstehen's zu leben."

„Die leibfarbne Schaube der Braut," fing der Zuger wieder an, „war nicht minder von guter Mailänder Seide; die Schürze reichte bis an den Saum des Kleides, und unten war ein durchbohrtes Herz darauf gestickt. Um den Hals trug sie ein goldnes festes Halsband, wie sie aus Florenz kommen. Amori stand darauf zu lesen, das bedeutet ebensoviel, wie das Herz auf der Schürze. Der Holbein malte es schon zu seiner Zeit auf manchem Weiberkonterfei. Am Finger aber trug sie einen gewundenen Ring, wohl an die

acht Kronen werth; den hatte ihr des Schulmeisters Sohn verehrt.“

Dorly's Hand, die auf dem Tische lag und an der ein schmales Reiflein von Eisen saß, flüchtete unter die Platte.

„Brauchst Dich des eisernen Ringes nicht zu schämen,“ sagte der Zuger; „wenn er nur in Ehren gehalten wird, ist er mir lieber als mancher goldne, und sollte's auch ein goldner von der Sorte sein, wozu Krummstab und seidnes Schweißtuch gehören. Aber häßlichen Rost setzt er an, wenn man ihn eben nicht in Ehren hält. — Laßt gut sein!“ fügte er, zum Dornstetter gewendet, hinzu, und schnitt diesem das Wort ab, mit dem er in seiner Weise herauspoltern wollte.

Dorly wurde roth. Der Zuger hütete sich, es zu bemerken und hob von Neuem an:

„Im Jagdhof waren fünfzehn Tische gedeckt; an jedem saßen ihrer Zehn. Christelin, der Bläser, musizirte; die Schüler sangen; das Lied von den Löffeln werdet Ihr noch kennen.“

„Was sollte ich nicht?“ lachte der Wirth, und suchte mit seiner groben Stimme die damals landläufige Weise herzuträllern.

„Und was aß man? Mir wird's noch schwer im Magen, wenn ich dran denke. Zuerst einen gehackten Lummel, dann Suppe, Fleisch, Hühner, gesottnen Hecht, Brod, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Lebersülze, Käse — und endlich Obst.“

Dorly hatte manches Fastnachtshuhn, das der Vater nach seiner Weise auf die Seite zu bringen wußte, abgebrüht,

und auch wohl einen Schöpsen- und Lämmerbraten am Spieß gehabt; aber der Bas'ler Küchenzettel machte ihr den Kopf wirre. So etwas wurde in der Schwarzwälder Taverne nicht verlangt, und wollte es Einer ja verlangen, es wäre weder roh noch zubereitet zu beschaffen gewesen; denn Dorly's eigene Küchenkunde hatte sich nie zu Leckerbissen aufgeschwungen.

„Da hätte sich der Abt selber zu Gast bitten dürfen," sagte der Dornstetter, mit dem Kopfe nickend.

„Nach dem Essen tanzte man," fuhr der Advokat fort. „Ich wollte mich erst nicht daran wagen, aber als der Meister Lorenz die Laute schlug und der Christelin geigte, entschloß ich mich doch, und es ging. Am folgenden Tage gab's um elf Uhr Vormittags abermals Schmauß und Gelag, ganz wie am Hochzeitstage, nur statt des Weinwarmen bekam man das Brautmus. Getrunken wurden allerlei gute Weine, darunter Rangenwein . ."

„Rangenwein!" sagte der Wirth, mit einem Seufzer vergangener Trinkgelage gedenkend. „Ich wollte schon fragen, ob denn die Bas'ler keinen Durst mehr kennten? — Ja Rangenwein, das glaub' ich!" — Er stieß den Holzbecher mit Unwillen von sich.

Die Tochter, gewohnt von Neuem einzuschenken, so lange der Vater Abends aufsaß, stand auf und füllte den Becher. Als sie ihn auf den Tisch stellte, hatte sich der Unwille des Trinkers schon gelegt; er that einen tiefen Zug, und als der Zuger eine längere Pause machte, fielen Jenem nach und

nach die Augen zu, und das schwere Athemholen verrieth nicht lange darauf, daß er eingeschlafen war.

Der Fremde ließ noch eine Zeit vorübergehen, ehe er wieder das Wort nahm, da er sich des festern Schlafes des Andern vergewissern wollte. Dann wendete er sich zu dem in Gedanken dasitzenden Mädchen, das, ohne seiner weiter zu achten, beschäftigt war, die blonden Flechten für die Nacht zu lösen.

„Möchtest Du nach Basel hinab, Mädchen?" sagte er, und bemühte sich, den ehrbarsten Ton zu treffen, der ihm zur Verfügung stand.

„Nicht!" antwortete sie.

„Nicht? und warum nicht?"

Sie schwieg.

„Ich verstehe. Du willst Deinen Schatz nicht hier zurücklassen. Nun, wer weiß! für einen tüchtigen Rebenwart giebt's um Basel herum auch noch Verdienst."

Das Mädchen wurde von Neuem roth. Sie nahm den Zopf zwischen beide Hände und that, als erfordere das Lösen ihres Flechtwerks alle ihre Aufmerksamkeit.

„Ich habe Weib und Kind zu Hause," begann der Advokat von Neuem; „vor mir brauchst Du Dich nicht zu scheuen. Red' nur frei heraus. Du gefällst mir gut genug, wenn ich Alles bedenke; daß hier aber in der Taverne und so nah bei den frommen Brüdern Deines Bleibens nicht ist, das mein' ich immer mehr. Sieh' Dich vor, in solcher Nachbarschaft geht mancherlei zu Grunde, und ist's einmal geschehen, da hilft Dir Keiner wieder aus dem Elend auf."

Sie flocht fort und blickte noch immer nicht auf; es war dem Zuger, als habe er mit der Erwähnung des Klosters sie erst recht eingeschüchtert.

„Stell Dich nicht so dumm!“ sagte der Advokat, die Geduld verlierend. „Was ist denn dabei, wenn Du mit dem Rebenwart zusammenhältst? Bist Du sonst nur . . .“

Sie schüttelte den Kopf.

„Der Vater hat Dich doch wegen des Rebenwarts gescholten,“ sagte der Zuger, befremdet. „Und seinen Ring trägst Du ja auch! Du weißt doch, im alten Liede heißt's:

Ist der Finger beringt,
So ist die Jungfrau bedingt.“

Sie schüttelte wieder.

„Nicht?“ fragte der Fremde, und sah sie scharf an. „Von Wem denn stammt der Eisenreif?“

„Von meiner Mutter selig,“ sagte Dorly kleinlaut.

Der Zuger senkte den Blick. War das ein Grund zum Erröthen gewesen? Und wenn der Rebenwart nicht ihr Schatz war, warum erhielt sie den Vater bei dieser Meinung und ließ sich von den Leuten als des Rebenwarts Liebste hänseln?

„Hat's mit dem Ring,“ fing er wieder an, „denn eine Bewandtniß, von der man nichts wissen darf? Hilft er gegen den bösen Blick? Schützt er Dich sonst? Wozu brauchst Du da die kupferne Gottesmutter am Hals?“

Aber Dorly war nicht zum Reden zu bringen.

„So schweig in Gottes Namen und bleib' in diesem Räuberneſt sitzen!“ sagte der Advokat, unmuthig aufstehend.

„Komm! nimm den Spahn und zeig' mir, wo ich schlafen kann."

Er hatte noch eine Menge Fragen an das Mädchen richten wollen, aber wenn er Leute nicht zum Reden bringen konnte, verlor er rasch die Geduld. „Was die nicht sagen will," sprach er zu sich selbst, „das sitzt sicher wie die Kröte im Gestein. Mit Bauern ist's zuweilen gerad, als ob hundert Schmiede sie vernagelt hätten." Er warf das Barett auf die Bank, die zu Füßen des ihm angewiesenen Bettes stand, steckte den Spahn an das Fenster, das sich nur halb schließen ließ, und schickte sich an, das Bett zu prüfen, dessen Ueberzug ihm wenig Vertrauen einflößte. Dabei merkte er, daß ihm die Nachtluft vom Fenster aus unmittelbar in's Gesicht blase. Um das Fenster etwas fester zu schließen, lehnte er den schwarzen Hut, der noch auf dem Stecken im Winkel stand, dagegen, und als die Zugluft dadurch beseitigt schien, breitete er seinen Mantel über das Bett und legte sich auf demselben zur Ruh.

Den schüchternen Nachtgruß des Mädchens hatte er überhört. Es fiel ihm erst nach einer Weile ein, daß sie beim Hinausgehen etwas gesagt hatte, und seine Rauhheit reute ihn.

„Dorly!" rief er, sich nochmals erhebend und an die Thür seines Schlafgemachs tretend. Mit dem Spahn in der Hand kam die Gerufene von ihrer jenseits liegenden Kammer herüber. Sie hatte ihr Haar aufgeflochten, und die Hand hielt nur mühsam das Mieder zusammen, dessen Schleifen sie bereits gelöst hatte.

Am Tisch lag der Dornstetter, den Kopf auf der Platte, wie ihn der Morgen gewöhnlich fand, und schnarchte.

Der Zuger empfand ein wehmüthiges Gefühl, wie es ihn nur in seltenen Fällen und auf flüchtige Minuten anzuwandeln pflegte. „Armes Mädchen!" dachte er, und sah, von dem Geheimniß ihres düstern Schicksals mächtig ergriffen, die Herankommende mit Theilnahme an. Aber als er sich erinnerte, wie er heute schon einmal dem jungen Benediktiner mit ähnlichen Gedanken nachgeblickt hatte, schämte er sich der weichen Stimmung, die ihn zum zweiten Male gegen seine Gewohnheit wehrlos fand.

Das Mädchen war ihm gegenüber stehen geblieben und schien eine wirthschaftliche Verfügung des Gastes für den nächsten Tag zu erwarten.

Der Zuger bemerkte es und benutzte die Vermuthung Dorly's, um seinem Rufen eine solche Veranlassung unterzuschieben. „Wecke mich morgen nicht zu früh, Mädchen!" sagte er, „ich möchte einmal wieder ausschlafen. Und nun, gute Nacht!" setzte er, die Hand ihr reichend, hinzu, als Dorly versprochen hatte, ihn nicht im Morgenschlaf zu stören; „da — jetzt scheiden wir als Freunde, und morgen reden wir weiter. Halt' Dich brav. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" klang es zurück. Mit leisen Tritten entfernte sich das Mädchen; der Lichtschein glänzte um ihre blonden Haare, als gehe die Sonne hinter einem golden wogenden Kornfelde unter. Sie schloß ihre Kammerthüre, und der Zuger kehrte zu seinem Lager zurück.

Siebenzehntes Kapitel.

Guten Streich!

Als der Bettelmeyer seinen Weg nach des Dornstetters Taverne angetreten hatte, begegnete er einem Genossen, dem er lieber nicht begegnet wäre. Wendel Wippel war's, ein versprengter Nachzügler aus dem schwäbischen Bauernkriege. Mit seinem einen Auge, behauptete er, durch ein Brett gucken zu können, und wen er ansah, dem war's, als gehe der Blick geradewegs durch's Hirn und mache noch am Hinterkopf die Haare rebellisch. So gut der Bettelmeyer sich auf's Schmunzeln verstand, dem Wendel Wippel gegenüber kam er mit der Maske doch nicht durch. Das machte ihn dem Klein-Lüzli unbequem, wie dieser denn überhaupt mit Beutelschneidern (die losen, lang herabhängenden Taschen der damaligen Zeit verführten zu diesem Gewerbe) nicht gern verkehrte. So tief er auch gesunken war, er hatte vor Jahren doch eines Meyers Stellung eingenommen, hatte zu den Dinggerichten geladen, hatte gepfändet, Gefangene unter Schloß und Riegel gehalten, Zinsen und Abgaben beigetrieben; ja, wenn's ihm eben eingefallen war, den Müller mit neuen Mahlsteinen warten zu lassen, da war Monden lang das Brod in drei ganzen Gemeinden aus schlecht geschrotenem Korn gebacken worden, — so ansehnlich war sein Wirkungskreis gewesen; das konnte er nicht vergessen. Ein Landstreicher

daher, den schon als Junge der schwäbische Feuerbacher im Angesicht des ganzen hellen Haufens einen Beutelschneider geheißen hatte, ein solcher ergrauter Raubprofessionist dünkte ihm denn doch manche Staffel tiefer, als er selbst. Daß der Wendel Wippel ohnehin sich mit dem Bilde der heiligen Judica herumtrug, von deren Kraft niemand was wußte, das stellte ihn in des Bettelmeyers Standeskalender noch einige Rangstufen tiefer. Dennoch durfte er's ihn nicht merken lassen; denn den Wendel Wippel zum Freund zu haben, war schon ein Kreuz, an dem sich's nicht leicht trug, sich aber gar seine Feindschaft zuziehen, das hieß nicht viel anders, als den Kopf in einen Sack voll Hirschkäfern, Kröten und giftigen Schlangen stecken — an Frieden und Sicherheit war da nicht mehr zu denken.

„Du hier, Mullmichel?“ redete Wendel den gewesenen Meyer an, indem er nach seiner Gewohnheit einen Spitznamen aus den Bauernfehden seinem Genossen anhängte. „Was willst in meinem Revier?“

„So weit sind wir noch nicht!“ gab der Angeredete zurück. „Hast wohl geglaubt, ich käme nicht wieder? S'ist mir im Niederland doch zu dicke Luft.“ Er machte eine Handbewegung nach dem Halse, die keiner Erklärung bedurfte.

„Glaub's wohl!“ versetzte der Andere; „und's wird noch immer dicker werden. Hast nicht gehört, um Espach herum führen sie auch den alten Schlendrian wieder ein? Nachtfrevel soll doppeltem Tagfrevel gleichgelten. Ein Gatter soll Jeder vor seinem Hof machen dürfen und einen Zaun ziehen

so weit ein Mann mit einem ziemlichen Stein von einem End' zum andern werfen mag."

Der Meyer schüttelte den Kopf. Ihm war zwar ein Zaun kein so wesentliches Hinderniß als dem alten und gichtischen Collegen, aber er hütete sich wohl, zu widersprechen.

„Auch um Wyler herum ist bald nichts mehr zu machen," fuhr Wendel fort. „War's nicht Jedermanns Recht, den Knecht im Felde zu erschlagen, wenn man ihn beim Hüten des Ochsenzugs eingeschlafen fand? He?"

„Er sollte den Zaum unter's Kinn nehmen," antwortete der Meyer zustimmend, „wenn ihn der Schlaf befiel, daß ihn das Garteisen wecken mußte; wachte er nicht auf, so konnt' ihn erschlagen, wer wollte."

„S'ist nichts mehr damit!" sagte Wendel, den Stock in den Boden bohrend. „Der Jörg Adam hat mir's gesagt; um seinetwillen soll's abkommen. Da mögen sie in Lörrach schauen, wo sie billig Ochsenfleisch auf den Markt bekommen."

„Wir werden's noch erleben," versetzte der Bettelmeyer, „daß auch die Freistätten abgeschafft werden. Mit den drei Häusern in Kirchzarten ist's schon nicht ganz sicher mehr."

„Auf die hab' ich nie gerechnet!" sagte Wendel wegwerfend, „das sind keine Freistätten, wie sie sein sollen; giebt's der Eigner zu, so kann der Bannwart Jeden darin greifen."

„Aber der Schutzhof ist eine richtige Freistatt," gab der Meyer zurück, „und so frei wie der Fischmarkt in Freiburg, oder die Grub' im Rheinauer Frohnhof; wollen sie Dich da aushungern, so hast Du drei Wochen sechs Tage Zeit."

„Ich weiß!“ antwortete Wendel, und lüftete den Hut; „der Schutzhof liegt mir nur zu hoch; wie kann unser eins da hinauf? Die Alten kommen bei all den Freistättengerechtsamen schlecht weg. In jedem Dorf sollte auch für uns Gichtkrüppel eine bequeme Freistatt sein. Die in den Etteren bei Zarten läßt sich noch am Besten erreichen, aber der Erwerb ist dafür auch nur mäßig. Es stehen schon zu viel Pfähle vor den Thüren. Was läßt sich da noch holen!“

Dies namentlich im Fischinger Rodel ausgesprochene Recht des Herrn, den während drei Jahren säumigen Zinszahler aus seinem Hause zu jagen und einen Pfahl „vor Thür und Thor“ einzuschlagen, brachte den Bettelmeyer auf Fischingen zu sprechen, das ihm wegen eines frühern Vorfalls verleidet war.

„Da in Tannegg und Fischingen haben sie's mit den Pfählen zuerst eingeführt,“ sagte er, seine rechte Faust betrachtend, die starke Narben aufwies. „Wer da einen trocknen Streich mit der Faust schlägt, den strafen sie schon mit drei Schilling Pfennig, fällt der Andre von dem Streich und blutet nicht, so kostet's ein Pfund mit Gnad', blutet er und bleibt stehen, da gilt's sechs Pfund, und blutet er und fällt zu Boden, nun dann ist's gar zehn Pfund!“

„Und der Brändli,“ versetzte Wendel lachend, „legte sich dazumal nieder? He?“

„Er that's mir zum Schabernack,“ sagte der Meyer verdrießlich, „mich reuen die zehn Pfund noch diese Stunde. Aber ich hatt's damals noch nicht versucht, wie sich's kürzer machen läßt. Ich saß noch warm auf dem Tettinger Hof.“

Er fuhr mit der Hand über den Mund, wie er zu thun pflegte, wenn der Tettinger Hof ihm auf die Zunge gekommen war, und zog den Hut fester auf den Vorderkopf.

Das eine Auge Wendel Wippels hatte die Bewegung verfolgt, und gewahrte den umgewendeten Heiligen.

Er räusperte sich, besann sich aber und that, als habe er das ihm wohlbekannte Zeichen nicht beachtet.

„Nur noch etwas Geduld," sagt, er, „s' wird schon noch wieder besser werden. Ich hab ohnlängst eine Briefschaft gesehen, die gar manchem Prälaten noch die Oblate im Munde heiß machen möchte. Was drinn stand weiß ich nicht, aber das Sigill ist mir noch von Anno fünfundzwanzig im guten Gedächtniß: Dreschflegel und Mistgabel kreuzweise über einer Pflugschar und ein Bundschuh darunter. He? Was hab' ich gesagt?"

„Rührt sich's?" versetzte der Bettelmeyer ungläubig.

„Ob sich's rührt! Sie haben den Jäcklein Rohrbach aus Böckingen todt gesagt und den Georg Mezler und den Semmelhans von Neuenstein! S'ist Alles erlogen. Auch der Florian Geyer mit seinen schwarzen Gesellen ist nicht todt, und der Götz hat sich wieder bei Weinsberg gezeigt. Gieb Acht, s'geht wieder los und diesmal braucht's keiner Schnecklein!"

Des Alten eines Auge funkelte.

„Und wann?" fragte der Bettelmeyer, ohne sich von Wendel Wippels Feuer anstecken zu lassen.

„Vielleicht schon früher — vielleicht erst am zweiten April kommenden Jahres, denn dann ist der heiligen Judica Tag."

Der Meyer wußte, daß Wendel auf diesen Tag immer große Hoffnungen setzte, aber er wagte nicht, dem alten Kastenfeger zu widersprechen.

„Der zweite April," fuhr dieser fort, „hat's von jeher mit der Bauernsache gehalten. Am Sonntag Judica war's, als sich die sieben Bauern in der Mühle zu Braunsbach erhoben, um die „göttliche Gerechtigkeit zu beschirmen." Ich war dabei. Um zehn Uhr Nachts klopften wir schon den Pfarrer zu Reinsberg aus den Federn. „Komm' mit oder wir schlagen Dir den Hammer auf den Kopf!" Er ließ sich's nicht zweimal sagen. Um Mitternacht in Altenberg. Wieder beim Pfarrer angepocht, der sprang im Hemde davon. Drei Pferde nahmen wir mit und den ganzen Speisebehälter der Pfarrküche. Der Hafen-Stephan ritt uns vorauf. In Enslingen bekam der Reinsberger Pfarrer Gesellschaft. Der Leutepriester schloß sich uns an. Er wollte nicht länger „am Altar beim Wein possiren," so sagt' er selbst. Allenthalben nahmen wir mit, was in den Opferstöcken war; Büchsen auch und Pulver, so viel sich auftreiben ließ. Montag Abend zählten wir schon unserer drei tausend — He? die Kastenfeger und Seckelleerer nannten wir uns. So wird's wieder kommen, und gönnt die Gicht mir noch etwas Galgenfrist, da sollen sie von Wendel Wippel noch reden, wenn sie im Stift drüben geräucherte Mönchszungen feil haben."

„Sprich nicht so laut!" zischelte der Meyer, und sah sich besorgt um.

Der Alte that desgleichen. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, er fuhr mit dem Aermel über sie hin

„Halt reinen Mund, Mullmichel," sagte er, und wandte sich zum Gehen. „Du weißt, der Wendel hat scharfe Ohren. Und noch eins! Wenn der Hahn morgen früh kräht, magst Du Deinen heiligen Florian wieder umwenden. Guten Streich!" Er ging. Der Bettelmeyer gab den Handwerksgruß nicht zurück. Des Alten Auge hatte wieder mehr gesehen, als es sehen sollte. War's rathsam, den Anschlag dennoch auszuführen? — — Eine volle Viertelstunde lang stand der Meyer in Bedenken und hörte bald die letzten Worte Wendel Wippels, bald den eignen Herzschlag. Das Gespräch hatte ihn ohnehin über Gebühr aufgehalten. Es mußte völlig finster sein, wenn er jetzt die Taverne erreichte, und er hätte gern im Dämmern noch einen Blick in die lange nicht betretene Herberge gethan, um sich zu überzeugen, daß der Dornstetter seinen richtigen Rausch habe.

Nach vielem Schwanken nahm er den Hut vom Kopf und betrachtete, ohne klar zu wissen, warum? die Rückseite des Heiligenbildes. Dann zog er unter dem Wamse ein großes Metzgermesser hervor, nahm die Lederscheide davon und ließ es mit der Spitze auf den Boden fallen. Da es schräge stecken blieb, wiederholte er den Versuch zwei Mal und schob die Waffe zuletzt wieder unter das Wamms, unschlüssig wie vorher.

Er ging langsam in der Richtung nach der Taverne weiter, kaum beachtend, daß die Dunkelheit schon die nächsten Baumstämme unkenntlich machte. Bald aber beschleunigte sich sein Schritt. Es fiel ihm ein, daß der Alte sich in den letzten Monaten in seine Kundschaft eingedrängt haben

mochte und jetzt ihm vielleicht auf Umwegen zuvorkommen könnte, um den Bruder Hans sich geneigt zu machen; denn er wußte, daß Wendel Wippel nur eine Stapfe auf frischem Gras zu sehen brauchte, um schon zu wissen, wohin sich der Wolf gewandt habe, und wen er in's Auge gefaßt hatte, der brauchte sich auf kein geheimes Schubfach mehr zu verlassen. So eilte denn Klein-Lüzli vorwärts, ohne sich länger aufzuhalten.

Noch keine Stunde war vergangen, seit der Zuger dem blonden Mädchen gute Nacht gewünscht hatte, als der Bettelmeyer zwischen Haini Forsters und des Lochers Acker den Quellgraben fand, in dessen Wasser er nach der Taverne waten konnte, ohne Spuren auf der Landstraße zu hinterlassen.

Wo der Graben aufhörte, ging's durch ein Rübenfeld. Ein Hase war darin über seinem Nachtmahl eingeschlafen; nah unter des Meyers Tritt fuhr der Rübendieb auf und gallopirte davon. Hätte ihn der Bettelmeyer erkannt, er wäre umgekehrt, da ihm nach seiner Meinung kein schlimmeres Wahrzeichen begegnen konnte. Aber er glaubte einen nach des Dornstetters Hühnern spähenden Fuchs geprellt zu haben, und setzte seinen Weg fort.

Nach Art der Wohnungen im südöstlichen Schwarzwald lag die Taverne mit der Rückseite an einen Hügel gelehnt; von dort aus ging es gerade in den Heuboden hinein, der das Dach des Hauses bildete und vorn nur durch eine Leiter erreichbar war. Da des Dornstetters Landbau ruhte, so ward der Heuboden hin und wieder in der Weise benutzt, wie es schon bei des Sigis und der Salome Geburt geschehen war. Die Schlafkammer des Dornstetter selbst lag zu ebner

Erde nach der rechten Seite des Hauses hinausgekehrt, ein schmales, niedriges Gemach mit einem Fenster.

Hierhin wandte sich der Bettelmeyer. Das Fenster hatte der Nachtwind wieder nach Innen gedrückt. Er horchte aus einiger Entfernung und erkannte vernehmlich des Dornstetters Schnarchen. Jetzt zog er die Schuhe aus und stieg bis zu dem Fenster hinab. Die Dunkelheit ließ kaum mehr als das dem Fenster Allernächste in ungefähren Umrissen unterscheiden. Die Stahlhaube des Wirths suchte er am Boden, da der auf dem Lager Schlafende baarhaupt schien; statt dessen fand er den ihm wohlbekannten schwarzen Hut des Dornstetter, der mit dem Stecken gegen das Bett gesunken war, sobald der Wind das Fenster wieder geöffnet hatte. Er befühlte ihn sorglich, um sicher zu sein, daß der Hut nicht ein fremder sei; der Holzkern der Seidentroddel mußte zerbrochen sein; denn er wußte, daß der Dornstetter einmal daraufgetreten hatte, als ihm der Hut vom Winde abgeweht war. Die Klunker war in der That schadhaft, ganz so wie der Meyer sie kannte. Er holte sein Messer aus dem Wamms hervor und mit der Linken sich am Fensterpfosten festhaltend, hob er mit der Rechten zum Streiche aus.

Da begann von Neuem das vorhin gehörte Schnarchen, das eine Zeitlang verstummt gewesen war. Es klang leiser als zuvor, aber der Bettelmeyer brauchte doch eine ziemliche Weile, ehe seine Hand nicht mehr zitterte; denn erst nach gespanntem Lauschen fiel's ihm ein, daß ja des Dornstetters Tochter drüben schlafe und daß sie die Schnarchende sein werde.

Um sicher zu sein, betastete er nochmals den Hut, dann bog er sich mit dem Oberkörper in's Zimmer hinein, so weit er konnte, um den unwäldnerischen Bart des gewesenen Landsknechts zu unterscheiden. Der Hals, dessen erst am Nachmittag verschenkte Goldspange die Verwechslung leicht verhindert haben würde, war entblößt. Das Messer zuckte nochmals durch die Luft. Mit einem erstickten Wehruf verhauchte der Zuger sein Leben.

Der Mörder bog sich rasch zurück. Er zog das Fenster zu und machte sich, wie er gekommen, von dannen.

Auf ihrem Laubsack wendete sich Dorly um. Ihr hatte schwer geträumt, sie wußte nicht was. Als sie sich auf ihrem Pfühl aufstützte, um zu lauschen, ob der Vater noch am Tische sitze, fühlte sie, daß, wo ihr Kopf gelegen hatte, alles von Thränen feucht war.

Ringsum herrschte noch tiefes Dunkel. „S'ist erst Mitternacht," dachte sie, halb nur erwacht, vor sich hin. „Er wollte ohnehin ja nicht geweckt sein, um einmal recht auszuschlafen." Sie legte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Neben ihr im Hühnerstall krähte der Hahn. Sie hörte es nicht mehr. Ein Andrer aber hörte es, obschon er am äußeren Ende des Quellgrabens watete. Er nahm den Hut vom Kopf und wendete seinen Schutzpatron um. „Wär' Wendel Wippel mir nicht in den Weg gekommen!" sagte er, und versuchte, sich durch ein tiefes Athemholen Luft zu machen. Aber es wollte nicht gehen.

Achtzehntes Kapitel.

Politik auf dem Dache.

Wir müssen uns von Neuem eine Weile von dem Schwarzwalde fort- und dem Süden zuwenden, um die übrigen an den Folgen der Testamentsclausel Betheiligten nicht aus dem Auge zu verlieren.

Ein Jahr war seit der Verhaftung des Cavaliere della Silva nera verstrichen. Mittagsgluth brütete über Venedigs Dächern, als eine sehr schöne Dame auf einem hochgelegenen Dachaltan, unweit St. Fantino, saß und sich die rabenschwarzen Haare gelb färbte. Sie hatte diese Mode nicht erfunden, sie war ihr gefolgt, weil alle Welt gelbgefärbte Haare zu tragen begonnen hatte, und ihre schwarzen Locken zwischen lauter künstlichen Blondinen sie diesen lächerlich gemacht haben würden. Ohnehin glaubte sie bemerkt zu haben, daß ein junger Cavalier, der sie Aspasia nannte, und der von ihr dagegen Signor Socratino geheißen wurde, sowohl an ihren steinkohlglänzenden Brauen und Haupthaaren, wie auch an ihren langen, schwarzen Wimpern längst nicht mehr recht eigentlichen Geschmack fand. Die Zuneigung dieses Cavaliers war aber das kleine Zeitopfer reichlich werth, das die neue Mode ihr abnöthigte. Ueberdies verlebte sie die vierundzwanzig Stunden des venezianischen Tags — denn Signora Aspasia wollte nicht zugeben, daß es in Venedig wirklich je-

mals Nacht werde — zwischen Gondelfahren, Schlafen, Lauteschlagen, Eis- und Orangennaschen, Kleiderwechseln, zur Messe gehen und Baden. Es kam ihr ganz gelegen, daß die neue Haarmode noch ein paar Mittagsstunden glücklich ausfüllte und die Anlagen zum Gähnkrampfe, womit der bucklige Dottore Boltraffio sie geängstigt hatte, in den Hintergrund drängte. Zur Messe ging oder fuhr sie gerade nicht aus innerem Drang; doch seit Signor Socratino ihr eine Summe bewilligt hatte, für welche sich zu solcher Fahrt Dienerinnen miethen ließen, die damals stundenweise bezahlt wurden und den Damen der Nobili als Begleitung zu dienen pflegten, seitdem hatte die Fahrt zur Messe für sie den großen Reiz erhalten, mit diesem ephemeren Gefolge den Aerger der Frauen edleren Standes erregen zu können. Mit Signora Aspasia's Herkunft war es nämlich etwas bedenklich bestellt. Als sie vor manchem Jahre zuerst den Fuß auf die Piazzetta gesetzt hatte, war ihr bei der Frage des Quartierwächters nach Namen und Geburtsort nicht gleich ein schönklingender Vorname eingefallen; Treviso hatte sie dann als Heimath angegeben, und endlich, beim Anblick des St. Markuslöwen, Evangelista als Vornamen. Im Beichtstuhl verwies ihr indessen der Pater Dominikaner diesen Namensmißbrauch. Er schlug ihr ein Dutzend landläufige Namen vor, die alle stark nach der Carampana klangen, und von denen ihr keiner zusagte. Erst als der Signor Socratino sie Aspasia betitelt hatte, meinte sie jenem Stegreifnamen entsagen zu können, und legte auch seitdem allwöchentlich ihr Bündel Geständnisse wieder hinter dem Ohrgitter des ehrwürdigen Paters nieder.

Die Art, wie sich die Venezianerinnen zu Blondinen machten, gehört nicht zu den malerischsten. Vecellio hat uns indessen Abbildungen davon hinterlassen, und so mag denn hier auch angedeutet werden, daß ein Strohhut, dem das Kopfstück genommen, das Gesicht sowohl gegen den Sonnenbrand, wie auch gegen die herabträufelnde Tinctur schützte, und daß, in der Rechten den färbenden Schwamm, in der Linken den Spiegel, die Damen Venedigs (Vecellio sagt: „Alle oder doch die Meisten") stundenlang so beschäftigt auf ihren Dachaltanen in der Sonne saßen. Man braucht nur die Bilder der damals blühenden venezianischen Malerschule zu durchmustern, um sich zu überzeugen, wie sehr selbst der Kunstgeschmack zu jener Zeit für goldne Frauenlocken Parthei nahm.

Signora Aspasia hatte schon eine Stunde lang dieser wichtigen Tagesverrichtung gewidmet. Die begleitende Musik dazu bildeten die spöttischen Reden ihrer Nachbarin, einer Furlanerin, die sich von Zeit zu Zeit mit eingestemmten Armen am gegenüberliegenden Fenster zeigte und den diavolo dei superbi fließend im Munde führte. Aber erst die rechte Hälfte des Kopfes war gefärbt; denn so oft die schmälende Wasserträgerin wieder zum Vorschein kam, glaubte Signora Aspasia ihren Sticheleien mit gleicher Münze dienen zu müssen, und darüber vergriff sie sich beim Schwammanfeuchten in den verschiedenen Tincturen und mußte nach jeder solcher Unterbrechung von Neuem anfangen. Sie hätte sich gegen die Nachbarin leicht durch Vorziehen der Leinwandgardine schützen können, welche den Altan, wenn vorgezogen, nach

allen vier Wänden hin absonderte; aber es war ganz gegen ihre Gewohnheit durch solche Rückendeckung der Furlanerin, einen Schein von Ueberlegenheit im Gebrauch ihrer Zungenwaffe einzuräumen.

Nur mit Widerstreben fügte sie sich daher diesem Auskunftmittel, als der Klang einer Schelle im tiefer liegenden Stockwerk ihres Hauses einen Besuch ankündigte. Sie fuhr in ihrer Toilette fort, schloß indessen durch die schützende Leinwand die Wasserträgerin von dem Einblick in die weiteren Altanvorgänge aus, wofür sich jene durch einige stark gewürzte Vermuthungen über die Veranlassung dieses Segelstreichens rächte.

Kaum war die Absperrung vollendet, als der Kopf eines jungen Cavaliers auf der Altantreppe zum Vorschein kam und die ganze Gestalt sich gleich darauf die Stufen heraufschwang.

„Welche Bleidächergluth!“ rief er, den schwarzen Mantel von feinem Tuch aus Padua auf den Boden werfend und sich auf einem Atlasdivan niederlassend, dessen Purpur schon bis zu dem schüchternen Roth der Apfelblüthe verblaßt war. Er weitete den goldnen Gürtel, der, ein nur dem Dogensohne zustehendes Schmuckstück, in hoher Sommerzeit leicht lästig wurde.

„Und was führt Euch um diese ungewohnte Stunde her, Signor Socratino?“ sagte die schöne Eingewanderte, indem sie dem Cavalier den Handspiegel zum Vorhalten reichte, um ihre Herrschaft über ihn sogleich auch äußerlich ihm in's Gedächtniß zurückzurufen; „um diese Stunde, wo der hohe Sohn

der Republik kaum Audienz geben würde, wenn der Sultan mit den Schlüsseln von Constantinopolis zugelassen zu werden begehrte."

Eine deutlich verständliche Randbemerkung schallte von dem Fenster der Nachbarin herüber und schnitt dem Cavalier das Wort ab.

„Wer ist die Unverschämte?" rief er aufspringend und wollte die Gardine zurückziehen.

Aber Signora Aspasia nöthigte ihn durch eine halb unwillige Bewegung ihres schönen Kopfes auf seinen Sitz zurück.

„Haltet Euch ruhig!" sagte sie, den Schwamm in den unrechten Napf tauchend und die Arbeit der letzten Viertelstunde dadurch von Neuem vereitelnd; „s' ist eben meine gewöhnliche Toilettenmusik; in diesem jämmerlichen Quartier läßt sich's nicht anders erwarten."

Sie hatte auf die Cã doro oder einen ähnlichen Palazzo schon früher häufig angespielt, und ihr kam die Gelegenheit, den Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen, sehr erwünscht.

Aber der Dogensohn war für heute nicht völlig so gefügig, wie er es sonst zu sein pflegte.

„Was mich zu Euch führt," sagte er in gedämpftem Ton, „ist vollkommene Rathlosigkeit. Der Proceß des Cavaliere della Silva nera läßt sich nicht mehr in die Länge ziehen. Mugellio sagt mir, die auf mein Anstiften gegen jenen erhobenen politischen Verdachtgründe schienen im Rathe der Zehn durchzuschlagen. Möglich sei's, daß man ihn noch in einer dieser Nächte im Canal ertränke."

„Der arme Signor Tomasaccio!“ sagte Aspasia spöttisch, „also nicht einmal erdrosselt? Aber was liegt Euch denn daran? Hat sich die heilige Zahl seiner angenommen, da ist Euer Nebenbuhler ja beseitigt, und die principessa della Cã doro wird einmal ihrer Sprödigkeit entsagen.“

„Sie würde seinen Tod mir nie vergeben!“ versetzte der Andre und starrte vor sich hin.

Die Dame aus Treviso nahm den Spiegel wieder zur Hand, dessen sich Jener entledigt hatte, und tauchte den Schwamm in die goldgelbe Lauge.

Tomasa war ihr ein Dorn im Auge. Obschon von zweifelhafter Adelsabstammung, hatte Tomasa dem Dogensohne gegenüber dennoch seit seiner ersten Annäherung eine Stellung behauptet, deren Natur jene Andre zu begreifen völlig unfähig war. Von der veredelnden Strömung einer echten Neigung nie auch nur hauchweise berührt, meinte die Trevisanerin: kalte Berechnung und erheuchelte Sittlichkeit seien die Quellen einer Macht, welche die Nebenbuhlerin wider Willen seit Jahren über ihren hoffnungslosen Bewerber ausübte. Wie sich dieser fesseln ließ, hatte sie selbst auf alle erdenkliche Weise erprobt, ohne doch bis jetzt das untrügliche Arcanum gefunden zu haben, das ihn anders als vorübergehend und launenhaft an ihren Toilettenschemel kettete. Sie war gewitzt genug, um dem schwankenden Charakter des Dogensohns das Joch ihres Einflusses aufzulegen, aber gleichsam mit Rosen und betäubenden Orangeblüthen mußte sie's umwinden, damit er's trug, während jene Andere in ihrer herben Unzugänglichkeit als Herrin ihn in gemessner Ferne hielt, und er

ihr dennoch um so minder zu entrinnen vermochte. Der bessere Theil seiner Natur klammerte sich an die Versagende; die gemeine Seite seines Wesens — und es war mehr als die Halbscheidt — hing an den Lippen der Trevisanerin, eignete sich ihre, angebornem Mutterwitz entspringenden Pläne und Entwürfe als Selbstgedachtes an, rankte sich mit der Unselbstständigkeit der Schwäche um ihre immer schlagfertige Verstandesnüchternheit, und verschloß sich so der Nachhaltigkeit jedes, von der andern Seite über ihn ausgeübten Einflusses. Als er Tomasa zur Annahme des Palastes Cã doro bewogen hatte, war eben der Zweifel über die Echtheit ihres Adels in Aller Munde gewesen; auf demselben Grund und Boden sollte der Palast der alten Anafesto vor Jahrhunderten gestanden haben; Tomasa wurde durch die Wiedererlangung des alten Besitztitels, so faßte sie's auf, von der Republik selbst in ihren angestammten Ahnenrechten bestätigt. Sie dachte an den fernen Geliebten, dessen Ruhm zu ihren Ohren drang und fühlte sich ihm ebenbürtiger, seit sie in der Cã doro seiner Heimkehr warten durfte. Damals war sie halb Kind noch. Es kamen Tage, wo sich der Dogensohn ihr mehr und mehr näherte, wo seine Aufmerksamkeiten den Charakter von Werbungen annahmen, und wo sie mit Bangigkeit die Abhängigkeit ahnte, in welche seine bisherige Vertretung ihrer gefährdeten Interessen sie ihm gegenüber verflochten hatte. Dann folgte ein Jahr, während dessen die Nachrichten über ihren Geliebten ausblieben, während dessen es hieß, der Cavaliere della Silva nera sei am Bord einer Galeere verunglückt. Dann wieder ein andres, und das war länger

als jedes bisherige, wo die Vermuthung, ihr Freund verberge hinter jenem Beinamen seinen Familiennamen, wie er es im Scherze gegen sie einmal gethan hatte, wo diese ihre Vermuthung als völlig unbegründet erschien, und wo sich Scheinbeweise in Menge häuften, daß ihre Theilnahme auf völlig falscher Fährte schweife. Andre Jahre folgten, die sie in Trauerkleidern sahen, während der junge Dogensohn ihr, welche kaum die Gemächer der Cã doro verließ, als nachsichtiger Bewerber, dem übrigen Venedig als herablassender Liebhaber erschien, eine Volksmeinung, die er begünstigte, und die zur Folge hatte, daß kein Gondolier sich in die Nähe der Cã doro wagte. Seitdem war Rutker, dem Dogensohn unerwartet, nach der Lagunenstadt zurückgekehrt, und ehe dieser es verhindern konnte, hatte jenes unheilvolle Wiedersehen stattgefunden, das der politisch verdächtigte General der Republik noch immer in den Kellern des Inquisitionsgerichts abbüßte. Tomasa's Verhältniß zu ihrem bisherigen Beschützer war dadurch ein noch peinlicheres geworden. Nicht nur muthmaßte sie in ihm den Verfolger ihres Geliebten, und war von der leidenschaftlichen Bitterkeit gegen Jenen nur soweit zurückgekommen, als es das gefährdete Haupt des Freundes rathsam erscheinen ließ. Der Dogensohn selbst auch, bisher rücksichtsvoll in seiner Bewerbung, hatte eine andre Sprache angenommen; schon machte sich die Rückwirkung jener Verbindung geltend, die er — ein Geheimniß für Tomasa — in einem Anflug übler Laune inzwischen geknüpft hatte und die ihn um so rascher sinken ließ, je tiefer die Trevisanerin ihn am Boden wünschen mußte, um ihr Scepter ihm ganz

auf's Haupt legen zu können. Noch wagte dies Scepter nur vorübergehend seine Herrschaft geltend zu machen. Außer ihren Reizen, denen sie mißtraute, und außer ihrer Rathgebefähigkeit, die zwar oft, aber nicht täglich und stündlich zu verwerthen war, leitete die ehemalige Evangelista ihre Macht über den Dogensohn hauptsächlich aus einer Quelle her, für die sie in ihm nach Belieben das Bedürfniß zu wecken wußte. Ihm war aus der Kindheit eine Zigeunerprophezeiung im Gedächtniß geblieben, er werde jung und durch Selbstmord enden. Diese Erinnerung verfolgte und quälte ihn zuweilen Monden lang. Erst unter der Trevisanerin Einfluß fing er an, seine Todesbefürchtungen anfangs leichter zu nehmen, endlich selbst zu belächeln. Sie that es ihm vor, und da ihr Alles gut stand, machte er's ihr nach. Doch, wie sie die Falten von seiner Stirne wegscherzte, wußte sie auch durch eine bloße Anspielung auf jenes Horoskop sie wieder heraufzubeschwören, wenn sie, was selten geschah, vom Uebermuthe sich verführen ließ, mit so gefährlichen Waffen gegen ihn zu plänkeln.

Daß die gewesene Evangelista indessen von schönem Äußern war, soweit die Form allein zur Schönheit genügt, das hatte sie bis jetzt behütet, in jene Rolle gefährlichen Geheimwirkens zu verfallen, die ihr zehn Jahre später vielleicht natürlich gewesen wäre. Sie fühlte sich vom Glück begünstigt, und wenn die unbequeme Nachbarschaft der Furlanerin ihr auch hin und wieder Gedanken an eine stattlichere Behausung aufdrängten, und wenn sie auch, um dem Dogensohn unentbehrlicher zu sein, in seiner häufigen Rathlosigkeit ihm gescheide

Einfälle als Auswege an die Hand gab, so lag doch noch wenig berechnender Ehrgeiz dem Verhältnisse zu Grunde. Eben die eigene Unfähigkeit jedoch, der Nebenbuhlerin auf diesem unvermutheten Pfade zu folgen, ließ ihr diese ein Dorn im Auge sein, ein Dorn, der für sie keine Spitze gehabt hätte, wäre es ihr möglich gewesen, Tomasa zu verstehen.

Die Trevisanerin war mit der einen Seite ihres Kopfputzes fertig, als der Dogensohn noch immer unschlüssig vor sich hinstarrte.

„Guckt mir den zerbrechlichen Altan nicht völlig entzwei, Signor Socratino!“ hob endlich die Trevisanerin an; „Ihr laßt mich in diesem Rauchfang von Haus doch alt und kalt werden, ehe ich am Canal einen Palazzo bekomme.“

„Du sollst Deinen Willen haben,“ sagte der Angeredete, und warf den Spiegel von sich, den er gedankenlos sich von der Trevisanerin wieder in die Hand hatte spielen lassen, „aber rathe mir, wie das Urtheil der Inquisition zu verhindern ist. Sie nehmen gern, aber schwer geben sie heraus — diese geheimnißvollen Zehn. Ein beschriebenes Blatt in den Löwenrachen geworfen, und gleich fassen sie Jeden, der ihnen nur verdächtig ist. Aber den Verdächtigten wieder herausbringen oder ihre Hand zurückhalten, wenn sie zum Streiche ausholt, dazu reicht keines Menschen Macht in Venedig aus — und wär's die des Dogen selbst.“

Was der Dogensohn so leichthin bewilligt hatte, einen Palazzo am Canal grande, das war für die Trevisanerin nichts genug Alltägliches, als daß ihr nicht für alles Übrige während der nächsten fünf Minuten die Ohren taub gewesen

sein sollten. Sie hatte deshalb keine Antwort in Bereitschaft, als der Dogensohn eine Pause machte, um ihre Meinung zu hören.

„Macchiavelli," fuhr er fort, „erzählt von einem Seeofficier, der in den pozzi verschwand, weil er für staatsgefährlich gehalten wurde; er hatte nicht conspirirt, wie wir dem Cavaliere della Silva nachsagen ließen; sein ganzes Verbrechen war, daß er durch seine Beredtsamkeit eine Meuterei am Bord seines Schiffes unterdrückt hatte; das machte ihn staatsgefährlich; man fürchtete ihn, weil er zum Beherrschen der Masse geboren schien, und weil er diese Fähigkeit mißbrauchen konnte."

Die Trevisanerin hatte für dergleichen geschichtliche Citate, mit denen der Dogensohn freigebig war, keinen Geschmack. Sie war ein genießendes Kind der Minute; was brauchte sie die Lehren der Geschichte? Ihre Pläne gingen selten weiter, als wohin sie selbst sehen konnte, und dies war der Grund, warum ihre Anschläge gewöhnlich zum Ziele führten.

„Du läßt mich völlig allein reden," hob er von Neuem an, während die Trevisanerin überdachte, wie einem oder dem andern der Richter auf menschliche Weise beizukommen sei; „was verstehst Du freilich von Politik! Wo die Buchstaben C. D. X. (Consiglio dei X) das Wort führen, da gilt ein Menschenleben wenig. Ein Weib war auch wider Willen im Spiel, als der Greis Marino Falieri sein achtzigjähriges Haupt auf den Block legen mußte, weil's der Rath der Zehn so wollte. Bertuccio, Calendario und vierhundert Verschworne zog sein Sturz nach sich. Es war Keiner zu

retten, soviel auch darunter sein mochten, die ein Nebenbuhler grundlos verdächtigt hatte!" Er starrte von Neuem auf den Boden. Sein langsames Naturell konnte sich mit den möglichen Folgen des einmal Begonnenen, wenn sie nun Gestalt annahmen, nicht ohne Überwindung abfinden. „Aber was rede ich Dir von solchen Dingen!" schloß er unmuthig und nahm, indem er sich vom Divan erhob, den Mantel vom Boden auf.

„Ihr sprecht immer von zehn Richtern," begann Aspasia, indem sie ihren Strohhutrand einen Augenblick lüftete und den perlenden Schweiß von der Stirne tupfte. „Was läßt sich da machen? Früher habt Ihr mir einmal mit den drei Geheimnißvollen und ihrem Wächter gedroht, als ich Euch . . ."

„Nicht so laut!" unterbrach sie der Dogensohn gedämpften Tons. „Wie viele zu Gericht sitzen, weiß nur das Gericht der Zehn selbst. In politischen Sachen urtheilen meines Wissens nur Drei, denen ein Vierter beigegeben ist, um bei einer Anklage unter sich selbst, d. h. des Einen gegen den Andern, immer die Dreizahl vollständig zu erhalten."

„Das läßt sich hören," erwiderte die Trevisanerin und setzte den Strohhutrand wieder auf, wobei sie sich selbst so possierlich vorkam, daß sie auflachen mußte.

Ein äffendes Echo klang von dem Nachbarhause herüber, doch fern genug, um die zwei Politisirenden zu überzeugen, daß die schmälende Wasserträgerin in einem entlegenen Gemach beschäftigt war.

„Maledetto!" murmelte der Dogensohn.

Aspasia zuckte die Achseln, als sei's freilich unerhört, so lange schon solcher Nachbarschaft ausgesetzt gewesen zu sein.

„Nun," sagte sie zuversichtlich, „morgen gebe ich Sr. Herrlichkeit Audienz am Canal grande."

„Noch sprachst Du kein gescheides Wort," antwortete der Cavalier und drapirte sich in seinen Mantel, als schicke er sich an, fortzugehen.

„Geduld!" versetzte die Trevisanerin. „Wir haben noch acht Stunden bis die Nacht einfällt, und Ihr wißt, bei Tage wird Keiner von Inquisitionswegen ertränkt. Sagt mir doch, scherztet Ihr neulich in der Kirche ai Frati, als Ihr mir einen aus dem Rath der geheimnißvollen Drei zeigtet?"

„Den rothwangigen Contaricci?"

„Denselben!"

„Zeigte ich ihn Dir?" fragte der Dogensohn aufblickend. „Und was mit ihm? Nun ja, ich hab's aus guter Quelle, daß der im Rathe sitzt."

„Kennt er Euch?"

„Wie mich Venedig kennt."

„Und Ihr wißt nicht, ob er noch häufig Abends in die Calle Vallaressa geht — nur wegen der schönen Feigen aus Battaggia, versteht sich," setzte sie hinzu und verzog spöttisch den feingeschnittenen Mund.

„Ich kenne solche Schlupfwinkel nicht!" sagte der Dogensohn mit einem Anfluge von Hochmuth, den er bei passender Gelegenheit nicht ohne Würde zur Schau stellte.

„Laßt mich machen!" versetzte die Trevisanerin. „Mit der Fuste neben ihrem Palaste und der schwarzen Galeere

im Arsenal und dem Löwenrachen und dem Kopfverschleiern bei Hinrichtungen — mit all dem Dran und Drum ist's, glaub ich, nahbei gesehen, gar nicht so gefährlich. Die Richter sind eben auch keine Götter, und ihnen ist schon beizukommen, wenn man nur nicht über den Dogenhof zu ihnen will. Laßt mich machen! Mir ist's, als gäb' es eine gewisse Ninina, die im Rath der geheimnißvollen Drei die Stimmzettel mischt."

Der Dogensohn hatte nicht zum ersten Mal durch die Trevisanerin auf die einfachste Weise erreicht, was alle Staatsweisen der Republik auf dem staatsgeschäftlich feinsten Wege nicht erreicht hätten. Er ließ gern Andre die Sorge für Dinge übernehmen, die ihm selbst über den Kopf gewachsen waren, und die mancherlei lockern Bekanntschaften der Trevisanerin setzten sie dann häufig in die Lage, seine Zwecke ohne sein Zuthun zu fördern.

„Thu' was Du kannst, Aspasia," sagte er, sie zum ersten Male seit langer Zeit wieder mit dem Namen nennend, der in seinem Munde alle Mal einer Artigkeit gleichzuzählen war. „Fortgesetzter Kerker, — am liebsten ewige Verbannung — nur daß sie ihn am Leben lassen. Adio!"

Neunzehntes Kapitel.

Eine giftige Thräne.

Es mochte zuweilen vorgekommen sein, wie sich's diesmal ereignete, daß Ninina Dinge durchsetzte, die bereits abgemacht, und also nicht mehr durchzusetzen waren. Der Conte Contaricci pflegte dann mit scheinbarem Widerstreben zu versprechen und den Vorbehalt daran zu knüpfen, daß in den nächsten drei Monaten keine staatsweisen Petitionen mehr durch den Mund der schönen Fruchthändlerin an ihn gelangen dürften, ein Vorbehalt, mit dem es hinterdrein freilich nicht allzu genau genommen wurde. Ninina aber hatte den befriedigenden Wahn, von Neuem gezeigt zu haben, wie viel sie über den rothwangigen Conte vermochte. Wer sie zur Vermittlerin seiner Wünsche gemacht hatte, stand nicht an, durch ein schmuckes Geschenk sich den noch schmuckeren Advokaten für spätere Veranlassungen zu verpflichten.

Die Sache des Cavaliere della Silva nera hatte in der That schlecht genug gestanden. Nicht nur bedeckte ihn Kriegsruhm; das machte ihn staatsgefährlich. Daß sein leidender Zustand ihn ohnehin für lange Zeit dem Dienst der Republik entziehen mußte, kam hinzu, um seine Beseitigung auch als einen leicht zu verschmerzenden Verlust betrachten zu lassen.

Aber ein andrer Vorwurf persönlicher Art traf ihn, der

besonders Einen seiner Richter unerbittlich gegen ihn stimmte. Dem Palazzo Cornaro della Cã grande gegenüber war von einem Ausländer, den der Architekt nicht nennen wollte, der Bau eines mächtigen Marmorpalastes begonnen worden, die Sage berichtet: kurz, nachdem sich der Besitzer des erstern in einer von ihm veranstalteten Gesellschaft gerühmt hatte, von seinen Fenstern die schönste Aussicht in ganz Venedig zu haben. Die Marmormauer erhob sich bereits acht Fuß aus dem Wasser, als der beleidigte Inhaber der Cã grande die Einstellung jenes Baues durchsetzte, wie's scheint, auf Grund des Ausländerthums des Erbauers. Seitdem stockte das Unternehmen, und die Trümmer blieben, wie sie noch heute dem stolzen Palaste gegenüber liegen. Das Gerücht bezeichnete den Cavaliere della Silva nera als den Urheber dieses Bau's, und der nahbetheiligte eine Richter fühlte sich durch das ausgewirkte Interdict zu wenig für alle Fälle gesichert, um nicht den vermeintlichen Verkümmerer seiner gerühmten Aussicht mit größerer Strenge zu betrachten, als ihm sonst vielleicht nöthig geschienen hätte.

Zum Glücke für den Gefangenen wurden die Beschuldigungen gegen ihn durch eine Anzahl Bittschreiben gemildert, die eine weibliche Hand von Zeit zu Zeit dem verhängnißvollen Löwenrachen anvertraute. Sie wiesen immer von Neuem und zuletzt so wenig verschleiert auf eine durch Liebeseifersucht eingegebene persönliche Rache hin, daß der weibliche Sachführer die Unbetheiligten unter den Richtern auf die Seite des Beschuldigten brachte. Aber die Frage wegen der Gefahr, welche kriegerischer Ruhm eines Einzelnen dem

Staate bereite, war nicht damit beseitigt. Verbannung hieß soviel, als dem Feinde einen gefürchteten Feldherrn zuführen. Man mußte aussprechen, wohin sich der Verbannte wenden solle, um seine Schritte überwachen zu können. Für Cypern — seit dem Vermächtniß der schönen Katharina Cornaro, der Wittwe des Königs von Cypern, in Venedigs Besitz — für dieses fern gelegene Eiland entschied die Mehrheit. Der Cavaliere della Silva war bereits dahin unterwegs, als die Trevisanerin sich für einen gescheiden Einfall den Palast am Canal grande versprechen ließ, und als der rothwangige Conte Contaricci bei den Zumuthungen Ninina's, das bedenklichste Gesicht machte, dessen er nur fähig war.

Wenige Tage waren verflossen, als der Dogensohn durch Kundschafter die Gewißheit erhielt, der Kerker seines Nebenbuhlers sei gelüftet worden. Da, soviel seine Spione ermitteln konnten, weder eine Erdrosselung noch eine Erhängung mit verschleiertem Haupte, noch endlich gar eine Ertränkung im Canal stattgefunden hatte, schloß er richtig: man habe den Mittelweg, die Verbannung, gewählt. Er miethete am äußersten Ende des Canal grande, noch über die Fondaca dei Turchi hinaus, einen Palast für seine von Neuem tüchtig erfundene Rathgeberin, und die Trevisanerin ließ sofort auf dem Dache den unentbehrlichen Holzaltan herrichten. Die Leinwandgardinen des frühern Altans nahm sie mit, nicht weil sie ihrer Nachfolgerin sie aus Sparsamkeit entziehen wollte, aber weil sie Jener die Spottreden gönnte, mit denen sie selbst zwei Jahre lang von der Wasserträgerin überschüttet worden.

Es war in der Abendstunde, als des Dogensohns Gondel nach einer Woche Unterbrechung zum ersten Male wieder an der Marmortreppe der Cã doro anlegte. Tomasa hatte auf dem Balkon ihres Palastes vergebens den Brustbeklemmungen zu entgehen gesucht, die sie seit Monden heimsuchten. Dann war sie in ihre Gondel hinabgestiegen und hatte in der Nähe des vielgefürchteten Palazzo ducale die feuchte Abendluft eingeathmet, um ihrem Geliebten so nahe zu sein, als es die Strenge des Gesetzes zuließ. Ihre Gondel war nicht mehr blau, wie vor Zeiten, sie trug Trauer, wie ihre Herrin selbst, und wie sie wenige Jahre darauf der Doge Girolamo Priuli allen Gondeln auferlegte, seit Venezianische Nobili es der Dogaressa Cäcilia Dandolo an prunkender Ausstattung zuvor gethan hatten.

Des Dogensohns Fuß berührte eben die erste Treppenstufe, als Tomasa's schwarze Gondel in der Ferne sichtbar wurde und der Cã doro zuruderte.

Er blieb in Gedanken versunken stehen. So lange er Tomasa nicht gegenüberstand, übersah er allemal deutlich die Wege, die er wandeln wollte, um sie seinem Willen gefügig zu machen. Es lag aber immer — das bedingte die Natur seines Verhältnisses zu ihr — eine Lüge seinen Plänen zu Grunde. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Umsicht klügelte er die Haltung aus, die er ihr gegenüber einnehmen sollte. Jedes Wort hatte er sich vorgesagt, jede Antwort wußte er. Das Netz brauchte nur zur rechten Zeit zugezogen zu werden, und sie war überlistet. Trat er ihr dann jedoch unter die Augen streifte ihn nur ihr Blick, der so kalt, so

eisig verächtlich sein konnte, da zerfloß ihm sein feines Gewebe zwischen den Fingern wie ein Nebel, den die Sonne auftrinkt, und er fühlte gerade jene keckere Hälfte seines Wesens, die den Eingebungen der Trevisanerin folgte, plötzlich macht- und haltlos zusammensinken.

Ein Vorgefühl dieser Entmuthigung kam über ihn, als der sägenartige Eisenschnabel der schwarzen Gondel einen der Holzpfähle traf, welche zum Schutze der Marmorstufen die Ecken der Canaltreppen umstehen, und deren einige auch die Treppe der Cā doro schützten.

Doch ermannte er sich nach Möglichkeit. Bange Gedanken hatten ihn den ganzen Tag über verfolgt. Die Prophezeiung spukte wieder in ihm herum. Er hatte eben ihretwegen beschlossen, aller Langmuth heute Valet zu sagen und ein Mann des Augenblicks zu sein, um die eroberte günstige Stellung durch einen kühnen Schlag zu vollem Siege auszunutzen.

Mit dem Anschein bewußter Überlegenheit lüftete er das Barett und reichte der Venezianerin seine Hand, um ihr aus der Gondel zu helfen. Sie hatte schon diejenige ihres Dieners gefaßt und eilte mit flüchtigem Gruße an dem Dogensohn vorüber. Hinter ihrem rauschenden Gewande stieg er die Treppe hinauf, in den Staatssalon der Cā doro ihr folgend, wo ihn Tomasa zu empfangen pflegte, seit die dringendere Art seiner Werbung sie zu möglichst zurückhaltender Förmlichkeit nöthigte.

Sie nahm den Schleier vom Haupte und ließ sich auf demjenigen Sessel nieder, welcher der offenen Balkonthüre

am nächsten stand. Die Brustbeklemmung hatte sich wenig gelegt. Sie hielt sich daher der frischen Luft so nahe, wie sich's thun ließ, ohne die Vorüberfahrenden zu Zeugen des bevorstehenden Zwiegesprächs zu machen.

„Es ist heute Euer Namenstag, Tomasa," begann der Dogensohn, indem er unter seinem schwarzen Mantel das mit goldnen Agraffenklauen reich versehene Fell eines Königsmarders hervorzog, wie es die edlen Venezianerinnen damals, unbeschadet der ursprünglichen Bedeutung dieses Putzes, (gewisse schnellfüßige Thierchen nämlich aus der übrigen Kleidung fortzulocken) als Prunkstück an goldner Kette zu tragen pflegten. „Gestattet," fuhr er fort, „daß ich Euch dies kleine Angebinde verehre."

Tomasa war an Aufmerksamkeiten dieser Art gewöhnt. Sie hatte bemerkt, daß er in ihnen eine gewisse Befriedigung fand, und daß ihn ein wochenlanges Schweigen nicht in dem Grade verletzte, als wenn seine Festgeschenke zurückgewiesen würden, wie es anfangs immer mit ihnen der Fall gewesen war.

„Ich danke Euch, Signor Marco!" sagte sie, nach einem flüchtigen Seitenblick den Pelz auf die reiche Majolicaplatte eines nahestehenden Tisches schiebend und dann wieder zur offnen Balkonthüre hinausschauend.

Der Dogensohn rollte einen Polstersessel ihrem Sitze gegenüber, und nachdem ihn eine Handbewegung Tomasa's eingeladen hatte, Platz zu nehmen, legte er seinen Mantel über die Lehne und setzte sich schweigend nieder.

Erst jetzt sah Tomasa, daß er Trauerkleider trug. Sie

that, als habe sie's nicht beachtet, aber ein entsetzlicher Gedanke schoß ihr durch den Sinn, und sie blickte noch einmal nach dem Edelmann hinüber.

„Erschreckt nicht, Tomasa!“ sagte dieser, ihren Blick auffangend und verstehend. „Noch ist der Schlag nicht geschehen.“

Er blickte nieder, denn vor Tomasa's klarem Auge begann sein Plan zu Schanden zu werden, ehe die Lippe ihn noch verrathen hatte.

Mit halbgeschlossenen Augenlidern und gesenktem Blick fuhr er dann fort: „Meine Kundschafter haben mir vor zehn Minuten die Nachricht gebracht, des Angeklagten Urtheil werde heute Nacht gefällt und vollzogen.“

Tomasa hatte zu lange die Qualen der angstvollsten Ungewißheit ertragen, um nicht jede Nachricht mit Ungeduld einzufangen, die noch ein Lebenszeichen enthielt. Ihre Verachtung gegen den gemuthmaßten Anstifter der Untersuchung kämpfte mit dem Verlangen, durch diesen einzigen, ihr erreichbaren Zwischenträger von der Lage der Dinge unterrichtet zu werden, wie zweifelhaft ihr auch seine Wahrhaftigkeit erscheinen mochte.

„Was wißt Ihr?“ rief sie mit halb versagender Stimme. „Ich bin auf Alles vorbereitet!“

„Mir ist ein Zeugniß unter der Hand abgefordert worden,“ antwortete der Dogensohn zögernd, „ein Zeugniß, welches sich auf den Angeklagten bezieht und das dahin führen müßte, das Todesurtheil in Verbannung umzuwandeln, wenn . . .“

„Wenn Ihr es geben wolltet?“ unterbrach ihn Tomasa,

und ihre Hände klammerten sich krampfhaft an das Polster, auf dem sie saß.

... „Wenn nicht,“ fuhr der Edelmann fort, „unter den Richtern Bedenken entstanden wären, ob mein Zeugniß unpartheiisch genug sei, um zugelassen werden zu können.“

„O! sie haben Recht!“ rief die Venezianerin mit einem Blicke auf den Dogensohn, vor dem sein Auge sich wieder zu Boden senkte.

„Es hat sich das Gerücht verbreitet, — ich weiß nicht durch Wen —“ fügte er betonend hinzu, „ich nähme Parthei gegen den Angeklagten, um Eure Hand, Tomasa, zu gewinnen ..“

Er stockte von Neuem. Als aber Tomasa nicht antwortete, fuhr er unsichern Tones fort: „So gern ich Euch nun den Beweis meiner Theilnahme für den Cavaliere della Silva bethätigte — so gern ich für ihn zeugte, — ich kann's nicht, man weist mein Zeugniß ab. Man erwartet, es werde feindlich lauten, und will sich nicht zum Werkzeuge einer Privatrache machen lassen.“

Die letzten Worte kamen stotternd heraus; Tomasa nickte bedeutsam.

„Venedig ist denn also — — meiner Meinung, Elender!“ wollte sie hinzusetzen, aber sie vollendete den Satz nicht und drängte in ihre schwerathmende Brust zurück, was schon auf ihren Lippen schwebte.

„Venedig,“ ergänzte der Dogensohn, „wußte nicht anders, als daß Bedenklichkeiten meines Vaters bis jetzt unserer Verbindung im Wege standen. Die jetzige Auslegung meines

Verhältnisses zu Euch, Tomasa, ist neu. Verantworte die Folgen, wer die Schuld des Geheimnißbruches trägt."

Tomasa's bleiche Wangen färbten sich. Waren ihre Briefe seinen Kundschaftern in die Hände gefallen? Wußte er um Alles? Fast schien's unzweifelhaft. Aber sie täuschte sich dennoch. Er hatte von ihren Briefen keine Kenntniß, ahnte nicht einmal ihr Vorhandensein; was er vorbrachte, war nur der Wiederhall mißachtender Äußerungen, die ihm in letzter Zeit von mancher Seite geboten worden waren.

„Dieß ist der Grund, warum ich in Trauerkleidern vor Euch erscheine," hob er wieder an. „Ich halte den Angeklagten seit einer Stunde für einen verlornen Mann; denn der einzige Zeuge, der noch die Schale zu Jenes Gunsten neigen machen könnte, darf nicht reden, weil ein Gerücht im Umlauf ist, das ihn zum beleidigten Nebenbuhler stempelt."

So lange sich die Venezianerin auch in Mißtrauen gegen ihren Bewerber gestählt hatte, — bei den letzten Worten und der Erinnerung an den Geliebten schwindelte ihr Kopf doch zu sehr, als daß sie kühler Überlegung fähig gewesen wäre. Sie rang die Hände und brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Dogensohn war im Begriff, die letzte Fassung zu verlieren; er hatte viel zu wenig Kraft, um die Ausgeburten seiner eignen phantastischen Ränke ertragen zu können, wenn sie nicht mehr dem Verwahrsam seiner Hirnschale angehörten.

„Beruhigt Euch, Tomasa!" rief er aus, indem er der Halbohnmächtigen zu Hülfe eilte.

Aber sie raffte ihre Kräfte zusammen; der verhaßte Ton seiner Stimme gab ihr das verloren gegangene Gleichgewicht wieder.

„Beruhigt Euch!“ rief sie mit hochgehobner Stimme, „beruhigt Euch? — Und das von Euch? — Mörder! —“

„Mörder!“ wiederholte der Dogensohn tonlos. Die Thränen hatten ihm in den Augen gestanden. Das Wort peitschte ihm die Flammen des Zorns in's Gesicht, und als er den Boden stampfte, fühlte er weder Reue noch Mitleid, noch Zaghaftigkeit mehr. Der gemeine Theil seiner Natur kam zum Durchbruch. Er dachte an die Trevisanerin, und ihm war's, als turnire er unter dem Einfluß ihrer Augen und höre ihren ermunternden Zuruf.

„Mörder!“ wiederholte er nochmals. „Beim heiligen Marcus! Noch vor Sonnenuntergang verkünden die Galeeren im Arsenal die Hochzeit des Dogensohnes, oder der Cavaliere della Silva nera ertrinkt diese Nacht wie ein kranker Hund im Meere.“

Tomasa war auf die Knie gestürzt und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Er ließ sie liegen. Ihn freute der Wiederhall seiner Stimme in den Winkeln des hohen Saales. Er fühlte, daß er im Vortheil sei, daß er sie meistern werde.

„Ihr habt meine Liebe von Euch gestoßen,“ begann er mit dem Bewußtsein seines Übergewichts, „Ihr habt mich gereizt, mich verachtet, mich dem Spott Venedigs preis gegeben — dafür werdet Ihr mir in dieser Stunde vor den Augen ganz Venedigs im Marcusdome Eure Hand reichen,

zu meiner Sühne, nicht zu verliebter Tändelei, zur Reinigung meines in Venedigs Angesicht befleckten Namens."

Tomasa schauderte, doch war's fast mehr ein Körper-, als ein Seelenschauder; denn was er sprach, hatte sie nicht verstanden. „Wie ein kranker Hund im Meere!" Das klang in ihren Ohren nach, und immer sah sie die schlimme Galeere mit dem vielsagenden C. D. X. am Bug, und sah einen Verurtheilten gefesselt in die kühle Tiefe stürzen.

„Was habt Ihr gesagt?" begann sie, wie im Traume redend, als des Andern Stimme schwieg, und nur sein Tritt das Parquetgetäfel erschütterte. „Ist noch Hülfe?"

Der Dogensohn stand still.

„Wenn jener Verdacht niedergeschlagen werden kann," antwortete er, die Venezianerin nicht anblickend; denn schon wollte die Heftigkeit nicht mehr ausreichen, in die er sich hineingearbeitet hatte.

„Und wie schlägt man ihn nieder?" begann sie matten Tones von Neuem.

Sie öffnete in Gedanken die Kapsel eines Ringes, desselben Diamantringes, den Rutker in jener Verderbensnacht an ihrer Hand erblickt und dessen fremdartig unstätes Wasser ihn zweifelhaft gemacht hatte, ob der scheinbare Diamant nicht eine wirkliche Flüssigkeit sei, von krystallner Kapsel künstlich umgeben. Er hatte nicht geirrt; es saß ein Tropfen darin, der allem Erdenleid rasch ein Ende machen konnte. Aber Tomasa's Gedanken waren nicht bei dem Ringe.

„Wie schlägt man den Verdacht nieder?" wiederholte sie dringender, da keine Antwort erfolgt war.

„Durch unsre Vermählung!“ sagte der Dogensohn mit erzwungener Sicherheit, ohne aufzublicken.

Eine lange Pause folgte.

Der Venezianer stand gesenkten Blickes da, mit der letzten Anstrengung aller seiner Kräfte sich gegen die Zaghaftigkeit stemmend, die in entscheidenden Lebenslagen ihn zu befallen pflegte.

Tomasa hatte ein neuer Schauder durchbebt. Durch unsre Vermählung! klang es fort und fort in ihrem Kopfe. Ihr war's, als habe sie die gewaltige Bedeutung dieses Wortes nie zuvor verstanden, als öffne ihr's erst jetzt den ganzen Schatz seiner entsetzlichen Geheimnisse und schüttele wie giftige Molche Ahnungen in ihren Busen, die ihren Herzschlag zu lähmen drohten. Durch unsre Vermählung! War sie denn nicht eines Andern Braut? War ihr Mund, ihr Herz, waren Körper und Seele nicht dem Jugendgeliebten geweiht, waren sie nicht durch ihn geheiligt?

In ihr kämpften die widerstrebendsten Gefühle. Sie flehte zum Himmel, daß er einen Blitzstrahl herabschleudre und sie von der Qual, selbst wählen zu müssen, erlöse, daß er ein Ende mache ihrer Verwirrung. Aber plötzlich hob sich ihr tief hinabgebeugter Kopf. Auf den Ring war ihr Blick gefallen. Sie starrte mit funkelndem Auge die Kapsel an, die sie gedankenlos geöffnet hatte, und versuchte hastig, sie zu schließen. Ängstlich wandte sie sich nach dem Dogensohne um. Er hatte das Öffnen der Kapsel nicht bemerkt. Noch immer stand er gesenkten Blickes da. Eine freudige Röthe überflog ihre Wangen. „Wenn ich einwillige,“ sagte sie, und

verbarg die Hand mit dem erst halb wieder geschlossenen Ringe, — „wann würdet Ihr da das Zeugniß ablegen?“

Des Angeredeten Wimpern hoben sich; um seine Lippen spielte ein Zug, der fast wie Lächeln aussah. „Gleich nach der Einsegnung,“ sagte er, vergebens bemüht, dem forschenden Auge Tomasa's ohne den Schein eines Hintergedankens zu begegnen.

„Und Ihr seid sicher, ihn zu retten?“

Einen Augenblick versagte dem Dogensohne die Stimme, dann klang es zurück: „Ich schwör's!“

Eine abermalige Stille folgte. Tomasa's Herz pochte gegen das schwarze Seidenmieder so heftig, daß sie die Hand darauf pressen mußte. Die Krystallkapsel öffnete sich bei dieser Bewegung auf's Neue, und ein klarer, giftiger Tropfen quoll langsam über ihre Hand. Sie fühlte es nicht, denn die heftige Erregung hatte ihre Brustbeklemmung wieder zunehmen lassen, und vor ihren Augen verwirrte sich Alles, was sie umgab. Als sie nichts antwortete, blickte der Dogensohn auf; er bemerkte das Wiederkehren der Wangenblässe, er sah sie schwanken.

„Stehet auf!“ sagte er, ihr zu Hülfe eilend, und reichte der noch immer Knieenden zum Aufstehen die Hand. „Trocknet Eure Augen!“

Die verhaßte Berührung gab der Venezianerin ihre halbgeschwundene Besinnung zurück. Sie suchte sich aufzurichten, aber sie fühlte solche Schwäche, daß sie, in den Sessel gesunken, die von dem Dogensohn gefaßte Hand nicht zurückzuziehen vermochte.

Noch perlte der klare Tropfen langsam über das durchsichtig blaue Geäder der Hand, den Thränen nicht unähnlich, die, nun die innere Bewegung dem Ermatten gewichen war, von Neuem über ihre Wangen herabrollten.

Des Dogensohnes Kraft brach bei dem Anblick der Gequälten zusammen. Unfähig, ihrem Schmerz länger zuzusehen, beugte er sich über ihre benetzte Hand, um seine Lippen darauf zu pressen. Er küßte den Tropfen fort.

Tomasa durchzuckte es eisig. „Was thatet Ihr, Rasender!“ rief sie, die offene Kapsel erblickend und mit verzweifelter Anstrengung ihre Hand ihm entreißend.

Des Dogensohnes Augen starrten sie weit offen an.

„Ihr seid vergiftet!“ rief Tomasa von Neuem. „Rettet Euch! Hülfe! Hülfe!“

Sie wollte sich aufrichten; mit Anstrengung aller ihrer Kräfte stemmte sie sich aus dem Sessel auf. „Hülfe! Hülfe!“ schrie sie noch einmal, so laut ihre angstgepreßte Brust den Ton herausgab. „Unseliger! Ihr tranket das Gift, das ich für mich bereit hielt!“

Aber des Venezianers Wangen hatten sich schon entfärbt, seine Hände zuckten in der Luft, als suchten sie nach Etwas, dann stürzte er mit schwerem Dröhnen leblos auf den Estrich.

Von einer Ohnmacht befallen, brach Tomasa neben ihm zusammen.

Zwanzigstes Kapitel.

Im Rausch?

Der Bruder Hans war nicht wenig erstaunt, als er, nach der für den Zuger verhängnißvollen Nacht, den Dornstetter morgens wohlbehalten in der Thüre seiner Taverne stehen sah. Des Wirths Gesicht wurde beim Anblick des Mönches kreideweiß. Er hatte sich selbst noch kaum von dem Schrecken der eben gemachten Entdeckung erholt. Die Unmöglichkeit erwägend, sich von dem Verdachte des Todtschlags rein zu waschen, ja im ersten Augenblicke selbst nicht sicher, ob er im Rausch der verstrichenen Nacht nicht Hand an den Fremden gelegt haben könne, war er auf den nächstliegenden Gedanken verfallen, den Vorfall geheim zu halten. Er hatte deshalb den Todten hinter das Haus getragen, und wollte ihn in einem abseits gelegenen Stück Feld unbemerkt verscharren. Um von Niemandem gestört zu werden, hatte er die Tochter auf die entlegene Bäckerei geschickt. Aber sein Hauswesen war so sehr verfallen, daß kaum noch andres als kriegerisches Geräth in den Winkeln zusammenzusuchen war. Das Grabscheit hatte manchen Monat verrostend auf dem brachen Feldstücke, links vom Hause, gelegen, bis Wendel Wippel sich seiner erbarmte und es für wenige Pfennige dem Sakristan zu Kirchzarten überließ, dem sein Haingartengeräth schon lange nicht mehr tüchtig dünkte. Der Dornstetter war

eben nach vergeblichem Suchen auf seine Schwelle getreten, um nachzusinnen, wie sich das entführte Wirthschaftsstück ersetzen ließ, als der Bruder Hans aus dem Waldpfad in's Freie trat und den Wirth gewahrte.

Dieser bemühte sich vergebens, seine Fassung zu behaupten. Der Landsknecht in ihm konnte nicht zu Worte kommen, so sehr er auch eine kriegerische Haltung anzunehmen versuchte. Er verbarg die Hände; denn es kam ihm in's Gedächtniß, daß Blutspuren schon manchen Unschuldigen an's Hochgericht gebracht hatten, und er meinte etwas Feuchtes an den Fingern zu fühlen — er wagte nicht hinzusehen.

Der Bruder Hans nahm an, daß der nächtliche Ueberfall des Bettelmeyers für diesen unglücklich abgelaufen sei. „Was ist Euch, Genz Funk?" sagte er, und trat in die Taverne.

Der Angeredete war bei des Mönches Näherkommen in's Haus zurückgegangen und deckte mit seinem breiten Rücken den Eingang in das blutgetränkte Schlafgemach, dessen Thüre seit geraumer Zeit weit offen stehend, sich gegen den Estricht klemmte und nicht schließbar war.

Der Dornstetter hatte noch nicht geantwortet, als des Mönches Auge schon zwischen des Andern gespreizten Beinen die Spuren auf des Schlafgemachs Boden entdeckte.

„Wer war's?" fragte er mit derjenigen Kaltblütigkeit, die ihn selbst den Verwegensten unter seinen Gesinnungsgenossen zuweilen unheimlich machte.

„Ein fremder Mann, ein Schweizer," erwiderte der Wirth, Athem schöpfend und den Zutritt freigebend. „Man

hat ihn in meinem eigenen Bett heute Nacht erschlagen; eben erst entdeckt' ich's selber."

Der Mönch hatte nur durch das gestrige Erbschaftsprotokoll von der Anwesenheit eines Fremden im Stiftsgebiet Kenntniß erhalten, und sein heutiger Morgengang war zum Theil durch diese ungewöhnliche Nachricht veranlaßt worden. Es blieb für das Kloster immer kein Nachtheil, wenn ein begüterter Fremder auf seinem Gebiete das Leben einbüßte. Nicht nur beerbte es den Erschlagenen, so weit seine erreichbare Habe in Betracht kam, auch des Todtschlägers Eigenthum verfiel zu einem Dritttheil dem Kloster, während zwei Dritttheile und die Person des Mörders selbst dem Vogt überantwortet wurden. Diese geschäftliche Seite des Vorfalls erforderte nach des Mönches Verfahrungsart die nächste Berücksichtigung.

„Was hat der Fremde bei sich geführt?" fragte er, und sah sich nach dem Gegenstand seiner Nachforschung um.

„Ich wollte ihn draußen verscharren," versetzte der Wirth, allmälig sich wieder fassend, „man hätte doch Verdacht gegen mich haben können. Nun Ihr hier seid, seht Euch selbst Alles an. Ich lege keine Hand weiter dran. Schreibt auf, was er bei sich führt, und an Zeug werth ist. An der Krippe hab' ich's auch schon schnuppern hören. Er muß beritten gewesen sein. Potz Marter! hab ich mich doch erschrocken."

Der Mönch wollte gleich das Pferd in Augenschein nehmen. Es fiel ihm indessen ein, woran er bei der Ansicht des Protokolls schon gedacht hatte, daß sich unter der Maske des Holzhändlers doch am Ende ein Halbverschollener wieder in

des Stiftes Bereich gewagt haben könne. Er überzeugte sich daher vor Allem von der Grundlosigkeit dieser Besorgniß. Rutker war es nicht. Was den Fremden in den Wald geführt hatte, ließ sich nicht ausfindig machen. Nur ein kleiner Pergamentbehälter, worauf einige Namen zu lesen waren, fand sich vor. Außerdem in einer Geheimtasche des feinen Tuchwamses ein halbes Dutzend schweizer Goldstücke sammt etwas kleiner Münze. Beides nahm der Bruder Hans in Verwahrung. Dann ging er in den Stall und sah mit Befriedigung den gedrungenen Schweißfuchs an der leeren Krippe stehen. Das Thier blickte mit klugem Auge nach dem Eintretenden und schien seinen Herrn zu erwarten. Da er nicht kam, schnupperte es in dem Hafertrog umher, als müsse es den unbekannten Gesichtern wohl etwas deutlicher zu verstehen geben, was sein Herr ihm schon am Wiehern abzuhören pflegte, daß nämlich hohe Zeit zum Morgenimbiß sei.

Beide Eingetretenen hatten indessen für die Zeichensprache des Thieres keine Aufmerksamkeit. Dem Dornstetter lag der gehabte Schreck noch zu schwer in den Gliedern, und den Bruder Hans trieb es, die nöthigen Anweisungen zu geben, damit der Thatbestand formgemäß festgestellt und gegen den Dornstetter das peinliche Verfahren eingeleitet werde. Er ahnte zwar den wirklichen Verlauf des Todtschlags, aber die Gelegenheit, sich des Dornstetters auf hochpeinliche Weise zu entledigen, war zu günstig, als daß man sie sich hätte entgehen lassen dürfen. Um seines Zweckes sich zu vergewissern, steckte er zu passender Benutzung unbemerkt des Dornstetters

Messer bei, das neben dem Spieß auf dem Holzblock am Herde lag.

Der Bruder Hans war kaum in die Abtei zurückgekehrt und hatte dem Probst von dem Vorfall Nachricht gegeben, als sich schon der Waibel auf's Pferd schwang, um dem Vogt die nämliche Mittheilung zu überbringen. Nach dem herkömmlichen Brauch mußte dieser dann ungesäumt die Verhaftung des erwiesenen oder wahrscheinlichen Mörders vornehmen und all sein Eigenthum mit Beschlag belegen. Darauf hatte er vierundzwanzig auf Gotteshausgütern seßhafte Männer zu berufen, damit sie an dem Schwibbogen bei der Wegscheide über den Mörder Gericht hielten. Wollte der Vogt die Gerichtsstätte anders wohin verlegt wissen, so hatte er das Recht dazu; nur durfte der von ihm statt jener bezeichnete Ort nicht außerhalb der vier Zeichen oder Gebietsmarken gelegen sein. War der Mörder nicht gefangen worden, so lud man ihn dennoch durch lauten Namensaufruf vor die vier Zeichen und sprach bei seinem Nichterscheinen auch das Urtheil über den Abwesenden. Der Abt oder sein Vertreter durfte allen diesen Gerichten beisitzen. Als Diener der Kirche aber sollte er nur über Hab und Gut, nicht über Leib und Leben richten, weshalb es Brauch war, daß der Abt aus den Schranken trat und seinen Stab dem Vogt übergab, sobald die Berathung bis zum hochpeinlichen Spruche gediehen war. Nach gefälltem Urtheil mochte er seinen Platz neben dem Vogt wieder einnehmen.

Ueber die Zeit der Sitzung waren die Bestimmungen nicht allenthalben gleich. Zwischen neun und zehn Uhr be-

gannen sie an einigen Orten, um sieben Uhr früh und auch erst um die Mittagsstunde an andern. Handelte es sich nicht blos um einen einzelnen Fall, sondern umfaßte der Gerichtstag Alles, was sich seit der letzten Sitzung zugetragen hatte, so war jeder zum Gotteshausgebiet Gehörige zu erscheinen verpflichtet, es sei denn, daß er weniger als sieben Fuß weit und breit inne hatte. Sein Ausbleiben wurde gewöhnlich mit drei Schilling Pfennigen gestraft. Der Meyer oder auch der Waibel mußte die Ladung acht, in einigen Orten auch vierzehn Tage zuvor Jedem verkünden, und wo er den Geladenen nicht zu Hause fand, einen Stein vor der Thüre umkehren. Solche Dinggerichte gab es meistentheils zwei oder auch drei im Jahre und zwar zu Mai und Herbst oder aber zu St. Hilarientag (zwanzig Tage nach Weihnacht), auf Maien und zu St. Martinstag; doch wichen auch hierüber die Bestimmungen unter einander ab. Ebenso war die Reihenfolge der vorzunehmenden Sachen nicht allenthalben gleich. In einigen Orten ließ man über Wittwen und Waisen zuerst Recht sprechen. In andern kamen Erb' und Eigen in erster Reihe, dann Wittwen und Waisen, dann Frauen, dann Gäste, dann Hofgenossen und zuletzt erst Vogt und Statthalter; noch in andern mußten zuerst die Ansprüche des Gotteshauses erledigt werden, und gewöhnlich entschied man demnächst über die kleinen Frevel und dann erst über die großen. Einen Gast mußte der Amtmann (z. B. in Burgau) täglich richten, hochzeitliche Tage (d. h. Ostern, Pfingsten, Weihnacht) ausgenommen, ebenso Sonntage und der Zwölf-

Botentag (Montag vor St. Barnabas). Die auf solchen Gerichten zur Erledigung kommenden Sachen waren mannichfacher Art und je nach den Bestimmungen der Rodel unterschieden. Wollte ein Verleumdeter sich rechtfertigen, so mußte der Vogt drei Tage vor dem Termin die Verleumder vorfordern. Erschien Keiner, so war Jener gerechtfertigt. Stellten sich, die ihm Böses nachgeredet hatten, und er wurde schuldig befunden, so ward über ihn gerichtet. Wer des Vogts Huld durch die Ehe mit einer Ungenössin oder sonst wie verscherzt hatte, der hatte sie wieder zu gewinnen; drei Tage und sechs Wochen bewilligte ihm zu diesem Zwecke der Rodel von Zarten; waren diese ungenützt verstrichen, so mußte der Vogt ihn bis auf die Mitte des Rheins oder Schwarzwalds geleiten und ihn solcher Art aus der Gemeinde scheiden. Griff er ihn aber später einmal, so mochte er mit ihm nach „seiner Gnade“ verfahren. Das Weisthum von Bülbeken bestimmt, daß wo Etwas im Angesicht von Vogt und Probst durch Zweikampf entschieden wird, zwei Dritttheil der Buße dem Probst und das letzte Dritttheil sammt dem Erschlagenen selbst dem Vogt verfallen sind. Auch wegen Eheansprechen gab es an einigen Orten Bußen, die den mit einem Korbe Heimgesandten nicht minder zu Statten kamen, als dem Gebietsobern. Der Ehezwang, so scheint's, wurde dadurch für die nicht ganz Mittellosen aufgehoben. Doch finden sich diese Bestimmungen nicht in den Weisthümern diesseits des Rheins. „Es ist ze wissent,“ heißt's im Ossinger Weisthum, „wer och, ob ein Mann ze Ossingen ein Jungfrowen oder ein frowen uff geistlichen gericht der e ansprech und by inn nit behueb, die ist verfallen

einem herren X pfund und dem man och X pfund pfennig Schaffhuser Müntz." Ähnliche Strafen verhängen die Rodel von Neukilch, von Altregensperg, von Andelfingen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Über den Rhein!

Als der Bruder Meinhart zur festgesetzten Stunde vergebens an der Schleuse gewartet hatte, machte er sich nach des Dornstetters Taverne auf den Weg, wo er den Schweizer zu finden hoffte. Er war noch nicht an der Wiese vorbei, welche der Quellgraben hinter der Herberge berieselte, als ihm des Wirths Tochter händeringend entgegen kam. Den Korb mit Brod, den sie in ihrer Rathlosigkeit in der vom Klosteramtmann besetzten Taverne nicht von den Schultern genommen hatte, ließ sie auf den Boden gleiten und hielt ihre Hand, in Thränen ausbrechend, vor die Augen.

„Was ist geschehen, Dorly?" rief der Mönch, auf sie zueilend und sich umschauend, ob Menschen in der Nähe seien. Und als sie nicht antwortete, suchte er ihre Hand von den Augen zu ziehen, damit ihr Blick zum Wenigsten ihm sage, was ihr begegnet sei.

„Der Vater . ." schluchzte Dorly, und konnte vor Aufregung nicht weiter reden.

„Hat er Dich wieder geschlagen?“ fragte der Mönch, und ballte unwillkürlich die Hand.

Sie machte eine verneinende Bewegung.

„So bist Du ihm entlaufen?“ fragte er wieder.

„Todt . .“ stammelte sie heraus, „der Fremde — heut' Nacht . . .“

„Todt?“ rief Meinhart entsetzt. „Wer von Beiden ist todt?“

Das Mädchen rang von Neuem die Hände. „Der Vater soll ihn erschlagen haben.“

„Den Schweizer!“ brach Meinhart aus. „Großer Gott! Was steckt dahinter!“ Er dachte in diesem Augenblick an ihr gestriges Zwiegespräch, das der Dornstetter belauscht und dem Bruder Hans überbracht haben konnte.

„Geschah's im Streit?“ fragte er, den Kopf bedenklich schüttelnd.

„Ich weiß von nichts,“ sagte Dorly, ihre Fassung nach und nach wieder erlangend. „Der Klosteramtmann sitzt drinnen, er hat mich fortgeschickt; die Taverne solle geschlossen werden, mit dem Vater sei's aus, er habe einen Fremden heut' Nacht erschlagen; ich möge sehen, wo ich unterkomme.“

Sie brach von Neuem in Thränen aus; ihre hülflose Lage und die Jähheit des Ereignisses hatten sie noch kaum über das Nächstliegende zur Besinnung kommen lassen, daß nämlich der Mörder ihr eigner Vater sei, und daß sein Leben nur noch nach der Gnadenfrist von Stunden, höchstens von Tagen zähle. War es Mangel an Kindesliebe, daß sie nicht das Entsetzlichste am Ersten und Heftigsten empfand? Ge-

wiß! Aber auch die Liebe des Kindes hat einen Vater oder eine Mutter nöthig, um daß ihr Keim zur Entwickelung gedeihe, und Dorly hatte ihre Mutter kaum gekannt, ihren Vater nie mit Kindesaugen angesehen. Soweit ihr Gedächtniß zurückreichte, war Furcht und Zittern Alles, was sie mit ihm in Zusammenhang zu bringen wußte, und ihr eignes Leben war mehr als einmal durch ihn in Gefahr gewesen. Wäre sie dem Dornstetter nicht durch Bande des Bluts verknüpft gewesen, die Natur ihrer Stellung in der verfallenen Taverne hätte es erklärlich gemacht, wenn sie jetzt, wie von einem schweren Traum erwacht, aufathmete. Aber ein dunkles Gefühl des Zusammenhangs, wie es die zertretenen Keime in ihrem Herzen noch unklar zuließen, beherrschte sie in diesem Augenblicke und preßte ihr die Brust zusammen, ohne daß sie selbst es zu verstehen fähig war.

„Wohin haben sie den Vater gebracht?“ fragte der Mönch nach einer Weile stummen Überlegens.

„Ich weiß von Nichts,“ antwortete das Mädchen, von Neuem ihren Thränen freien Lauf lassend.

„Ich werde im Kloster schon Alles erfahren,“ versetzte der Andre; „ehe das Gericht am Schwibbogen zusammengebracht ist, kann nicht über sein Leben Recht gesprochen werden.“ Er sann von Neuem nach, denn das Mädchen mußte ein Obdach finden, und es galt vor Allem, darauf hinzuarbeiten, daß der Bruder Hans sie aus den Augen verlor.

Ein Gedanke, der ihm schon früher oft gekommen war, hatte sich seit der Zusammenkunft mit dem Fremden wieder mächtig vorgedrängt: das Kloster zu verlassen, fortzugehen,

wie es damals so viele Mönche gethan hatten und immer noch thaten, über den Rhein, in's Schweizerische zu flüchten und dort sich den Evangelischen anzuschließen. Schon in dem nahen Waldshut gab es genug Uebergetretene; des Reisepredigers Dr. Balthasars Anhänger waren kein verächtliches Häuflein, wenn sie ihr Bekenntniß auch geheim halten mußten. Was ihn bis jetzt zurückgehalten hatte, war seine Anhänglichkeit an den ältesten Klosterbruder, den ehrwürdigen Vater Rustenus, war der Gedanke an seine Mutter, an Dorly, mit der er aufwuchs, bis ihn das Kloster aufnahm, war auch die Scheu vor gewagten Unternehmungen. Von den Lehren der Evangelischen hatte er Manches gehört. Sie stießen ihn nicht ab, ob er auch zu wenig der damaligen religiösen Bewegung auf den Grund zu sehen vermochte, um ihren eigentlichen Kern zu begreifen. Daß man drüben die Klöster aufhob, war das Wesentliche, was ihn anzog. Die Auswüchse des Klosterlebens und der Klosteroberherrlichkeit hatte er zu nahe vor Augen gesehen, um nicht seinen Stand gering zu schätzen und sich aus der Theilhaftigkeit an den Bedrückungen und Härten hinauszusehnen, die er als Einzelner nicht verhindern konnte. Seit der Zuger ihm gestern in die Seele geredet hatte, war ihm selbst der Becher Wein vergällt worden, den der Stifter seiner Ordensregel den Benediktinern gestattet. Die Angelegenheit mit dem Kinde der Fränkischen warf lange Schatten auf seinen Weg, so oft er auf einsamen Wanderungen des geheimnißvollen Treibens seiner Mutter gedachte. Er sah sich, unthätig und doch mit verantwortlich, in ein Gewebe verstrickt, das ihn zu

Boden zog, ohne daß er die Kraft, es zu zerreißen, in sich fühlte. Und konnte er denn auch auf die Dauer sein noch halb geschwisterliches Verhältniß zu dem unglücklichen Mädchen den Blicken der Klosterbrüder entziehen? War nicht, seit sie zu Ehren seines letzten Geburtstages den Eisenring ihrer verstorbenen Mutter sich an den Finger gesteckt hatte, dem schon geheimnißvollen Zusammenhang zwischen ihm und ihr ein Symbol hinzugefügt worden, das ihn unruhig machte, so oft er es an ihrer Hand erblickte? Es lag der Gedanke an den Ausweg wieder nahe, den drüben so Mancher seines Standes aus gleicher Herzensbedrängniß gefunden und zur Rettung seiner armen Seele, wie er meinte, eingeschlagen hatte. Er dachte an übergetretene Prediger in Würtemberg und Baden, Ketzer, die ihm durch die scharfen Zusätze im Gedächtniß geblieben waren, mit denen der Probst in Gesprächen mit dem Bibliothekar sie als abschreckende Beispiele bezeichnete. Jetzt klangen ihm die verrufenen Namen fast wohltönend in die Ohren; denn sie waren Gegner der Klöster, und daß sie der Probst mit seinen Verwünschungen verfolgte, flößte ihm zu ihrer Sache fast schon Vertrauen ein. Konnte er denn aber nicht, einmal zu den Evangelischen übergetreten, der Dorly . . . er wagte solche Gedanken nicht zu Ende zu denken. Wie ihn die stillschweigende Theilnahme an den Klostermißbräuchen ängstigte, so ließ ihn auch bei Flucht- und andern Plänen die Sorge noch nicht los, er werde bei einem Bruch seines Klostergelübdes der zeitigen und ewigen Verdammniß verfallen. Der Zuger sollte ihn über diese Punkte beruhigen; er hatte die ganze Nacht durch-

wacht, um alle Bedenken zusammenzutragen, mit denen er allein nicht fertig werden konnte. Jetzt trat plötzlich die hülflose Lage der Dorly an ihn heran und verlangte entschlossenes Eingreifen, wo ihm gerade der eben gewonnene Anhalt entwich, auf den er seine Hoffnungen gebaut hatte.

„Du mußt zum Remetswiler Meyer gehen," sagte Meinhart endlich, und strich dem noch immer trostlos in's Leere blickenden Mädchen die Haare aus dem verweinten Gesicht. „Er selbst ist nicht schlecht, sein Weib ist brav und Kinder sind auch im Hause. Da kannst Du Dich nützlich machen, bis sich's zeigt, was weiter zu thun ist."

Dorly schüttelte den Kopf. „Der Meyerhof ist viel weiter vom Kloster, als die Taverne es war," sagte sie, ohne die Hand abzuwehren. „Nun es so gekommen ist, möchte ich gar nicht weit von Dir sein. Gieb' mich zu Deiner Mutter. Beim Meyer geht auch der Rebenwart ein und aus und auch der Waibel. Ich möchte Niemanden als Dich sehen und sprechen, wenn's zu machen wäre."

„Du darfst nicht so nah beim Kloster bleiben," sagte Meinhart seufzend; „der Bruder Hans fürchtet Jeden, der um die Sache der Fränkischen weiß; Du könntest dafür büßen müssen, daß der Vater zuweilen schwatzte."

Dorly hielt die, ihre Stirn vom niederhangenden Haar befreiende Hand fest und drückte sie an die Schläfe.

„Wann und wo kann ich Dich sprechen?" sagte sie, „wenn ich im Meyerhof bin? Mir graut vor dem Meyerhof."

„Der Weg ist nicht klein," antwortete Meinhart; „bleibe ich länger als gewöhnlich vom Kloster, so mache ich Aufsehen. Aber Du weißt, wie das Birkhuhn ruft. Hörst Du den Ruf, so komm in die Halde, hinterm Kieferubühel. Willst Du?"

„Das will ich," sagte Dorly halbgetröstet.

„Jetzt geh geradeswegs zur Meyerin; der Brodkorb wird ihr schon recht sein; s'ist immer gut, nicht ganz mit leeren Händen bitten gehen."

Er half ihr den schweren Korb wieder auf die Schulter.

„Gehab' Dich wohl, Dorly!" sagte er, und wollte ihr mit der Hand noch einen Richtweg zeigen, der tiefer thalwärts durch's Gehölz am Kohlenmeiler vorüberführte.

Aber sie sah so schweren Herzens in der angedeuteten Richtung, daß ihm das Schicksal des Mädchens erst jetzt beim Scheiden in seinem ganzen Ernst vor die Seele trat, und er konnte ihre Hand nicht aus der seinen lassen.

So standen sie eine Weile stumm neben einander, Beide den Blick auf den thalwärts eilenden Pfad gerichtet, der nach Süden, rheinwärts zog, wo man ohne Schuldbewußtsein einander bei der Hand halten und keinen Klosterbann fürchten durfte, wo auch gute Menschen lebten, und wo der Arm des Bruders Hans nicht mehr gefährlich war. Eine Tagwanderung nur, und sie waren drüben! Aber wenn man sie einholte? — Der Mönch schwankte, denn die Hand des Mädchens ruhte zum erstenmale in der seinen, und ihm war's, als hebe sich etwas von seiner Brust, das er lange, ohne es zu wissen, mit sich herum getragen hatte. Er richtete

sich hoch auf, und als Dorly's Stirn sich gegen seine Schulter neigte, drückte er den ersten Kuß auf ihre feuchte Wange.

Ein Schreck über sein Begehen ergriff ihn. Was hatte er früher in der Nähe des schönen Mädchens empfunden, und was empfand er jetzt? Einen Augenblick drohte die Neuheit der auf ihn einstürmenden Gefühle ihn zu überwältigen. Aber als er sich umsah, war's ihm, als sei er jetzt erst Mann geworden. Von diesem Augenblick an war sein Entschluß gefaßt. Zu Zweien und jetzt gleich fliehend, konnten sie entdeckt werden. Die Boten des Klosters waren eben heute auf allen Wegen zu fürchten. Dorly mußte allein vorauf wandern. Beim Meyer war sie der Grenze schon näher. Von dort konnte nach beendigtem Gericht die Flucht ohne allzu große Gefahr bewerkstelligt werden. Ließ seine Mutter sich mit fortbringen, desto besser. Wo nicht, so wollte er von der Schweiz aus versuchen, sie herüberzuziehen. Es war ein Muth über ihn gekommen, den er nie zuvor gekannt hatte.

„Leb' wohl, Dorly!" sagte er und ließ ihre Hand los. „Geh vorauf! Früher oder später fo'g' ich Dir und bringe Dich über den Rhein. Leb' wohl!"

„Ueber den Rhein?" wiederholte sie mit leuchtenden Augen. Dann aber zitterte die Wimper von Neuem. „Und was wird aus meinem Vater?"

Meinhart hatte des Dornstetters Schicksal über seinen Fluchtplan vergessen gehabt. Es kam ihm erst jetzt in den Sinn, ob der Wirth nicht doch etwa unschuldig sein könne, ob er nicht gar noch zu retten sei? „Laß mich sorgen," sagte er, „was geschehen kann, soll geschehen."

Das Mädchen wandte sich seufzend mit ihrer Bürde thalwärts. Er sah ihr nach, bis sie hinter dem Kohlenmeiler verschwand, dann eilte er mit festen Schritten der Abtei zu.

Sein Herz pochte so laut, daß er eines Birkhuhns hellen Ruf überhörte, der von der eben verlassenen Stelle zu ihm herüber klang. Dorly vernahm's. Sie trat nochmals hinter dem Meiler hervor, aber der Mönch war nicht mehr zu erblicken.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Stock.

Der Orgler hatte nicht sobald von dem Vorfall in der Taverne Kunde erhalten, als er mit sich zu Rathe ging, wie er als Adoptivvater der zwei Kinder sich zu verhalten habe. Sein erster Gedanke war kein durch Theilnahme für den Dornstetter eingegebener; er galt nur den Kindern, und wie's nun doch der Finger Gottes wohl so gefügt habe, daß die armen Waisen diesen Schlag nur aus weiter Ferne empfinden sollten. Dann fiel ihm auf's Herz, daß in dem Wirthe ein Zeuge aussterbe, der einzige vielleicht, der neben der unzugänglichen Wetterhexe das Dunkel der Geburtsstunde seines Pflegetöchterchens lichten konnte. Es beunruhigte ihn diese Sorge so sehr, daß des Unglücklichen eignes Schicksal

kaum darüber in Betracht kam. Nach und nach regte sich indessen der Rechtskundige in ihm. Er dachte an die Verlassenheit des Dornstetters und wie seine Lebensweise ihn um alle Freunde gebracht habe; wie niemand wünschen werde, daß man ihn freispreche; wie man seine Rohheit im Hause und mehr noch im Dienst seit Jahren mit Verdruß ertragen und sich nur nicht ihrer erwehrt habe, weil er sichtlich von der Abtei begünstigt wurde. Er sagte sich, wie eine so allgemeine Partheinahme gegen den Angeklagten ihn, auch wenn unschuldig, der Hand des Nachrichters überliefern werde und wie überdieß die anderweitige Versorgung der kleineren Kinder die letzten Bedenken gegen seine Beseitigung unwirksam machen mußte. Besonders dieser Punkt war's, über den er nicht fortkommen konnte, wenn ihm auch manche Gegengründe über die andern Sorgen weggeholfen hatten. Endlich beschloß er, selbst mit dem Dornstetter zu reden und, wenn dieser darauf eingehe, sich ihm als Fürsprech zur Verfügung zu stellen.

Da während seiner letzten Abwesenheit des Schwarzkopfs Anlagen zur Veranstaltung von Scheuerfesten zum Durchbruch gekommen waren, wagte er nicht, sie daheim zu lassen. Nicht nur die Stockeule mochte einem zweiten Feldzuge gegen die zahlreichen Spinnengewebe nicht gewachsen sein, die bewußte Inschrift auch wollte er nicht abermals in Gefahr geben. Er hatte sie rasch wieder übertüncht und nach seiner Gewohnheit kein Wort darüber geredet, trotz langem Nachsinnen nicht wissend, wie er sich anders dabei zu verhalten habe. Dem Schwarzkopf aber war die Entdeckung

schon wieder aus dem Sinn gekommen, als des Sigis' Wehrufe sie von ihrem Morgenimbiß aufgejagt hatten. Das ganze Ereigniß schien für diesmal spurlos vorübergegangen.

Nachdem der Orgler dem Sigis eine neue Folge von Geigengriffen zum Üben aufgetragen hatte, machte er sich mit der kleinen Salome auf den Weg nach des Dornstetters wahrscheinlichem Verwahrsam. Kaum aus dem Hause aber, fiel es ihm auf's Herz, wie eben der rechte Sohn seinen Vater doch noch einmal sehen müsse und wie der Vater selbst vielleicht nach ihm verlangen werde. So ließ er denn auch den Sigis mitwandern.

Als sie den Waldpfad einschlugen, sah der Orgler nach dem Masholder-hinüber, wo er den eisernen Kasten früher verscharrt hatte. Er ließ die Kinder voraufgehen und bog seitwärts in's Gebüsch, um sich zu versichern, daß sein Schatz noch unangerührt liege. Der zusammengescharrte Haufen welken Laubes war ihm bei Nacht nicht so auffallend erschienen, als jetzt im hellen Tageslicht. Daß die niedrigen Zweige des Masholders Schatten darüber breiteten, beruhigte ihn, aber er hielt doch für gerathen, das Laub wieder weiter umher zu streuen. Bei dieser Verrichtung gewahrte er auch mit einiger Besorgniß, daß er die Erde nicht festgestampft hatte; denn unter der Laubdecke war Alles lose und locker. Er zog sein Seitengewehr aus der Lederscheide und stieß es in den Boden, um zu prüfen, wie tief überhaupt der Kasten vergraben liege. Bis an den Griff drang das Eisen ein. Er ließ, von Entsetzen ergriffen, das Schwert im lockern Grunde stecken. Der Schatz war fort! Eine Weile versagte ihm der

Athem. Er konnte kaum genug Fassung wieder gewinnen, um sich deutlich den Inhalt des Kastens vorzusagen. Weisthümer aller Art lagen darin, Pergamente, die ihn dem Kloster verdächtigen mußten und, was mehr war, die seine Rechtsmittel dem Kloster gegenüber ausgemacht hätten, wenn Sibylla einst zur Volljährigkeit gelangt sein würde. Jetzt meinte er völlig rechtlos geworden zu sein; denn wo ließen sich für seine schon seit Jahren ausgeklügelten Einreden jetzt Beweise hernehmen? Beweise, in einer Zeit und Gegend, wo ohnehin Rechtsbeistände selten waren, wie die Linde im dunkeln Tannenwalde!

Er stand noch halb besinnungslos da, als ihm erst einfiel, daß auf dem Grunde des Kastens ein Papierheft verborgen lag, dessen Besitz gefährlicher für ihn ausschlagen konnte als alles Andre: das Büchlein des norddeutschen Magisters mit den Luther'schen Chorälen. An einem Baum mußte er sich festhalten, um nicht zu Boden zu fallen; denn ihm kam jetzt auch noch des Fremden Frage in den Sinn: ob denn noch Andre im Walde die Lutherlieder sängen? Und so groß war seine Bestürzung, daß er die Ermordung eben dieses fremden Reiters ganz vergaß und sich im Geiste schon seinen Aussagen rath- und rettungslos gegenüberstehen sah.

Allmälig kehrte indessen seine Fassung wieder. Er beschloß, das weitere Verhalten des Bruders Hans in Ruhe abzuwarten; denn daß dieser bei der Ausgrabung im Spiele war, meinte er nicht länger bezweifeln zu dürfen. Über die Erwerbung der Pergamente hoffte er sich verantworten zu

können. Die Choräle aber hatten dem Probst so manches Mal die Stirne geglättet, daß er im Nothfall an diesem, glaubte er, einen Beschützer finden müsse. Er hätte sich über diesen Punkt nicht so leicht beruhigt, wäre er in Wirklichkeit nicht von der leisesten Hinneigung zu den Neugläubigen frei gewesen. Zwinglianer, Wiedertäufer, Bundschuhleute waren ihm gleichbedeutend ordnungswidrige Erscheinungen. Die Einen hatten Orgeln und Gesang aus den Kirchen verbannt; er hätte hundert Jahre leben können, ohne ihnen diesen Frevel an der edlen Musika zu vergeben. Die Andern rüttelten an hergebrachten Satzungen und hätten, meinte er, die Welt am liebsten vollkommen auf den Kopf gestellt; wo blieben da alle überlieferten Rechte und Ehafte, durch ihr Alter schon geheiligte Dinge, deren Kenntniß den größten Theil seines Kopfwissens ausmachte? Wie es mit Luther stand, wußte er nicht genau. Er war der erste Anstifter allen Umsturzes gewesen, das glaubte er herausgebracht zu haben, und deshalb konnte auch seine Lehre nichts taugen. Als Pfleger der Tonkunst aber ließ er ihn gelten. Seine Lieder, meinte er, könne man singen und spielen; die edle Musika habe noch keine Ketzer gemacht.

Er eilte so rasch, wie es der gehabte Schreck und sein Alter ihm gestatteten, den beiden Kindern nach, die er noch nicht hundert Schritte entfernt, mit Brombeerensuchen vollauf beschäftigt fand. Wendel Wippel war an ihnen vorübergestrichen und hatte sie mit seinem einen Auge so aufmerksam beobachtet, daß sie sich vor ihm fürchteten und es für gerathen hielten, den nachkommenden Orgler zu erwarten.

Nach der Beschreibung glaubte der Letztere den alten Landstreicher zu erkennen. Es war ihm auffallend, daß der Schützling der heiligen Judica hier gerade herumschleiche. Er nahm sich vor, beide Kinder nicht mehr von sich zu lassen. Bis nach dem Meyerhofe hin verfolgten ihn Besorgnisse aller Art, die nur immer neue Farben annahmen, so oft er auf Sigis und seine schwarzlockige Gefährtin blickte, welche in sorgloser Ausgelassenheit vor ihm her tollten.

Im Meyerhofe war lebhaftes Treiben. Zum morgenden Gericht ward der Vogt sammt seinen Begleitern erwartet. Die Wirthin hatte alle Hände voll zu thun, um Zimmer und Betten sauber herzurichten; denn der Vogt war ein leutseliger Herr und pflegte für die schuldigen Leistungen beim Scheiden so herablassend („niederträchtig" nannte sie's) schönen Dank zu sagen, daß sie allemal noch eine Nebenspeise, über die Schuldigkeit hinaus, dem Nachtmahl zufügte, wie sehr sich auch der Meyer gegen solche Neuerungen auflehnen mochte.

Als der Orgler unter die breite Linde trat, wo auf steinernem Tische unweit der Küche schon ein glänzendes Linnentuch, an den vier Kanten mit Sonnenblumen besteckt, ausgebreitet lag, hörte er des Meyers volltönende Stimme, wie er ein halbes Dutzend Bachforellen von dem Messer der freigebigen Meyerin zu retten suchte.

„Mach's letztlich wie Du willst, Traude!" sagte er, aus dem Hause tretend und das vergebliche Unternehmen aufgebend. „Steck' auch noch einen Puter an den Spieß, damit

den gnädigen Herrn ja das Wiederkommen nicht gereue. Die Wirthschaft geht so wie so zu Grund."

Er wollte noch mit einem Trumpf schließen, aber der Anblick des Orglers gab seinen Gedanken eine andre Wendung. Seit der Meyer sich beim Orgler wegen der Garben Raths erholt hatte, war er mit seinem Zweicentnergewicht nicht wieder den Karrenweg hinaufgeklommen. Er liebte es nicht, ohne Noth weite Wege zu machen, und es mußte ihm schon ein vermeintes Recht verkümmert werden, um daß er seinem schweren Körper solch eine Frohnwallfahrt, wie er zu sagen pflegte, zumuthete. Diesmal ersparte ihm die Ankunft des Orglers den Rathsgang nach des Letztern Behausung.

„Grüß Euch Gott, Cuonrad!" sagte er, die Riesenfaust dem Orgler reichend und sie herzhaft schließend, „Ihr kommt mir wie gerufen. Drinnen giebt's wieder hochzeitliches Schmoren und Schmalzen, als sollte morgen Gottvater die Wirthschaft übernehmen. Sagt mir doch in aller Welt, wieviel ist unsre Schuldigkeit?" Er spreizte die Beine auseinander, als wolle er andeuten, daß er die Grenzen schon breit genug zu nehmen wisse und zwar so breit, wie sich's irgend verantworten lasse, daß man aber auch zuviel thun könne.

Der Orgler legte den Finger an die Nase und besann sich auf die ihm im Gedächtniß gebliebenen Leistungen. „Was Euer Hof zu leisten hat," hob er bedächtig an, „steht nicht genau geschrieben. Ein Vogt soll da hin kommen selb dritte, heißt's, mit einem Knechte und mit einem Vogelhunde und soll ein Amtmann des Tages da mit dem embissen."

„Vom Nachtmahl ist gar nicht die Rede, ich wußt's wohl!" setzte der Meyer kopfnickend hinzu, und guckte feindselig nach dem Tischtuch mit den vier Sonnenblumen hinüber.

„Das ist aber," fuhr der Orgler fort, „längst anders geworden. Der frühere Vogt hatte nur vier Stunden zu reiten und mochte früh morgens aufbrechen. Der jetzige kommt eine Tagreise weit her und darf deshalb Nachtlager und Nachtmahl verlangen."

„Was billig ist," sagte der Meyer und fühlte sich, als Mann, der ohnehin nur zu reichlich zu geben pflege, „was billig ist, wird Thoman Ruden Keinem verweigern. Sagt mir, was ist zum Nachtmahle Brauch?"

„Laßt mich zur Besinnung kommen," versetzte der Orgler, den Finger wieder aufhebend und in Gedanken vor sich hinblickend, „es steht Mancherlei aufgeschrieben, aber im Kopf mischt sich's durch einander. Also zuerst Fischingen; dahin kommt der Probst mit ein paar Pferden, einem Maulthier, zwei Hunden und einem Habicht . ."

„Mit keinen Knechten?" unterbrach ihn der Meyer.

„Doch!" ergänzte der Orgler bedächtig; „aber es steht nicht geschrieben, mit wie vielen. Sie sollen Nachtmahl und Imbiß haben."

„Steht nicht geschrieben, woraus das Nachtmahl besteht?" fragte der Meyer wieder.

„Im Fischinger Rodel steht's nicht," erwiderte der Orgler, sein Gedächtniß anstrengend. „Laßt mir nur Zeit. Im Hof zu Weitnau soll man ihnen in Feld oder Küche kochen und soll ihnen rothen Wein geben."

„Aber was soll man kochen?“ fragte der Meyer.

„Von den zwei Stück Vieh, die der Probst ihnen vorschlägt, eins, das dem Gotteshause am unschädlichsten ist.“

„Ein ganzes Rind!“ fuhr der Meyer heraus.

„Geduld!“ versetzte der Orgler, „ich hab' heute den Kopf nicht recht frei; da misch' ich Eins in's Andre. Das Stück Vieh gilt als Beköstigung für die Frohnarbeiter, wenn sie dem Probste mähten. Morgens bekommen ihrer Vier einen Käs oder ein Mus, wie's dem Probste behagt. Aber im Mus soll der Löffel stehen, so fest muß es sein.“

„Das ist hier nicht zu gebrauchen,“ sagte der Meyer, nach der Küche sich umschauend. „Besinnt Euch rasch, Ihr werdet so lange Zeit brauchen, bis die Forellen im Tiegel schwimmen.“

„Halt!“ rief der Orgler, „ich hab's! Im Hofrecht zu Emmen steht, daß wenn die Herren im Hof zu Luzern ihren Wein von Bellikon hinaufschicken, so sollen sie damit im Dinghof zu Emmen übernachten. Der Kellerer giebt ihnen Nachtstelle, jedem Ochsen eine Hafergarbe und die Streu bis an den Bauch, und so der Fuhrmann einen müden Ochsen hätte, der ihm mißfiele, so mag er einen andern von des Kellerers Zug nehmen und seinen dalassen; — merkt Ihr's?“ schob er ein, „mein Kopf ist noch gut. Gefiel aber auch dem Kellerer einer von des Fuhrmanns Ochsen, den soll er nehmen und einen andern dafür hinstellen. Und kommt ein Bote, der erhält einen Ziegenkäs und eine Wecke. — Aber freilich,“ setzte er, seinen Irrthum gewahrend, hinzu, „das ist wieder nicht genau, was Ihr wissen wollt.“

„Gebt's nur auf!" versetzte der Meyer, und machte eine Handgeberde, die etwa besagen wollte: von dem und seinen Pergamenten kommt man ohnehin schwer los. „Gebt's nur auf! Mir scheint, Euer Gedächtniß hat einen Leck; den mögt Ihr erst ein wenig verstopfen."

„In Luckswile," fuhr der Andre fort, ohne sich stören zu lassen, „haben der Vogt und der Knecht und der Hund ehemals nur ein Tagessen bekommen, oder in Geld achtzehn Pfennig. Das ist freilich jetzt wohl anders. So heißt's noch im Hofrecht von Anno 1299, wo's auch geschrieben steht, daß der Abt Jeden, der mündig wird, zum Heirathen zwingen kann." Er sann von Neuem nach. „Ein Viertel besten Weines und einen Imbiß bekommt der Herr von Wagenhausen als Lehenszeichen — das stammt von Anno 1491. Wer in Langeneschingen Abgaben zum Meyer trägt, den muß der Meyer speisen, daß er gut heimkomme, sonst mag Jeder von seinem Kornzins soviel verkaufen, daß ihm dafür ein Mahl bereitet wäre. Das kommt schon etwas besser. Nur Geduld!" fügte er mit lächelndem Munde hinzu, „hier haben wir's ganz in der Nachbarschaft. Im Dingrodel von Lörrach heißt's: der Probst kommt selb Dritt mit Habicht und Hunden, und begegnen ihm ein Biedermann oder deren mehrere unterwegs, die mag er laden ohne alle Gefährde, und soll es ihnen der Meyer bieten ohne alle Gefährde."

„Das könnte mir eben noch fehlen!" fuhr der Meyer ungeduldig auf. „Fällt Euch nichts Gescheidteres bei, Orgler, da behaltet Eure Weisheit für Euch."

Aber der Orgler war nicht so leicht von seinen im Kopfe

aufgehobenen Pergamenten fortzubringen. Eins nach dem Andern dämmerte ihm im Gedächtnisse, und was nur von eßbaren Leistungen darin vorkam, hielt er wie einen glücklichen Fund fest.

„Eine Wecke, zwei Eier und einen Schenkbecher Rothwein,“ sagte er, „bekommt Morgens der Pflüger, wenn er dem Abt von St. Mareien Dienst thut; so steht's im Dingrodel von Zarten. Und jeder Lehensmann muß dem Gotteshause zu Osterabend acht Eier geben; die sammelt der Meyer ein. Auch beim Jahrdinggericht in Lörrach steht's ausgemacht, was die Huber erhalten sollen, die da Recht sprechen: Einen Eimer Wein giebt ihnen der Probst von St. Alban und für zwei Schillinge Brod, auch einen Sester Mus. Sonst sprechen sie nicht. So steht's im Rodel ...“

„Laßt genug sein!“ unterbrach ihn von Neuem der Meyer, „das Rechte fällt Euch doch nicht ein.“ Er wollte fortgehen.

„Ihr seid ein ungeduldiger Mann, Thoman Ruder!“ sagte der Orgler fast unwillig, und hielt den Meyer beim Wammsbandel fest. „Was Ihr gehört habt, kann Euch so wie so nicht schaden. Mit mir dauert's auch nicht ewig und dann sagt Euch Keiner, was in den Pergamenten geschrieben steht. Jetzt eben fällt mir ein, worauf ich mich bedachte. In der Öffnung von Wellhausen steht's und sie haben's ausdrücklich hineingesetzt, weil der Herr von Omo ein Bratenriecher war, dem's die Meyerin nie recht machen konnte. Da steht's also zu lesen: Ein Kellerer soll einen Herrn und seine Botschaft empfangen und zu jeglichem Jahrgericht

ihnen das Mahl geben, und nämlich, so soll man geben zu Maienzeit: Kraut und Fleisch, gesotten und gebraten, und Mus —"

„Keinen Fisch?" unterbrach ihn der Meyer.

„Fleisch und Mus," fuhr der Orgler fort, „und den Herren soll man geben ehrbaren Landwein, weißen und rothen, und den Knechten Bier."

„Bier!" rief der Meyer; „und mir trinken sie den Wein, als wär's Brunnenwasser! —"

„Zu den andern Jahrgerichten," ergänzte der Orgler, „soll man geben Rüben und Fleisch und auch gesottnes und gebratnes und Mus, wie man das nach der Jahreszeit haben mag und allweg den Herren Wein und den Knechten Bier. Man soll auch den drei Pferden jeden ein Viertel Hafer geben, den Hunden Brod, dem Habicht aber eine schwarze Henne."

Der Meyer wollte sich eben nach der Küche wenden, um mit einem Machtspruche das stattliche Gericht Bachforellen zu retten, als ein Reitertrupp aus dem Walde auf die Straße bog und sich durch seine blanken Rüstungen und durch Hunde und Habicht schon aus weiter Ferne als der hochherrliche Besuch des Vogtes ankündigte.

So rasch den Meyer seine schweren Beine tragen wollten, stapfte er in's Haus, um sein Plattnerkleid anzulegen. Die ihm so geläufigen, auffätzigen Reden pflegten zu verstummen, so bald die Zielscheibe derselben ihm nahe kam. Er dachte langsam, und vermochte deshalb nicht, Eins mit dem Andern rasch zu verknüpfen und seine Stellung zu

wahren, ohne sich Blößen zu geben. Mit eingestemmten Fäusten den Vogt erwarten, ihm die Hartköpfigkeit eines echten Hauensteiners zeigen, das wäre ihm nicht schwer gewesen. Aber den Wirth machen und dabei doch nichts von seiner Würde vergeben, das ging über seine Kräfte.

Während der Vogt mit seinen Knechten und ein paar unterwegs mitgenommenen „Biedermännern" langsam dem Frohnhofe näher kam, wendete sich der Orgler nach dem Hintergebäude, in dessen Untergeschoß er den gefangenen Tavernenwirth vermuthen durfte.

Vor der eisenbeschlagenen Thüre des Kerkers traf er mit der Meyerin zusammen, die eben im Begriffe war, den schweren Doppelriegel zurückzuziehen.

„Wollt Ihr zum Dornstetter," sagte die Frau, „da sendet mir die Dorly rasch nach der Küche. Aber sogleich! Sie muß mir helfen. Der hohe Herr ist schon im Anzuge, und noch hat sie das Weinfaß nicht aus dem Keller heraufgeschafft."

Sie wollte wieder nach der Küche eilen und ließ sich durch des Orglers Vorstellungen zu Gunsten der Tochter des Angeklagten nicht abhalten. „Heut ist Herrendienst," rief sie noch zurück, ehe sie verschwand, „da kann ich dem Mädchen nicht länger Ruhe gönnen."

Der Orgler schob den Riegel zurück und holte den Schlüssel hervor, den ihm die Meyerin bei Ertheilung der Botschaft in die Hand gesteckt hatte. Das Schloß der zweiten Thüre öffnete er damit, und als die Thüre knarrend aufging, stand er im Halbdunkel des tiefgelegenen Kerkers. Auf

einem Strohsack lag der Tavernenwirth und sah, von dem miteindringenden Licht geblendet, den Eintretenden mit handbeschatteten Augen an.

„Wer ist's?“ lallte er mit schwerer Zunge.

Dorly wandte sich von ihrem Sitze neben des Dornstetters Lager nach der Thüre und sagte: „Der Orgler, glaub' ich. Seid Ihr's nicht?“

Der Angeredete trat zu dem Ruhenden hinan und reichte ihm die Hand. „Freilich bin ich's,“ versetzte er, und rückte an das Strohlager einen Haublock, auf den er sich niederließ. „Wie steht's mit Euch, Genz Funk? Kann ich Euch noch einen Freundesdienst erweisen?“

Der Gefangene schüttelte den Kopf. „Mit mir geht's zu Ende!“ sagte er, und der Orgler erstaunte über die Veränderung, welche mit des Andern Miene und Ausdruck vorgegangen war. „Dem Bruder Hans hab' ich gestern und heute gebeichtet. Er hat wohl Recht; im Rausch weiß man nicht, was man thut. Ich hätte Stein und Bein geschworen, daß ich mit dem Schweizer in gutem Frieden auseinander gekommen bin. Aber seit er mir mein blutig Messer gezeigt hat, mußt' ich wohl glauben, daß es doch noch einen Spahn zwischen uns gab. Der Gansgurglerin Fridel hat auch gegen mich ausgesagt: Mord und Todschlag sei in der Taverne gewesen, als er um Brod an's Fenster gepocht habe. S'muß wohl gewesen sein, wie sie's sagen. Nun, die Wirthschaft hatte ohnehin längst ein Loch bekommen, und mit dem Schwindel kam's auch schon immer öfter. Einmal mußte 's doch zu Rande gehen. Seit ich wieder Wein habe, bin ich

auf Alles gefaßt.“ Er nahm den neben ihm stehenden Krug in die Hand und that einen langen Zug.

Des Orglers Auge folgte der Bewegung nicht ohne Befremden.

„Den Wein,“ hob der Dornstetter wieder an, „hat mir der Bruder Hans herübergeschickt; ich sollt' ihn haben, wenn ich den Todschlag ehrlich bekennen wollte, sagte er, denn das Wasser hatte mich schon ganz heruntergebracht. Da hab' ich denn gebeichtet und hab' Absolution bekommen, und er hat mir dafür den starken Veltliner geschickt, so ein Trünkchen, wie es unsereins seit Basel her noch im Gaumen kitzelt. Der hilft mir, wenn mir ja einmal der Hals weh thun will. Schläfrig nur macht er — schläfrig,“ setzte er gähnend hinzu, und streckte sich auf dem Lager, indem er die Augen schloß.

Der Orgler nahm den Krug vom Boden auf und roch hinein. Er meinte, trotz der kräftigen Blume des edlen Getränks, eine starke Beimischung betäubenden Mohnduftes zu bemerken. „Die Vorsicht des Klosterbruders hat der Plauderlust des Tavernenwirths vorgebaut,“ sagte er zu sich selbst, „ich werde nichts mehr über die Zwillinge herausbringen.“ Er fühlte sich einen Augenblick versucht, den Wein fortzunehmen. Aber er zog die schon ausgestreckte Hand wieder zurück. Das Verbrechen des Dornstetters schien ihm hinlänglich bewiesen. Gebeichtet hatte er, und seine Sünden waren ihm vergeben. Es konnte ein mitleidiger Zug des vielgefürchteten Klosterbruders sein, der ihm bewog, dem letzten Gnadentrunke etwas Einschläferndes zu geben. Diese Mög-

lichkeit und ebenso auch die Scheu, gegen den Bruder Hans etwas zu unternehmen, überredeten ihn, es sei gut, wie es eben sei; der morgende Tag bringe vielleicht noch bessern Rath.

Der Dornstetter war in Schlaf verfallen. Dorly saß auf einer Schütte Stroh unthätig neben ihm, den Kopf auf den Arm und den Arm auf's Knie gestützt, und blickte theilnahmlos nach dem einzigen, hochgelegenen Lichtloch, durch das der blaue Himmel hereinsah.

Der Orgler hatte die Taverne des Dornstetters seit Jahren nicht besucht und die Tochter nur zufällig hin und wieder bei Prozessionen gesehen. Um des Vaters willen war sie ihm immer nur von ihrer ungünstigsten Seite erschienen; er hatte schon gleich bei Uebernahme der Zwillinge sich ausbedungen, daß sie mit dem Sigis und dem Schwarzkopf weder in seinem Hause noch sonst wo einen Zusammenhang unterhalten durfte. Sie war den Stiefgeschwistern daher fremd geblieben, und auch diese waren der älteren Schwester entrückt worden, wie die Kürze ihres früheren und in ihre eigene Kindheit fallenden Zusammenseins mit den Zwillingen das erklärlich machte. Der Orgler aber, obschon an diesem Bruche Schuld, trug ihr doch das ruhige Hinnehmen desselben als Herzlosigkeit nach. Daß sie mit dem Rebenwart in's Gerede kam, stellte sie in des Orglers Augen vollends auf eine dem Dornstetter ebenbürtige Stufe und war zum Theil die Ursache, warum er die wiedererwachte Theilnahme für das Schicksal des Angeklagten auf dessen Tochter nur wenig rückwirken ließ.

„Was wirst Du anfangen?“ hob der Orgler nach einer Weile an, indem er Dorly mehr mißtrauisch fast, als mitleidig anblickte.

„Gott weiß!“ erwiderte das Mädchen tonlos, und schaute vor sich nieder.

„Hast Du mit der Meyerin darüber gesprochen?“

„Sie wollt' sich's überlegen.“

„Kennst Du Niemanden im Wald, der sich Deiner annehmen könnte?“

Das Mädchen gab keine Antwort, aber dem Orgler war's, als verändre sich ihre Farbe. Er dachte an den Rebenwart und konnte sich's doch, nun er ihr so nahe gegenüber war, nicht reimen, wie sie und Jener zusammen passen möchten.

„Freien ist ein gottgefällig Ding,“ fing er wieder an, „aber das Fegfeuer selber mag nicht schlimmer sein, als wo zwei Menschen zusammengegeben sind, die nicht zu einander taugen. Besser sein Lebelang Frohndienst thun!“

Er wollte ihr einen Rath geben, wie sie nach des Vaters Tode sich allein durch die Welt schlagen könnte, jedoch die Stimme der Meyerin unterbrach ihn.

„Dorly!“ rief es draußen, „um aller Heiligen Willen, wo bleibt denn das Weinfaß?“ Zugleich pochte es laut gegen die Thüre. Der Orgler öffnete; Dorly ging stumpfsinnig hinaus und folgte der Meyerin in den angrenzenden Keller.

Der Orgler blieb bei dem Schlafenden. „Vielleicht wird er doch noch wieder klarer,“ dachte er, indem er sich auf die

Schütte Stroh niederließ. „Die Kinder sollen ihn aber nicht sehen. Behüte sie der Himmel und alle guten Geister vor solchem Anblick!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Vogt und was ihm gefällt.

Während der Orgler in des Dornstetters Gefängniß die Nacht herankommen sah, den Kopf voll Sorgen über seine Pergamente, seine Ketzerlieder, seine vielleicht von Andern entdeckte Thürinschrift, über die ferneren Schicksale seines Pflegetöchterchens, über die Absichten des einäugigen Bettlers; während er hin und her überlegte, was ihm zu thun oblag und ob er nicht längst mit besserem Nachdruck seinen Zwecken hätte nachgehen können, statt sich aus Menschenfurcht bisher vor einem entschiedenen Schritt gescheut zu haben; während er so im Stillen mit sich zu Rathe ging, war der Reiterzug längst herangekommen und lautes Treiben herrschte an der ganzen Vorderseite des Frohnhofes.

Die Halbrüstungen hingen an den breiten Ästen der Linde, die Stechhelme lagen im Gras, selbst die Schwerter waren abgeschnallt. Um so bunter kam die freigewordene, vielfach aufgeschlitzte und aufgepuffte Kleiderpracht der hohen Herrschaften zur Geltung. Der Vogt vor Allem konnte wohl

noch andre Augen als die der Meyerin blenden. Er war ein Mann von kaum dreißig Jahren, doch starken Wuchses und doppelt stattlich durch die prächtige, wenn auch überladene Kleidung im Geschmacke der damaligen Zeit. Selbst die vorn breitgepolsterten Schuhe, die dem bestgeformten Fuße etwas plump Elephantisches gaben, ließ man sich gern gefallen, hatten sich doch die übertriebenen Schnabelschuhe in solchem Grade überlebt, daß selbst eine Ausschweifung in der entgegengesetzten Richtung nur wie eine Sühne des lang beleidigten Geschmackes erschien.

Von den Biedermännern, welche der Vogt zu seiner Gesellschaft mitgebracht hatte und die seines Standes waren, trugen sich noch zwei nach der bereits unterliegenden Mode der mi-parti d. h. die rechte Seite des Anzugs war anders von Farbe, als die linke; einer von ihnen bekundete auch in der Form seiner Schuhe noch das nämliche Streben nach Doppelseitigkeit, und weil er der neuen Geschmacksströmung auf alle Weise entgegen war, klingelten nach dem Brauche des vorhergegangenen Jahrhunderts an seinen ledernen Zottelkragen goldne Schellen. Bart und Haupthaar waren ebenfalls nicht bei Allen auf gleiche Weise zugestutzt. Dem Vogt, welchen angeerbte Kahlheit bedrohte, kam die Verwundung des ritterlichen Franz I. bei Romorantin zu Statten, indem des Letztern Kopfnarbe die kurze Tracht des Haupthaares und den vollen Bartwuchs aufbrachte. Zwar war in der Schweiz, in Italien und in manchen Theilen Deutschlands der Bart nie ganz verdrängt worden, doch gab die Hoftracht ihm jetzt erst diejenige Berechtigung, nach

welcher der ritterliche Vogt für seinen vollen Knebel bisher vergebens ausgeschaut hatte. Der mi-parti Anhänger, Ritter Eitel von Plettenberg, schwor ehemals bei dem glatten Kinn des frommen Ludwig, der sich von dem Bußprediger Peter Lombardus, wegen Verbrennung der Fünftausend in der Kirche zu Vitry, den Bart hatte abnehmen lassen, ein Bußzeichen, das seitdem bis zu Franz I. Verwundung Europa als Mode beherrschte. Seit der Bart wieder freigegeben war, hatte Ritter Eitel auch den seinen in's Dasein zurückgerufen. Doch weil der Graf von Hohenzollern, Eitel Friedrich, mit dem er verwandt zu sein behauptete, dem Kinnbart in zwei ungleich langen Spitzen hatte herabhängen lassen, wie es noch sein Grabmal auswies, so ahmte er diese Art mi-parti nach und vervollständigte seines Vorfahren Absichten, indem er die rechte Kopfseite kurz geschoren trug, von der andren aber lange Locken herabwallen ließ.

Die Knechte trugen sich nicht minder bunt als ihre Herren; das Unterkleid guckte durch unzählige Schlitzen hervor; einer von ihnen, dessen Pathe ein Bas'ler Tuchmacher war, stolzirte in der ersten Pluderhose, welche der Wald mit Augen sah. Der Türkenkrieg hatte diese Mode aufgebracht und sie nahm bald so überhand, daß Spottgedichte, wie „der Hosenteufel" von Wolfgang Musculus, und fürstliche Verbote gegen sie zu Felde zogen; eines der letztern bedrohte Jeden, der sich auf der Straße mit solcher Beinumhüllung zeigte, mit sofortiger Zerschneidung des kostbaren Kleidungsstückes. Da nicht selten 80 bis 100, ja selbst bis 200 Ellen Stoffs darin enthalten waren, so läßt sich leicht denken, wie

lang die Schleppe des mit aufgeschnittener Hose Heimgeschickten werden mochte. Der Wald hat sich später dieser gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts schon wieder verschwundenen Mode angenommen, und ein echter Hauensteiner fühlt sich noch heute ohne seine vielgefältete sackartige Kniepluderhose nicht wohl. Die Waffen der Knechte bestanden aus Schwert und Armbrust, letztere mit dem Köcher voll Pfeilen und der zum Spannen der Sehne unentbehrlichen Winde. Nur ein einziges Radschloßgewehr war dabei und erinnerte die Wäldler an so manches gute Feuergewehr, das ihnen Anno 25 abgenommen worden war. Der Pistolenschütze vom vorigen Dinggericht war nicht mitgekommen; der Lauf seiner Schußwaffe war am Abende vorher bei einem Vogelschusse geplatzt und hatte ihm die Hand beschädigt.

Die Meyerin kannte die Pracht der Herr- und Dienerschaften von früheren Gelegenheiten her. Auch sie hatte deshalb angethan, was nur funkeln und blitzen wollte, und wie sehr der Meyer sich auch auflehnen mochte, das Bas'ler Federbarett mit dem goldgewürfelten Unterhäubchen kam immer wieder aus der Zeuglade zum Vorschein und saß endlich auf ihrem Kopfe — sie wußte selbst nicht, wie es dahin gekommen war. Obschon das Besteck an der Seite im Niederland von ehrbaren Frauen nicht mehr getragen wurde, hatte sie's doch dem Schlüsselbunde und der weit herabhängenden Ledertasche hinzugefügt, da man im Walde von dem Geschmackswechsel der Stadtsitten nicht rasch genug berührt wurde, um daß sie eines Bessern belehrt hätte sein können.

Der blonden Dorly, die mit aufwarten sollte, wünschte sie noch etwas Zierliches umzuhängen, doch setzte sich jene zur Wehr. Daß sie als Tochter des Angeklagten den Vogt bedienen mußte, widerstrebte ihr schon über die Maßen; mehr noch vielleicht als diese Rücksicht machte ihr der Gedanke an den fernen Klosterbruder Meinhart und die Scheu vor der ritterlichen Dreistigkeit, das Geschäft schwer, ja fast unausführbar. Die Meyerin aber war viel zu voll von der Bedeutung des Tages und derjenigen der ehrenden Gäste, um Bedenken zu theilen, die ihr zu andrer Zeit selbst ganz natürlich gewesen wären.

Da sich Dorly nicht schmücken lassen wollte, holte die Meyerin an Geräth zusammen, was sich irgend an und unter der Linde zur Schau stellen ließ. Dabei waren besonders zwei Stücke, die sie in Waldshut vor drei Jahren in einer öffentlichen Versteigerung mit der Absicht erstanden hatte, außergewöhnlichen Festlichkeiten dadurch einen erhöhten Glanz zu geben. Bis jetzt war der Meyer zwar nicht zu bewegen gewesen, den Gebrauch des theuren Spielplunders, wie er's nannte, zu gestatten. Heute indessen ermuthigte sie die Durchsetzung ihres Willens in Betreff der Forellen, ein Weiteres zu wagen. Das eine Prachtstück wurde deshalb über der Steinplatte an einen vorspringenden Ast der Linde gehängt; es war ein Lustre aus Hirschgeweih, wie man ihn damals in wohlhabenden Familien gern hatte; der Hausfrau buntes Bild pflegte sammt dem Wappen die Vorderspitze zu bilden, und dahinter brachte man auf drei Ausläufern des Geweihes drei Lichter an. Daß

hier einer fremden Hausfrau Bild über der Tafel schwebte, that dem Glanz der Ampel keinen Eintrag. Die Meyerin konnte sich nicht sattsehen, als der Lustre strahlend unter dem Blätterdache hing. — Das andre Prachtstück war ein geschliffener Glasbecher, mit zwei Bildern verziert. Die Inschrift hatte dem Meyer so gut gefallen, daß er den Becher schon ein paar Mal dem Probst unter die Augen gesetzt hatte. Die Meyerin fand sie weniger nach ihrem Geschmack, doch glaubte sie, ihres Gatten Beispiel rechtfertige es, wenn auch dem Vogt heute aus dem Prachtstück gespendet werde. Uebrigens enthielten weder Bild noch Vers etwas für ihn Anstößiges. Auf einer Seite kniete zwischen Vögeln, Blumen und Schmetterlingen ein Ritter vor einem Edelfräulein; dabei stand geschrieben:

„Wie lieben sich die Zwei so fein!“

auf der andern Seite war eine Nonne zwischen Eule und Disteln abgebildet, und man las die Worte:

„Wer mag das alte Nönnelein?“

Da der Vogt ungern ohne seinen Schalk tafelte, er diesen aber aus Rücksichten auf das bei Dinggerichten übliche Herkommen nicht mitgebracht hatte, so mußte der Falkenträger, nachdem das schwarze Huhn verspeist und der Falke auf seinen Eisenstock gesetzt war, die umwickelte Rechte zum Lautenschlagen frei machen. Er hieß Wickramm, war ein achtzehnjähriger, schlanker Knappe mit lichtbraunen Locken und einer so hellklingenden Tenorstimme, daß sein Herr

nächst dem Schalk unter seiner Dienerschaft den Sänger am meisten auszeichnete.

Als daher die herkömmlichen Leistungen an Rüben und gesottenem Rinderfleisch vorüber waren und auch der gebratene Schweinsrücken mit einer gelbbraunen Saffran- und Süßholzsauce vor den Augen und Gaumen der hohen Gäste Gnade gefunden hatte, und als endlich Dorly die blaugesottenen, mit grünem Estragon bestreuten Forellen auftrug, und die irdenen Krüge mit rothem und weißem Landwein kreis'ten, da ließ der Vogt den Sänger auf ein leergetrunkenes Faß steigen und das fröhliche Mahl mit einem Liede beschließen.

Was er sang, war möglichst schalkhaft gehalten, da sein Herr die traurigen oder sehnsüchtigen Weisen, vor Allem nach guter Tafel, nicht liebte. Der Sänger unterließ nicht, die Zuhörer in den Kreis seiner Verspottungen hineinzuziehen. Zuerst die Knechte, die er immerdurstige Papageien mit Straußenmägen schalt; dann den Meyer, der in seinem Brustharnisch umherkeuchte und sich den Schweiß unablässig von der Stirn wischte, als suche er, meinte der Sänger, seinen Gegner im Turniersande und könne ihn nicht wiederfinden; dann die Meyerin, in der er den Hochzeitskoch des verjagten Herzogs Utz zu erkennen behauptete, und die bei der Reliquienauction im Bas'ler Münster das Beste auf die Seite, wenn nicht gar auf ihren Kopf, gebracht zu haben scheine; dann die Ritter selbst, in denen er eine Musterkarte aller Schneiderkünste bewunderte, deren mi parti ihm Tag und Nacht in einer Person darzustellen schien und deren

Schellengeläut ihm wie Selbstlob klang, das in Ermangelung fremder Anerkennung zuweilen ganz gut am Platze sei. Und endlich schloß er mit der Erwähnung seines Gebieters, dem er so viel übertrieben lobenswerthe Eigenschaften auflud, daß er zu dem Schluß gelangte, für eine Schöne seien freilich deren zu viele, und der Ritter selbst fühle das, weshalb er so freigiebig an das ganze Geschlecht der Töchter Eva's sich verschwende.

„Du hast das Beste vergessen,“ rief der Vogt lachend aus, dem Lautenschläger einen frisch gefüllten Becher zuschiebend, „die blonde Maid da! He, Frau Traude! laßt doch das schöne Kind ein wenig verschnaufen! Setzt sie hier zu uns auf die Steinbank.“ Und er rückte auf die Seite, um für Dorly Platz zu machen.

Die Meyerin aber rief das in's Haus enteilte Mädchen nicht zurück. Ihre Gäste waren gesättigt worden; bei solchen Leistungen that sie gern etwas über ihre Pflicht, und konnte sich auch wohl in ihrer Erregung bis zu einem thörichten Putz aufschwingen. Ging es aber weiter, da erwachte in ihr die ehrbare Wäldlerin, und sie hatte dann das richtige Wort augenblicklich auf der Zunge, um jeden Uebergriff in seine Schranken zu verweisen.

Sie legte das Federbarett ab und winkte dem Vogt ablehnend mit der Hand. „So ist's hier nicht Brauch!“ sagte sie. „Wer freiwillig in den Frohnhof kommt, und wär's ein Missethäter, der hat den Schutz der Freistatt. Das Mädchen darf hier nichts Böses sehen noch hören. Weil's aber schon Gesang giebt und lustige Reden, da doch morgen hoch-

peinlich Gericht gehalten werden soll, so mag der Meyer selbst und sein Knecht nach dem Rechten sehen. Weibervolk bleibt besser im Hause. Zum Landsknechtwesen taugt's nicht."

Und damit wünschte sie eine „geruhige Nacht" und war verschwunden, ehe der Vogt sich auf die richtige Antwort besann.

Er war sehr weit davon entfernt, ihr die Strafrede übelzunehmen, so derb sie auch geschlossen hatte. Im Gegentheil, sie gefiel ihm; und das Erste, was er nach einem launigen Blick im Kreise der erstaunten Genossen herausbrachte, war ein heitres „die sollte des Kaisers Kanzler sein!" Nur bot diese gutmüthige Fügsamkeit wenig Gewähr für die Sicherheit des Mädchens, das ihm nun einmal in's Auge gestochen hatte, und die Meyerin wäre mit weit weniger Selbstgefühl in ihr Haus gegangen, hätte sie sich gesagt, daß der Dorly mit ihrer Preisgebung beim Tafeln der hohen Herren ein gar folgenschwerer Dienst geleistet sein könnte. Der Vogt ritt gern in den Wald, aber nicht um der stattlichen Einnahme an Bußen und Abgaben willen; die ließ er häufig nach, oder sein Kastenvogt kümmerte sich doch allein darum. Was ihn anzog, war mehr der ungebundene Verkehr mit Menschen, die sich gaben, wie sie waren, und denen ihr Schirmvogt als ein so mächtiges Wesen erschien, daß seinem Willen Weniges, seiner Leutseligkeit aber Nichts Widerstand zu bieten vermochte. Es ist unserer heutigen Empfindungsweise zum Glücke fast nicht einmal mehr möglich, die mancherlei Rechte zu begreifen, welche damals Gebietern und Schutzherren zu-

standen, ohne daß man immer Anstand nahm, statt sie stillschweigend gelten zu lassen, sie sogar an den Dinggerichttagen jährlich zwei oder drei Mal mit zu verlesen. Wir erinnern nur an den Dingrodel von Maue vom Jahre 1543. Die Zeit hat sie wie so manchen Auswuchs der Oberherrlichkeit fortgeschwemmt, aber man kann, ohne ihrer zu gedenken, die Wehrlosigkeit schwer begreifen, in welcher sich im Allgemeinen diejenigen befanden, welche unglücklich genug waren, vor den Augen eines so Unumschränkten Gnade zu finden, und wäre dieser Letztere auch ein so leutseliger Herr, wie es der tafelnde Vogt in Wirklichkeit war.

Als daher die Lichter herunter gebrannt waren und die Müdigkeit bei einigen der Genossen ihre Rechte geltend machte, lehnte sich der Vogt flüsternd an das Ohr seines Nachbars Eitel, und was der Lautenschläger von diesem Flüstern erlauschte, war eben das, was die Meyerin hätte hören müssen, um ihr Selbstgefühl über die prächtig gehaltene Strafrede auf sein richtiges Maß herabzudrücken.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Wink wegen des Schwarzkopfs.

Der Bruder Hans hatte die letzten Tage in ungewöhnlicher Aufregung verlebt. Er war der Mittelpunkt eines, immer neue Räder und Hebel in Bewegung setzenden, täg-

lich schwerer zu übersehenden Getriebes geworden und durfte doch nicht eigenmächtig verfahren, durfte den Probst nicht einmal merken lassen, daß des Mönches Hand alle jene Kräfte leite und regle. Briefe aus der Schweiz vertrösteten von Neuem wegen der Ausschüttung der Erbschaftsmasse auf spätere Termine, da die Testamentsvollstrecker mit den Verwaltern der liegenden Nachlaßhabe im Einverständniß handelten. Briefe aus Venedig hatten schon früher die unerwünschte Nachricht gebracht, daß Rutker von Greiffensee nicht mehr im Verwahrsam der Inquisition sei; alle in der Dogenstadt versuchten Anknüpfungen erwiesen sich als ohnmächtig; selbst die Trevisanerin war den Absichten des Bruders Hans verloren gegangen; sein Beauftragter, der nämliche, dessen mönchslateinisches Liebesschreiben Rutkern aus Basel nach Venedig zurückgelockt hatte, hörte erst nach des Dogensohnes Tode von der Trevisanerin Zusammenhang mit ihm und hütete sich, nachträglich diese große Lücke in seinem Beobachtungsnetz zu verrathen. Die Sorge, daß des Probstes Neffe plötzlich im Walde zum Vorschein kommen und seine Erbansprüche geltend machen werde, trat beim Bruder Hans wieder in den Vordergrund. Es war hohe Zeit, die Zeugen zu beseitigen, welche gefährlich werden konnten. Am wichtigsten war in dieser Eigenschaft die Wetterhexe. Sie mußte indessen dem Stifte fortwährend so manche Dienste erweisen, daß sie schwer zu entbehren, schwerer zu ersetzen war. Ohnehin schien es bedenklich, sich eines mündlichen Zeugnisses zu begeben, über das man, bis jetzt wenigstens, mit Sicherheit verfügte. Der Tavernenwirth hatte

wahrscheinlich schon manchen Schaden angerichtet. Er nützte überdies in keiner Weise und mußte aus dem Wege geschafft werden. Daß es gelingen würde und zwar ohne Aufsehen, war nach dem glücklichen Zwischenfall nicht länger zu bezweifeln. Im engen Zusammenhang mit dem Dornstetter stand zunächst dessen Tochter, die von des Vaters Reden mehr gehört haben mochte, als gut war. Sie durfte nicht aus den Augen gelassen werden. Wendel Wippel überwachte sie, und was er von ihrem Gespräch mit dem Bruder Meinhart aufgefangen hatte, so wenig es auch war, rechtfertigte eine gleiche Ueberwachung des Letztern. Seit der Bettelmeyer von Neuem unsichtbar geworden war, fehlte es freilich an Augen und Ohren für diesen Dienst, und der Bruder Hans mußte schon durch den Bibliothekar veranlassen, daß dem Sohne der Wetterhexe das Abschreiben von Codexen nicht Zeit lasse, sich vom Kloster zu entfernen. Inzwischen hatten Nachforschungen in Meinharts Zelle ein goldnes Halsband zum Vorschein gebracht, worin der nämliche Name gravirt war, welcher in dem Pergamentbüchlein des Ermordeten stand. Sobald der Dornstetter gerichtet sein würde, ließ sich auf Grund dieses Fundes eine Untersuchung gegen Meinhart einleiten, die, im Kloster selbst geführt, eine langwierige Haft des Verdächtigten nach sich ziehen mußte. Daß des Zugers Notizen gerade diejenigen Namen umfaßten, welche in die Erbschaftssache mehr oder weniger eingeweiht waren, ließ auf den Zweck seiner Reise in den Wald schließen und legte die Vermuthung nahe, daß er nicht ohne Nachfolger bleiben werde. Der Orgler konnte für diesen Fall in die

Sache hineingezogen werden und es war nicht länger auf seine Scheu vor jedem Anschein von Auflehnung zu rechnen. Da nun der Vorfall in der Taverne vor der Hand die Bedeutung des gefundenen Knochens für eine Anklage gegen den Orgler abschwächte, so mußten die ketzerischen Lieder des Eisenkastens für eine Untersuchung gegen ihn aufgehoben werden, und der Bruder Hans hoffte, der Probst werde, durch die ihm mitgetheilte Thürinschrift gegen den Orgler eingenommen, in die Vornahme der Untersuchung willigen. Einstweilen hatte Wendel Wippel einen Wink erhalten, wonach er abnehmen durfte, daß wenn der Schwarzkopf beim Umherklettern und Ziegenhüten einmal den Hals brechen sollte, man sich im Kloster darüber trösten werde. Es war dem Landstreicher eben dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als die Zwillinge auf dem Wege nach dem Frohnhofe sich vor ihm fürchteten und rathsam hielten, in des Orglers Nähe zu bleiben.

Alle diese Verwickelungen hatte der Bruder Hans zu übersehen, zu entwirren, zu ersprießlichem Ende zu führen. Ihm kam dabei zu Statten, daß der Probst seit einigen Tagen leidend war und nicht, wie er so oft schon gethan, durch herrisches Eingreifen die fein gesponnenen Fäden plötzlich zerreißen konnte. Immer hörte der Leidende Rascheln im Kamin, und der Bruder Hans erschöpfte sich in Erfindungen, um dieser eingebildeten Erscheinung eine handgreifliche Erklärung unterzuschieben. Was sich in der Räucherkammer des Schaffners an Fledermäusen auftreiben ließ, war bereits zu diesem Zwecke ausgebeutet worden. So oft

der Bruder Hans in des Bettlägerigen Zimmer trat, hielt er einen jener Speckdiebe in Bereitschaft, um ihn aus dem Kamin herabzuholen und durch's Fenster zu entlassen, sobald der Probst wieder auf seine fixe Idee zu reden kam. Der Mönch wurde dadurch seinem Obern von einer neuen Seite unentbehrlich, aber er sah sich um dieser Fertigkeit willen auch oft Stundenlang an das Lager des Letztern gefesselt. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, den Probst bei dem bevorstehenden Gericht zu vertreten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Bist Du's, Blonde?"

Der Orgler hatte nach wiederholten, vergeblichen Versuchen, den Dornstetter zum Reden zu bringen, sich aus dem Gefängniß fort und zu den Zwillingen begeben, die mit des Meyers Kindern gute Genossenschaft hielten.

Dorly fand daher bei ihrer Flucht vor den tafelnden Gästen das Gefängniß verschlossen, und da die Nacht eingebrochen war, zog sie sich in die Mägdekammer zurück, wo sie die Nacht vorher ihr Lager neben der Kuhmagd aufgeschlagen hatte. Weder diese noch die Gänsehüterin waren indessen in ihrem Quartier. Die Knechte des Vogts hatten sie zu einem Tanz auf der Tenne hinausgeholt, und wenn

sich's nach der Buchsbaumpfeife des Radschloßschützen auch nicht zum Besten tanzte, weil ihm nach gutem Trunk oft der Athem ausging, so half doch der Ziegenhirt mit einer Bocksfelltrommel aus, die nichts zu wünschen übrig ließ, war das Fell auch nur über einen leeren Kochtopf gespannt.

Dorly versuchte zu schlafen, aber die Lustbarkeit am andern Theile des Hofs schallte zu laut herüber, und ihr Kopf schmerzte auch zu sehr von den mancherlei Eindrücken der letzten Tage. Zwei Mal hatte sie, seit Meinhart von ihr Abschied nahm, sich durch den Ruf eines Birkhuhns in die fern gelegene Halde locken lassen und immer, ohne Meinhart zu finden. Seitdem war sie in fortwährender Spannung begriffen. Es klang ihr unzählige Male am Tage der Ruf im Ohre, aber lauschte sie aufmerksam, da meinte sie herauszubringen, daß der Klang nicht von Außen komme, sondern ihrer eignen Erregung zuzuschreiben sei. Nur die ersten zwei Male hatte sie ihn deutlich und wiederholt vernommen. Sie ahnte nicht, daß Wendel Wippel das erlauschte Zeichen benutzte, so oft er bei seinen Streifzügen um den Frohnhof sich versichern wollte, daß Dorly noch in demselben weile.

Auch das Schicksal des Vaters lag ihr wie ein schwarzer Schleier um die Augen, und Alles, was sie sah, erblickte sie durch diese verdüsternde Hülle.

Sie saß noch aufgerichtet vor ihrem Lager, den Kopf auf den Arm gestützt, als sich das Fenster öffnete und eine Hand nach dem Pfosten tastete, um einen Halt zum Hineinschwingen zu gewinnen. Der Schreck lähmte Dorly's Zunge; sie vermochte kein Glied zu regen.

Inzwischen hob sich eine Gestalt in's Fenster. Sie war, der Dunkelheit wegen, nur den Umrissen nach zu erkennen, doch glaubte das Mädchen zu bemerken, daß der Eingedrungene im Zimmer umherspähe und daß sein Blick auf ihr hafte.

„Bist Du's, Blonde?“ hörte sie in gedämpftem Ton. Und als sie nicht antwortete, von Neuem „Bist Du's? Geschwind! Steh auf und schürze Dich!“

„Was wollt Ihr von mir?“ stotterte das Mädchen, ihrer Stimme erst halb wieder mächtig.

„Frage nicht!“ rief der Andre hastig zurück. „Tummle Dich! Gleich ist der Vogt hier und alle Heiligen beten dann vergebens für Dich!“

Er war in's Zimmer gesprungen und hatte, ehe Dorly sich zur Wehr setzen, noch, was er sagte, fassen konnte, sie an's Fenster gerissen, durch das er sie jetzt mit Anstrengung aller seiner Kräfte auf die draußen angelehnte Leiter hinausschob. Halb getragen, halb gehend kam sie auf den Boden und aus der Hinterpforte des Frohnhofes auf's Feld.

„Wohin führt Ihr mich?“ wollte sie rufen, aber sie sah sich in athemloser Schnelle fortgezogen, immer fort, immer fort, bis sie vor Erschöpfung und Angst in die Kniee sank und bis des Lautenschlägers Arm sie einen Augenblick los ließ. Er schöpfte Luft. „Noch bis aus dem Thale hinaus will ich Dich bringen,“ sagte er, nach dem Frohnhofe zurückblickend, von wo Flöte und Trommel herüber klangen. „Hältst Du Dich dann auf dem Saumpfad, so kommst Du noch vor Morgenhelle nach Schopfheim hinüber und der

Vogt findet Deine Spur nicht wieder. Er wird Dich in der Rheinrichtung vermuthen."

Von Neuem half er ihr auf die Füße, und ohne daß sie zum Antworten Zeit fand, mußte sie ihre unfreiwillige Flucht fortsetzen.

„Aber wo findet mich Meinhart?" rief sie nach einer Weile, laut denkend und überwältigt von der Angst, ihm spurlos verloren zu gehen.

„Wer ist Meinhart?" fragte der Knappe, ohne seinen Schritt zu verkürzen.

Sie wagte nicht ihr Liebesgeheimniß zu verrathen. „Sagt dem Orgler im Frohnhof, wo ich zu finden bin," gab sie zitternd zur Antwort und seufzte; denn die Sorge, dem Mönche ganz aus den Augen zu kommen, beseitigte selbst des Orglers Kenntniß von ihrem Aufenthalte nur halb.

„Wende Dich in Schopfheim an die Wirthin zum goldnen Kometen," sagte er, „und laß sie wissen, Wickramm sende Dich. Sie ist meine Base und wird Dich nicht schlimm aufnehmen."

Dorly nickte mit dem Kopfe. Ihr war's nicht heimlich zu Muthe, wenn sie auch die Gefahr zu begreifen begann, der sie eben erst entronnen war.

Jenseits der Alb, am Anfange des Waldpfades, machten sie einen Augenblick Halt. „Bist Du mir etwas gut?" sagte der Lautenschläger. „Ich hatte Dich bei meinem Liede mit Absicht vergessen, um den Vogt nicht an Dich zu erinnern. Ich wage jetzt viel um Dich, damit Du glücklich ihm aus den Augen kommest. Wirst Du an mich denken, wenn Du

in Schopfheim bist? Gelt! Mädchen ich bin Dir sehr gut, und möchte, Du wärst mir's auch!"

Dorly konnte dem Lautenschläger nicht antworten. Sein Gesang hatte sie vorhin verscheucht, weil sie an den Vater im Kerker denken mußte und wie so Alles schrill in ihre Noth hineinklinge. Aber der Klang seiner Worte hatte etwas, was sie beruhigte, und sie schöpfte tiefer Athem, nun er zu ihr geredet hatte.

„Ich werde schon noch nach Schopfheim kommen," hob er wieder an, da sie nicht antwortete; „da magst Du mir Bescheid geben. Mit dem Vogtdienst wird's dann freilich nichts mehr sein, aber ich komme bei den Fürstenbergs oder den Sausenbergs schon wieder unter. Mir ist nicht bang! Halt Dich nur brav, und ich frag im goldnen Kometen wieder nach."

„Halt Dich brav!" klang's dem Mädchen im Ohr. Sie mußte an des Zugers letzte Worte denken, und die Schrecknisse der letzten Tage traten ihr plötzlich wieder so nah, daß des Lautenschlägers Herzenserguß wie ungesprochen in den Wind verhallte. Sie merkte es kaum, daß er ihr den Saumpfad zeigte, den sie nun allein fortwandeln sollte, und als er ihr zum Abschied einen Kuß auf die Wange drückte und sich dann eilig auf den Weg nach dem Frohnhofe zurückwandte, stand sie noch wie im Traume da, kaum wissend, was ihr geschehen war.

Erst nach und nach ward sie sich ihrer Lage klar bewußt und wie sie bis Schopfheim noch gar so weit zu wandern hatte. Sie sah sich nach der Richtung, in welcher sie gekom-

men war, um, und da der quer durch den Wald laufende Saumpfad ihr von früheren Gängen noch einigermaßen bekannt war, eilte sie mit großen Schritten dem Ziele ihrer nächtlichen Flucht zu.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Vorüber.

Seit wir zuletzt in der Cã doro verweilten, ist ein halbes Jahr verstrichen.

Der Tod des Dogensohnes hatte Tomasa von seinen Werbungen befreit, doch war der Hergang für sie längere Zeit Gegenstand peinlicher Verhöre gewesen, und als der Thatbestand endlich ihren Angaben entsprechend angenommen und sie selbst von aller Absichtlichkeit freigesprochen wurde, bedeutete man ihr, daß eine vorübergehende Entfernung von Venedig am raschesten den traurigen Vorfall in Vergessenheit bringen werde.

Sie hatte nur mit Widerstreben den Schluß der Untersuchungen abgewartet, um ihre Vaterstadt zu verlassen. Denn nun sie frei war, zog es sie nach Cypern hin, und jede Stunde Aufschubes dünkte sie ein Treubruch an ihrem unglücklichen Freunde. Ihr Palast blieb leer stehen. Ihre frühere Einsetzung in den Besitz desselben war bei den Unter-

suchungen nicht beanstandet worden. Aber ihr selbst war die Cã doro verleidet; sie hatte dort keine Ruhe mehr, und ohne Überwindung sagte sie sich von der Zeugin so vieler Thränen und so mancher durchwachten Nächte los. Mit hochpochendem Herzen betrat sie die Galeone, welche die Anker lichtete, um sie nach Cypern hinüberzuführen. Für Venedig war sie verschollen; um es ganz zu sein, ließ sie auch ihre entlassenen Diener in Unwissenheit über das Verbleiben ihrer Herrin.

Zur selben Zeit etwa traf in Cypern ein Schreiben des Dogen ein, welches den Cavaliere della Silva aus seiner Verbannung zurückrief. Waffengefährten des deutschen Edelmannes hatten im venezianischen Senat nach des Dogensohns Tode die früheren Anträge auf seine Zurückberufung mit Erfolg erneuert. Sie waren durchgedrungen. Rutker, obschon leidend und der wandelbaren Launen seines Schicksals müde, verabschiedete sich von dem ihm wohlwollenden Befehlshaber der Inselbesatzung und schiffte sich auf einer heimkehrenden venezianischen Galeere ein. Auf der Höhe von Ancona kreuzten die Galeere und die Galeone in erkennbarer Nähe. Tomasa stand auf dem Verdeck, als die breiten Segel der Galeere sich der Galeone näherten, um durch Laviren dem ungünstigen Winde eine schwache Unterstützung abzugewinnen. Die Capitaine wechselten einen Gruß. „Woher kommt die Galeere?“ fragte Tomasa den Steuermann ihres Schiffes, der gedankenlos über das Bugspriet seines Fahrzeugs hinausblickte. Er wendete den Kopf nachlässig auf die Seite. „Von Cypern,“ sagte er, durch die Flaggennummer rasch über die Herkunft des Staatsschiffes unterrichtet, und

guckte dann wieder über den Bugspriet geradeaus. Tomasa preßte eine Hand in die andre. „Cypern!“ lachte sie freudeselig auf. „Cypern!“ klang's in ihr nach, „Cypern, paradiesisches, himmlisches Cypern! Ich meine, alle Schiffe der Welt sind auf falscher Fahrt, wenn sie nicht nach Cypern zusteuern!“ Sie blickte in die Höhe. Der Wind füllte die Segel der Galeone, und tanzend flog das schöngebaute Schiff über die breiten Wellen der Adriatica. Die Galeere war bald außer Sicht, der Mann mit dem halbergrauten Kopfe, der von dem Bord der Galeere in's Meer hinabgeblickt hatte, während das andre Schiff vorübertanzte, richtete sich langsam auf; das Kommen und Schwinden da unten hatte ihn schwindelig gemacht; „wo's nur ein Ende hat!“ dachte er und holte mühsam Athem. So strichen sie an einander vorüber.

Als die Flaggenstangen auf dem Marcusplatze und die blitzende Kuppel des Domes im Abenddämmern dem weitblickenden Auge Rutkers erkennbar wurden, befiel ihn eine Unruhe, die ihm von schlimmer Vorbedeutung däuchte. Da lag sie ja wieder, die lockende Sirene, in allen Reizen ihrer unbeschreiblichen Eigenthümlichkeit, da lag dasselbe verzauberte Venedig von ehemals, das ihn immer von Neuem anzog, um immer von Neuem ihn fühlen zu lassen, daß ein Engel mit feurigem Schwerte den Rückweg in's Paradies ungetrübter Glücksfähigkeit dem einmal Gefallenen verwehre. Er fürchtete sich vor dem unschuldigen Auge Tomasa's, vor dem fragenden Blicke und dem liebreizenden Worte; denn noch lastete auf seiner Brust das verjährte Geheimniß seiner

Schuld, und so tückisch hatte das Schicksal ihn büßen lassen, daß er zur Stunde noch nicht mit Gewißheit wußte: war diese benarbte Hand wieder frei, war sie noch gebunden?

Als er die Gondel bestieg, die ihn vom Bord der Galeere nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, und als diese Gondel durch die belebten Canäle lautlos dahin glitt, stiegen Erinnerungen aller Art vor seinen Blicken auf und gemahnten ihn wie Schatten der Unterwelt, die nicht Ruhe finden können, bis sie gesühnt sind. Er sah im Geiste das Maskentreiben jener frühen Jugendtage, wo Tomasa ihm zum ersten Male nahe kam, um mit ihrer Kinderstimme und dem Zauber früh entwickelter südlicher Schönheit sein verwildertes Jünglingsherz wieder zu dem Glauben an Weiblichkeit und Reinheit zu bekehren. Er sah dann wieder die blausammtne Gondel und das forschende Auge, das aus ihr zu ihm hinüberblickte. Die Hand streckte sich unwillkürlich aus, als gelte es, noch einmal das thränenbenetzte Taschentuch aufzufangen, dessen wohlbekannter Namenszug ihn wie ein plötzlicher Sonnenstrahl geblendet hatte. Aber wie er auch starrte, fremde, fröhliche Gesichter waren's, denen sein suchender Blick begegnete — Tomasa sah er nicht. An dem Hause der schönen Tochter des niederländischen Tonmeisters vorüberfahrend, deren Gesang ihm vor Jahren die Seele mit Heimweh erfüllt hatte, meinte er das klagende Liebeslied jenes festlichen Abends zu hören; aber die Sängerin lag schon seit geraumer Zeit auf der öden Insel drüben, von der nur der Fährmann, nicht der Hinübergeführte, zurückzukehren pflegt, und wo aller Gesang ein Ende hat. „E morta!“

rief ihm der Gondolier zu, das Lauschen Rutkers bemerkend, und gewohnt, den ankommenden Fremden über die venezianischen Palastinsassen im Vorüberfahren abgerissene Mittheilungen zuzurufen. „E morta!“ — Die Cã doro kam in der Ferne zum Vorschein. Rutker wagte kaum hinüberzublicken, besorgt, der nämliche Zuruf werde ihm das dunkle Schicksal Tomasa's enthüllen. Aber es zog seinen Blick doch unwiderstehlich hinüber, und der Gondolier rief, von Neuem der Frage zuvorkommend, „è disparuta!“ — „Verschwunden!“ tönte es in Rutker nach. Er hatte nicht den Muth weiter zu fragen. „Verschwunden! Verschwunden! Und also Alles umsonst!“ Er fuhr mit der Hand über die Stirne. Die tiefen Furchen waren nicht mehr zu glätten. Er fühlte zum ersten Male etwas wie greisenhafte Müdigkeit.

Das waren die ersten Grüße, welche ihm die Dogenstadt entgegenrief.

Die Nacht noch verbrachte er in Nachforschungen und so auch die folgenden Tage. „Tomasa Anafesto?“ hieß es, und ein Achselzucken ersetzte die Antwort. „Es war ihr nichts zu beweisen,“ lautete die Auskunft von minder schonender Seite. „Sie hat ihr Wesen lange genug getrieben!“ Je mehr Rutker fragte, desto schwerer wurde es ihm um's Herz, desto banger durchzuckte es ihn bei jeder neuen Antwort. „Giftmischerin,“ hieß es zuletzt, „Giftmischerin aus Reue, aus Rache, aus Eifersucht, aus Überdruß —“ ein Jeder hatte einen neuen Grund in Bereitschaft; denn Jeder legte den Beweggründen Tomasa's diejenige Eigenschaft bei, die ihm selbst am natürlichsten war.

In Rutkers Brust drohte ein alter Unglaube wieder sein Haupt zu erheben, der Unglaube an weibliche Tugend. Es spielte zuweilen ein bittres Lächeln um seinen Mund, und wer ihn in seiner leichtfertigsten Zeit gekannt hatte, mochte bei diesem Lächeln mit Entsetzen inne werden, wie wenig jahrelanges Leiden ein leichtsinniges Gemüth vor Rückfällen sichert. Aber mehr noch! Was ihm Niemand sagte, flüsterte ihm eine innere Stimme zu: „Wer war an Deiner Gefangenschaft, wer an Deiner Verbannung Schuld?“ Er wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken; Fluch und Verwünschung gegen die Venezianerin schwebten auf seinen Lippen, so oft der Argwohn sein Herz beschlich. Die Wehmuth über verlorne Jahre, über begangene Schuld, über verursachte Schmerzen war von ihm gewichen. Er fühlte sich aus härterem Gusse, als er's zu sein je geglaubt hatte. Nur den spöttischen oder gar mitleidigen Blicken, denen er zu begegnen meinte, war er nicht gewachsen. Sie drängten ihn, Venedig zu verlassen.

Als er zum letzten Male die Piazzetta betrat, um der Lagunenstadt mit einem Scheideblick auf die unheimlichen Räume der Inquisition auf immer Lebewohl zu sagen, hielt ihn ein starkes Volksgedränge auf, durch dessen Dichtigkeit er vergebens sich den Weg zu seiner Gondel zu bahnen suchte. Ein riesiges Bild Tizians wurde ausgeladen, um, ehe es in die Kirche della carità gebracht wurde, auf dem Markusplatze allen Venezianern gezeigt zu werden. Auf der bedeckten Gallerie des Dogenpalastes stand der alte Meister und bewachte mit Ängstlichkeit die Handgriffe der Arbeiter,

welche das Bild aus der Gondel hoben. Sein langer, weißer Bart, sein schönes, scharfes Profil, wie es uns die Büste auf Roms Passeggiata vergegenwärtigt, fesselten die Blicke des Deutschen, und er dachte milder an Tomasa, da ihm in's Gedächtniß kam, daß dieses selbe edle Auge einst wohlgefällig auf der Venezianerin geruht hatte, als seine Meisterhand ihre Züge auf der Leinwand verewigte.

Mit Mühe riß Rutker sich von dem Anblick Tizians los, nun ihn die Volksmenge von der Piazzetta auf den Markusplatz zurückdrängte. Man stellte das Bild auf ein zwischen den Flaggenstangen errichtetes Gerüst, und als es enthüllt ward, wiederhallte der weite Raum von den begeisterten Evviva's der unübersehbaren Zuschauermenge. Es war das nämliche Bild, welches noch heute in schönster Farbenfrische den Besucher der venezianischen accademia delle belle arti zur Bewunderung hinreißt: der erste Tempelgang der kleinen Maria. Mit mädchenhafter Sittsamkeit, überaus kindlich und voll Einfalt, steigt sie allein die Tempelstufen hinauf. Oben erwartet sie der Hohepriester, erstaunt über die strahlende, kleine Erscheinung. Die Verwandten stehen am Fuße der Treppe und begleiten die schüchterne Kirchgängerin mit Blicken, aus denen so Theilnahme, wie freudigstolze Bewunderung leuchtet. Es ist nicht möglich, Unschuld, Einfalt, sittige Scheu und Mädchenhaftigkeit rührender zum Ausdrucke zu bringen.

Rutker hatte nicht hingeblickt, als der Vorhang zurückgezogen wurde. Seine Blicke waren durch den Meister selbst gefesselt, der, von zahlreichen Freunden umgeben, auf einem

altanartigen Seitenbau des Gerüstes erschienen war; die Jugendkraft des Greises beschämte und erfrischte ihn zugleich. Als Tizian sich aber abwandte, blieb Rutkers Auge an der kleinen Maria hangen; und es kam, je länger er sie anschaute, immer deutlicher ein Gefühl über ihn, das seit Jahren ihm bis zum völligen Vergessen verklungen war, und das sich jetzt mit jedem Augenblinken mächtiger in ihm regte: Sehnsucht nach einem Kinde! — Die weichtönenden Saiten seines Innern begannen zu klingen; leise war der Klang und schüchtern wie das kleine Mädchen, das die Tempelstufen emporklomm; aber immer lauter rief's in ihm und immer stürmischer, bis er beide Hände vor's Gesicht schlug, um nicht die Thränen zu verrathen, die ihm die Wangen netzten. Wankend und fast der Übermacht seiner Bewegung erliegend, kam er aus dem Gedränge auf die Piazzetta zurück. Ein Gedanke, der ihn früher öfter beschlichen hatte, war wieder in ihm zu Worte gekommen: „Lebt doch vielleicht ein Kind, das Deinen Namen trägt?“ Die kleine Maria stand noch vor seinen Blicken. Er sah sie mit sittsamer Befangenheit und doch mit dem verständigen Eifer eines früh geweckten Kindes die Stufen erklimmen, das Röckchen mit der einen Hand in die Höhe hebend; er sah die strahlende Freude der ihr verwundert zuschauenden Ältern und Angehörigen und das theilnehmende Entgegenkommen des Hohenpriesters, — und er dachte sich in die Verlassenheit eines Kindes hinein, dem alle diese Liebe und Hut fehlte und dessen Vater in diesem Augenblicke vielleicht in pflichtenloser Unthätigkeit umhertrieb, statt sich seines Kindes zu erbarmen.

Von seiner Bewegung noch willenlos beherrscht, erreichte er die Reisegondel. „Wohin?“ rief der Fährmann.

„In die Heimath!“ klang es deutsch zurück; denn Rutkers Gedanken waren nicht mehr in Venedig.

„Tedesco!“ brummte der Gondolier vor sich hin. „Padova?“ fragte er, die gebräuchlichste Heerstraße nach dem Norden andeutend.

Rutker nickte, und die Gondel verließ die Stufen der Piazzetta.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Dinggericht.

Im Meyerhofe gab es vom frühen Morgen an wieder vollauf zu thun. Dorly wurde allenthalben gesucht; da der Meyerin aber einfiel, sie habe dem Mädchen Tags vorher aufgetragen, im Morgendämmern sich nach dem Fischhause auf den Weg zu machen, so besorgte sie mit ihren Mägden ohne Dorly's Hülfe, was zum Imbiß der Gäste und zur Speisung der rechtsprechenden Huber nöthig war.

Unter der Linde saß der Vogt mit seinen Genossen, wie er am Abend vorher gesessen hatte, und die Meyerin tischte abermals ein Gericht mehr auf, als sie zu geben brauchte. Die Laune des Vogts war aber nicht die beste, und Ritter

Eitel mußte sich manches barsche Wort gefallen lassen. Der Lautenschläger hatte für gut befunden, dem Gesichtskreise seines Gebieters möglichst fern zu bleiben; er hielt sich mit seinem Edelfalken in der Nähe des Hühnerhofes, wartend bis die Hühnermagd seinem Jagdvogel abermals ein schwarzes Huhn opfern werde.

Der Dornstetter lag auf seinem Strohsack im festen Schlaf. In der Nacht hatten ihn zwei Stunden lang schwere Träume verfolgt, bis er sich ermunterte und den mächtigen Weinkrug nach und nach völlig leerte. Seitdem war er wieder eingeschlafen und zwar so tief, daß keine Aussicht schien, ihn im Laufe des Gerichtstages völlig wach zu machen. Dem Orgler schwand dadurch die letzte Hoffnung, von ihm etwas über Sibylla zu erfahren oder ihm von Nutzen sein zu können. Nach einem kurzen Besuch im Gefängniß ging er zu den Zwillingen, um sie nicht außer Acht zu lassen. Es war ihm von dem Lautenschläger über Dorly's Flucht etwas zugeflüstert worden, das ihn nachdenklich machte. Er überlegte, was ihn noch an den Wald fessle. Die Pergamente waren fort; die Lutherlieder wagte er nicht mehr zu spielen; mit der Wetterhexe anzuknüpfen, setzte ihn und die Kinder dem Zorn des Probstes aus, — klang ihm doch noch die barsche Abweisung des Letztern in den Ohren. Aber das Wandern hatte er auch herzlich satt, und am Ende war Sibylla ja noch lange nicht mündig. Man konnte sich's immer noch überlegen.

Inzwischen stieg die Sonne höher, und als die Mittagsstunde heran kam, fanden sich die vierundzwanzig geschwor-

nen Rechtsprecher nach und nach im Frohnhofe ein. Die übliche Beköstigung war für sie in Bereitschaft, zwar nicht auf gedeckter Tafel, doch unverkürzt, eher etwas reichlicher als nöthig. Der Meyer, von früh an schon wieder im Brustharnisch umherkeuchend, schüttelte Einem nach dem Andern die Hand und trank seinen Theil von dem Weine mit. Allmälig fanden sich auch solche Geladene ein, die nur in ihrer Abhängigkeit vom Gotteshause und wegen Landbesitz von sieben Fuß breit und lang zu erscheinen verpflichtet waren. Sie mußten sich selbst beköstigen und brachten den Mundbedarf im Knappsacke mit. Da bei jedem der drei Jahresgerichte der Dingrodel verlesen und von Neuem beschworen wurde, diesmal aber das Jahresgericht mit dem peinlichen Gericht zugleich abgehalten werden sollte, um nicht zwei Gerichte nah auf einander folgen zu lassen, so durfte sich Niemand, „so lieb ihm drei Schillinge waren,“ dem Gerichtsgange entziehen.

Die meisten Anwesenden trugen Schwert und Spieß. Der Vogt hatte die Befugniß, vor Beginn der Sitzung die Ablegung der Waffen anzuordnen. Er ließ sie indessen nur die Spieße in's Feld hinaustragen und dies auch nicht aus Sorge vor Gewaltthaten, sondern weil das Niederstoßen der schweren Stockwaffe beim Stimmenabgeben ihn allemal verdrossen hatte.

Innerhalb des Frohnhofes, dessen Pforten heute ausgehoben waren, standen vierundzwanzig eichene Holzstühle im Halbkreise; ihnen gegenüber, auf einer Steinerhöhung, befanden sich zwei lederüberzogene Sessel, stark mit goldnen

Knopfnägeln beschlagen und schwer genug, um zweien kräftigen Trägern zu schaffen zu machen. Der eine, für den Vogt bestimmte, ragte zwei Zoll über den andern empor; dafür hatte des Abtes Sitz einen goldbetreßten Baldachin. Der Rücken dieser Sessel war dem Hauptgebäude zugekehrt, so daß dem Vogte von seinem Sitze aus der Blick über die tiefer sitzenden Rechtsprecher und die um sie herumstehenden Gemeindegenossen gestattet war, zugleich aber durch die ausgehobenen Hofpforten hinter der Versammlung die Aussicht in's Freie offen blieb. Er konnte somit Alles, was drinnen und draußen vorging, überwachen. Zwischen dem Halbkreise der vierundzwanzig Huberstühle und dem Raume für die Stehenden war aus jungen Tannenstämmen ein trennendes Geländer hergerichtet. Der Amtmann des Klosters hatte seinen Platz an dem rechten Flügel des Halbkreises hinter einem Tische, und der Schreibersitz war unmittelbar neben ihm, Beide etwas tiefer als Abt und Vogt; des Letztern Rechnungsführer pflegte dem Schreiber gegenüber zu sitzen.

Der Probst hatte dem Vogt seinen Gruß entbieten lassen und wegen zunehmenden Unwohlseins den Bruder Hans gesandt. Sammt Amtmann, Schreiber und Gerichtsstab fand sich derselbe kurz vor Mittag auf einem reichbeschirrten Maulthiere ein. Es war das erste Mal, daß er diese Vollmacht hatte, und das Gefühl seiner neuen Würde gab seinen schmalen Wangen einen Schimmer von Jugendfrische. Seine Haltung blieb indessen demüthig und sein Blick vermied es, umher zu schauen. Bei seinem Kommen küßten ihm die wenigen Weiber, welche ihre Männer begleitet hatten, Hand

und Gewand; einige der Männer ersetzten dies Unterwürfigkeitszeichen durch eine Geberde, indem sie das rechte Knie etwas bogen. Die Meisten aber blickten in andrer Richtung, um sich von jeder Begrüßung fern halten zu dürfen.

Nachdem Alle auf ihren Plätzen waren, der magere Bruder Hans mit dem Stab in der Rechten neben dem stattlichen Vogt, ihnen gegenüber die Rechtsprecher und die Gemeinde, und nachdem der Schreiber seine Papiere vor sich ausgebreitet und seine Feder in das durch den Tisch gebohrte Dintenhorn getunkt hatte, erhob sich der Amtmann des Stiftes, um dem Waibel den Namensaufruf der Anwesenden aufzutragen. Es war seit Jahren unterblieben, vor diesem Geschäft Umfrage zu halten, ob Richtenszeit sei. Da aber die Strafgelder der Abwesenden eigentlich nicht erhoben werden durften, wenn jene Umfrage vergessen worden war, so winkte der Bruder Hans dem Amtmann, und dieser holte das Versäumte nach. Die Rechtssprecher traten zusammen. Ihr Wortführer, Leupold Hufnagel, bat um Bedenkzeit. Nach erhaltener Bewilligung und nachdem sie eine Weile die Köpfe zusammen gesteckt hatten, nahmen sie ihre Plätze wieder ein und Hufnagel erklärte: es sei Richtenszeit. Nunmehr erhob der Waibel seine Stimme, und bei jeder Antwort des Aufgerufenen kreuzte der Schreiber den Namen des Dingpflichtigen an; die Nichtantwortenden erhielten einen lang geschwungenen Federzug, worauf der Schreiber große Sorgfalt verwendete und der soviel wie drei Schillinge Buße bedeutete. Der Rechnungsführer des Vogts schnitt ebenso oft eine Kerbe in ein vor ihm liegendes in drei Stücke getheiltes

Faßband, das kleinste bekam die Kerben für Pfundstrafen, das mittlere die für Schillinge, das größte die für Pfennigstrafen; er behauptete immer, das Schreiben gehe viel langsamer und sei nicht halb so zuverlässig.

Nach Beendigung des Aufrufs fanden sich noch einige Verspätete mit erhitzten Gesichtern ein, die der Amtmann nicht mehr zum Namensaufruf zulassen wollte. Leupold Hufnagel wandte indessen ein, so lange die Ablesung nicht begonnen habe, dürfe der Zuspätgekommene sich über die Säumniß rechtfertigen, und da die Rechtssprecher zustimmten, so mußten etwelche Federschnörkeleien wieder beseitigt werden und des Vogts Rechnungsführer hatte ebensoviel Kerben wegzuglätten, was er nicht mit dem freundlichsten Gesichte that.

Darauf stellte der Amtmann die übliche Frage: was und wie er richten solle, worauf der Wortführer von Neuem um Bedenkzeit bat und nach erhaltener Bewilligung und abermaligem Zusammentreten der Rechtssprecher mit der Rückfrage antwortete: „Hab' ich denn Erlaubniß zu sagen?“ Der Amtmann erwiderte: „Ja, ich höre es gern!“ und der Wortführer erklärte nun: es solle nach Hofrecht gerichtet werden.

Der Schreiber hatte schon ein verwittertes Pergament in Bereitschaft. Ein Wachssiegel in zinnerner Kapsel hing daran, und mit einem rothseidnen Band war's zusammengehalten. Der Amtmann nahm's ihm ab, hielt's in die Höhe und begann dann die Verlesung:

„Dis sint die recht vnd die alten gewohnheit, die man

alle jar offnen sol in den dinkhof ze Remetswihl. Uf dem geding hat daz gotzhus ze sant Blesyen dristo (3) geding in dem iar. Dz erst an dem mentag nach sant Ilarientag, dz ander an dem mentag ze vsgenden osterwochen, dz drit an sant Johanstag vnd wird erteilet da, daz ein jeglich gotzhus man oder der belehnet ist vom gotzhus, und ze sinen tagen ist komen, da soll sin an (ohne) Fürgebott, an die, die nüt huld hend gethan, den sol man dar gebietten."

Als der Amtmann soweit gelesen hatte, suchte der Waibel die zu ihren Tagen Gekommenen, die noch nicht gehuldigt hatten, zusammen und wies ihnen zwischen dem Ziehbrunnen und dem Hühnerhof einen Stehplatz an, wo sie sich bis zu Verlesung des Uebrigen in Bereitschaft zu halten hätten.

„Wer och den andern da beklegt," fuhr der Amtmann fort, „vnd grift mit kleg of dem geding, wanna die sind vnd wes herren die sint, die sent ein andres rechtes korsam sin da of den tag. Es sol och nieman da erteilen, den (als) der ein gotzhusman ist oder belehent ist, vnd huld getan hat, weder umb eigen noch umb lehen, vall (Sterbeabgabe) oder zins oder erben."

Es folgten dann die Aufzählung der Leistungen und Abgaben, der Bestimmungen über das Pfandrecht, über die Dauer der Freistattsvergünstigung im Frohnhofe, über die Beerbung der Sterbenden, über die Taverne, über „mas und meß mit eines aptes zeichen daran," über Bannholz, über die Mühlen.

„Dz Gotzhus hat och twing vnd ban schutz vnd nutz, vnd allii recht an die größen Fravelina“ (Frevel).

Fällt ein Gotteshausmann in Gefangenschaft, hieß es weiter, so soll ein Herr von St. Blasien einen Tag und eine Nacht um ihn reiten und um ihn werben, und ein Vogt desgleichen, bis diesem der Steigbügel unter den Füßen zerreißt.

Nachdem noch hinzugefügt worden war, daß, wo das Gotteshaus zwei Schillinge Buße nehme, der dritte Schilling dem Vogt zu Gute komme, und daß, wenn das Gotteshaus darauf verzichte, der Vogt ebenfalls Verzicht leiste, so nahm der Bruder Hans sämmtlichen anwesenden Gemeindegenossen den Eid ab, daß Alles so gehalten werden solle, und darauf huldigten ihm die zwischen Hühnerhof und Ziehbrunnen zusammengetriebenen Mündiggewordenen. Dem Vogt wurde dann ebenfalls Treue geschworen, dann dem Meyer, dessen volles Gesicht eine möglichst gewalthaberische Miene annahm; dann endlich auch dem Waibel. Der Amtmann las die Eidesformel vor. So kam der Eid in üblicher Form „mit gelehrten Worten und aufgehebten Fingern“ zu Stande.

Da sich das Gotteshaus vorbehalten hatte, bei Gebresten an „siner Notpfrund, an sinen güttern, an sinen einsen“ zuerst an die Reihe zu kommen, so trug der Amtmann die hier in Betracht kommenden Fälle vor. Meist handelte es sich um rückständige Abgaben. Die Schuldigen vertheidigten sich, brachten auch Zeugen bei, daß sie gezinst hatten oder noch nicht zinsen konnten, und nach mancher Für- und

Widerrede, bei der sich Bruder Hans mit großer Vorsicht benahm, sprachen die vierundzwanzig Huber das Recht. Es fand sich von einem Gericht zum andern so manche Gelegenheit für das Kloster, auch gegen den Rechtspruch das durchzusetzen, was es durchsetzen wollte, daß Bruder Hans sich wol hütete, gegen ungünstige Entscheide sich hier mehr als zweckmäßig aufzulehnen; ohnehin stand die Appellation an zwei weitere Gerichtsstellen frei, und das Kloster ließ es dann auf die folgenden Schiedssprüche ankommen, indem es in der Zwischenzeit von seiner Oberherrlichkeit möglichst ausgedehnten Gebrauch machte. Da die Klosteransprüche wegen des Helwenbühler Tannichs noch nicht günstiger als bei dem letzten desfallsigen Versuche standen, so war der Bruder Hans mit einer Forderung auf ein abgelegenes Stück Wald hervorgetreten, über dessen Besitz die Gemeinde keine schriftlichen Belege hatte. Er ließ also vortragen: der Wald sei Klostergut und die Abgaben davon seien künftig gleich denen des übrigen Forstgebiets zu entrichten. Schon bei der Ansagung des Gerichtstages mußten Ansprüche solcher Tragweite angemeldet werden, und so hatten sich die nächst Betheiligten nach Zeugen und Fürsprechern umzusehen. Einige der Rechtsprecher waren durch Verwandtschaft der Partheilichkeit verdächtig, weshalb sie austreten und durch Andre ersetzt werden mußten. Nun führten die Fürsprecher aus, daß seit länger denn „zwei Mann Gedächtnisse" sie mehr denn hundert Jahr „ohne meniglichs Verhinderung und Ansprach" das Waldstück innegehabt, genutzt und genossen hätten; woher jetzt des Gotteshauses Anspruch

komme? Darauf erwiderte der Amtmann: Zwing und Bann im Walde sei des Klosters; es habe „darin zu jagen und zue vogeln vnd sust niemant“, worauf die Fürsprecher entgegneten, diese Oberherrlichkeit stehe dem Kloster zu, weiter aber nichts, und es sei nie früher Einsprache wegen des Waldes erhoben worden. Der Amtmann berieth sich mit Bruder Hans und gab dann einige Fälle an, wo früher bereits von andrer und Klosterseite Ansprüche geltend gemacht seien. Das sei, erwiderten die Fürsprecher, von der Frau von Buchau und Herrn Hans von Hartstein in der Weise geschehen, daß dieselbige Frau ihnen den Weg über ihre Güter verlegt habe, aber nicht den Wald. Ihr früherer gnädiger Herr habe der Frau dagegen den Weg durch die feuchte Au verlegt und darauf sei ihr Verbot zurückgenommen worden. Später habe er selbst Ansprüche gegen die Bauern erhoben, sie hätten sich aber nicht gefügt. Auf dem Landgericht seien sie zu Dreien erschienen, und da er nicht gekommen sei, hätten sie gefragt: sintemal niemand käme, wie sie doch hinfüro sich halten sollten? Da sei ihnen geboten worden, heimzuziehen und wie bisher ihr Allmendt inne zu haben. Es habe sich auch später begeben, daß dem Scheckenmeyer ein Haus abgebrannt sei und er die gnäd'ge Frau gebeten habe, ihm Holz aus der Allmendt zu erlauben; als er aber gefällt habe, seien sie zu derselbigen alten Frau gegangen und hätten ihr das alte Herkommen gesagt, wie sie das gefällte Holz zerhauen müßten und hätten sie gebeten, das nicht übel zu nehmen. Sie hätte zwar in Gnade dagegen geredet, aber sie hätten's zerhauen. Und da etliche neue Meyer in's Thal gekommen

seien, um zu erfragen, wie das Herkommen sei, sie wollten es auch mit aufrecht erhalten helfen, so wären sie und die andre Parthei einig geworden, zusammen zu kommen, und da hab's der alt' Löschly ausgemacht; er habe den Lachenbaum (Grenzbäume mit eingehauenem †) mit setzen helfen, und in Sanct Roma sei der „Weinkhauff zue einer gedächtniß“ getrunken worden.

Von der Theilnahme an diesem uralten Brauche, Vergleiche durch ein äußeres Zeichen, wie hier das Pflanzen eines Markbaums und durch ein gemeinsames Mahl, wie der Weinkauf, dem Gedächtniß besser einzuprägen, dem Ohrenzupfen ähnlich, das bei der Zeugenschaft im bayerschen Lande üblich war, — von dieser Theilnahme wollte der alte Löschly nichts wissen. Er habe weder mit getrunken noch mit gegessen, habe bei der Lache zwar geholfen, aber nicht in seiner Eigenschaft als damaliger Amtmann. Darauf erbot sich der Fürsprecher, andre Zeugen vorzubringen. Zugleich holte er einen vergilbten „Kundschaftsbrief“ hervor, den er dem Klosteramtmann zum Vorlesen einhändigte. Nach flüchtiger Durchsicht des Inhalts Seiten des Bruders Hans, verlas der Amtmann die wesentlichsten der darin enthaltenen Aussagen:

„Des ersten sagt Haintz Reckh, ain mann bey hundert jahren alt, der sagt uf sine ayde, vor gericht gethan, wie ihm von seinem vatter, der auch ain hundertjähriger mann vor sinem todt worden, mehr dann einmal gewyßt und geseyt, eigentliche und gemeine allmend sy, und von ihren vordern bis uf inn ererbt her bracht, und daß sie den wald“ zu nichts

brauchen sollen, als zu ihren Bauten und Nothdurften, und fällte ja einer darin und er unterstünde sich, das Holz zu verkaufen oder sonst zu „verschlaichen", so sei ihre Gerechtigkeit und ihr altes Herkommen, daß sie das Holz ihm zerhauen mögen, wo sie es finden, und läg es selbst unter der Brücke zu Brenden. Und es habe sich begeben, daß fremde Gesellen in das Thal zogen, die wollten erfahren, was Rechtens sei, damit sie es mit aufrecht hielten. Da sei der Löschly selbst dritt gekommen als ein Amtmann und habe geredet:

„Lieber Haintz Reckh, zeige mir eine kundbarliche Sache!" Da habe Reckh ihn zu einem Lachenbaum geführt, der sei größer gewesen als ein Stubenofen. Da habe Löschly mit seinem „Steckle" daran geklopft und gesagt: „Reckh, das ist ein recht schuldig lachen; es ist freilich in hundert Jahren nit daher kommen." Darauf seien sie über alle Punkte einig geworden und haben in St. Roma einen Weinkauf getrunken.

Der alte Löschly schüttelte zu diesem Zeugniß den Kopf, nicht gerade verneinend, aber doch, als meine er, damals mit trocknem Munde davon gegangen zu sein, eine Ansicht, die den andern bei einem Amtmann sehr unwahrscheinlich dünkte.

Dann folgte in dem „Kundschaftsbrief" das Zeugniß von Hans Hainy, eines Neunzigjährigen, der da sagte, daß er all sein lebtag um den spaan, den er jetzt merk, gewandelt und nie anders hört hab, als daß der Wald der Gemeinde gehöre. Darauf bestätigte der sechszigjährige Matthis Bächler, er habe in seinen jungen Tagen bei seinem Schwiegervater Hanßen Burgbacher gedient; da sei denn Martin

Schnider seliger von Mellingen gekommen und habe gebeten, die Gemeinde möge ihm erlauben „ein stuben in ihrem Albmendwald zu hauen.“ Da seien Alle willens gewesen bis auf Einen, der hieß der Fritzsch, saß in Berau. Der sagte: er wolle nicht, — was er denn von dem Schnider hätt? Als sich's begeben habe, daß er, der Matthis Bächler, dann später eine Frau genommen habe, da seien ihm von dem alt Steffli, dem alt Heizmann, dem alt Wishaner, dem alt Großhans und dem alt Speckhans gesagt worden, der Wald gehöre der Gemeinde länger schon, als Jemand „erdenken möge.“ Gleiches hatte Auberly Bruch, ein fünfzigjähriger Mann, von seinem Vater selig gehört, der hundert Jahre gelebt habe. Cunrad Speckhammer, einer der damaligen sieben Kundschafter vor Gericht, wollte von einem vierzigjährigen Mann, zu „der halbenmyl“ gesessen, vernommen haben, diesem sei das Nämliche von seinem Vater gesagt worden, der ebenfalls ein „hundertjähriger Mann geachtet werde.“

Als der Brief zu Ende war, besprach sich der Bruder Hans eine Weile mit dem Amtmann, und dieser schob den Kundschaftsbrief in seine Ledermappe. Der Fürsprech aber, der seinen Blick nicht von dem wichtigen Schriftstück entfernt hatte, verlangte die Herausgabe, und ein Nicken des Mönchs bewog den Amtmann zur Wiederauslieferung des Papiers.

Inzwischen ward ein Greis zum Zeugeneide herangeführt. Hanß Meyer hieß er und galt für hundertjährig; der war nicht aus der Gemeinde. Vor sechszig Jahren, oder nahe dabei ungevährlich, sagte er, sei ihm sein Haus abge-

brannt. Da habe ihm seine gnädige Frau auf seine Bitte erlaubt, ein zimmer in ihrem wald zu hauen. Als er's aber gethan habe, seien die von Brenden und Berau gekommen und haben ihm das Holz in kleine Stücke zerschlagen, daß er dessen nicht genießen möcht, weil die gnädige Frau nicht das Recht gehabt habe, ihm das Holzfällen zu gestatten. Er sagte auch, bei einem spätern „Untergang" sei er mitgewesen und da habe der Löschly die Zehrung zu St. Roma gezahlt, wofür sie ihm ein halb hundert Holz und sechszehn „Tröm" zu hauen erlaubten. Nachdem noch sechs andre Zeugen vernommen worden waren, traten die rechtsprechenden Huber zu längerer Berathung zusammen und erklärten dann, daß wofern das Gotteshaus nicht bessere Gegenbeweise vorbringe, der Gemeinde ihr Wald verbleibe. Der Amtmann behielt sich vor, beim nächsten Gericht das Weitere zur Stelle zu schaffen.*)

Die Theilnahme der Anwesenden hatte sich indessen während dieses Rechtsstreits wiederholt in einer Weise bekundet, daß der Vogt zweimal mit Aufhebung des Gerichts drohen mußte. Es zeigte sich ein widerspenstiger Geist in Vielen, wie er dem Bruder Hans, so lange er sich um Dingangelegenheiten kümmerte, noch nicht vorgekommen war, und der ihm eine Beschleunigung der Gerichtssachen wünschenswerth machte. Besonders vorlaut benahm sich ein Mensch,

---

*) Diese Darstellung folgt im Wesentlichen dem in Grimm's Weisthümern I, pag. 397 mitgetheilten Rechtsstreit in Betreff des Hagbacher Waldes.

dessen Filzhut bald auf einem, bald auf dem andern Ohre, bald ganz im Nacken saß. Es war der Blitzbrück. Die Klunkermütze hatte, wegen des feierlichen Tages, der ehrbareren Kopfbedeckung, mit der er gewöhnlich „zu Kirch und zu Markt" ging, Platz machen müssen, doch verriethen seine Bewegungen das Gewohntsein eines verschiebbaren Kopfschmuckes. Neben ihm stand der Tüwinger. Er hielt sich meist auf einem Beine, da der von ihm Tags zuvor eigenhändig ausgebesserte Laschenschuh kniff und drückte, daß sich's kaum mehr darin ausdauern ließ. Der Remetswiler Tavernenwirth, der dem Amtmann näher stand und besser hörte, was an die Reihe kam, hatte dem Tüwinger versprechen müssen, ihn durch ein Zeichen zu benachrichtigen, sobald die hochpeinlichen Sachen an die Reihe kommen würden. Er wollte bei Zeiten den ihm verhaßten Verhandlungen über Leben und Sterben aus dem Wege gehen.

Mit diesem zweiten, dem Vogt obliegenden Theile des Dinggerichts ließ sich's indessen nicht so beschleunigen, wie der Bruder Hans es wohl gewünscht hätte. Der Angeklagte war nicht wach zu rufen, so sehr sich auch der Orgler und der Waibel um ihn bemühten. Da nun die Abwesenheit eines Verbrechers das Urtheilsprechen und Stabbrechen alle mal bis nah vor den Schluß der Sitzung hinausschob, d. h. bis „e die sonne unter zu genaden gienge", so wurde beschlossen, einige Stunden lang das Gericht aufzuheben, und sich während der Zeit zu neuer Arbeit zu stärken.

Als der Orgler, beunruhigt durch die ihn verfolgenden Blicke des Bruder Hans, aus dem Bezirk des Frohnhofes

trat und sich nach der Halde wandte, wo er die Zwillinge mit den Kindern des Meyers unter der Kuhmagd Aufsicht zurückgelassen hatte, zupfte ihn ein im Gebüsch Steckender am Aermel. Er sah sich um. „Was soll's?“ rief er, vergeblich unter des Andern Kapuze nach einem bekannten Gesicht spähend.

„Kennt Ihr mich?“ fragte der Verkappte hastig und ohne zum Abwarten der Antwort sich Zeit zu lassen. „Wo ist Dorly? Sah't Ihr sie im Hof?“

Der Orgler hatte den Bruder Meinhart zu selten gesehen, um ihn sogleich zu erkennen. Als er sich aber der Züge zu erinnern glaubte, fehlte ihm die weitere Erklärung über einen Zusammenhang zwischen der Tavernentochter und dem Sohne der Wetterhexe. „Was geht Euch Genz Funks Tochter an?“ sagte er, entrüstet über das, was er für den Einblick in ein neues Liebesverhältniß Dorly's hielt und über die Art, wie ein Mönch sich dazu bekannte.

„Fragt jetzt nicht danach!“ bat Meinhart athemlos, indem er den Orgler in's Gebüsch zog. „Es ist keine Minute Zeit zu verlieren. Nur sagt rasch, wo ist Dorly? Wir können nicht fort, wenn sie im Frohnhof zurückbleibt.“

„Sie ist nach Schopfheim geflohen,“ versetzte der Orgler, noch nicht fassend, was den Mönch zu dieser Theilnahme bewog.

„Gelobt sei Jesus und Maria!“ rief Meinhart, und hob die Hände empor. „Nach Schopfheim?“ setzte er, sich besinnend, hinzu. Es fiel ihm ein, daß dort das Lutherthum festen Fuß gefaßt habe, während die Waldstädte katholisch geblie-

ben waren. „So wenden wir uns auch dahin. Folgt mir, so rasch Euch die Füße tragen wollen; Ihr sollt Alles hören, wenn wir erst gesichert sind.“

Er ließ des Orglers Arm los und drängte sich durch die Büsche, um in's Albthal hinabzugelangen. Der Orgler gewahrte erst jetzt, daß der Mönch einen schweren eisenbeschlagenen Stock in der Hand trug. Ein Verdacht stieg in ihm auf. War's eine versteckte Falle des Bruders Hans? Galt's etwa, sich seiner Person zu bemächtigen, ohne der Hülfe des Vogts zu bedürfen? Und führte denn der eingeschlagene Weg nach der Halde, wo die Kinder waren?

„Keinen Schritt bringt Ihr mich weiter,“ rief der Orgler und blieb plötzlich stehen, „oder Ihr saget, was Ihr vorhabt. Nehmt Ihr Euer Mönchsgelübde zu leicht und müßt jetzt fliehen, — schlimm genug für Euch und für das sittenlose Mädchen. Ich werde meine Kinder nicht im Stich lassen. Geht, wohin Ihr's verantworten könnt zu gehen.“

Meinhart wandte sich hastig um, und den Arm des Orglers von Neuem fassend, um ihn fortzuziehn, sagte er mit geröthetem Angesicht: „Ihr thut dem Mädchen schweres Unrecht! Davon aber nachher. Wollt Ihr nicht mit, so bleibt! Die Kinder sind vorauf!“

Und ohne länger Zeit zu verlieren, setzte er seinen Weg durch die Büsche fort. Dem nacheilenden Orgler schlugen die zurückgebogenen Zweige in's Gesicht. Er folgte, ohne zu wissen wohin und warum; denn seit Meinhart die von Dorly eingeschlagene Straße erfahren hatte, lag diesem an dem Nachkommen des Orglers nur so viel, als er wünschte, die in der

Richtung des Flüßchens voraufgeschickten Kinder ihm raschmöglichst übergeben zu können. Er selbst wollte dem Mädchen nacheilen; denn seine Flucht konnte jeden Augenblick entdeckt und vereitelt werden, und was, sagte er zu sich selbst, mochte dann den Verlassenen begegnen!

Nach fünf Minuten athemlosen Folgens rief der Orgler von Neuem dem Mönche zu: „Wo find' ich die Kinder?" Und er faßte unwillkürlich nach dem Schwert an seiner Seite, denn wieder durchzuckte ihn ein Verdacht gegen die Absichten des geheimnißvollen Führers. Aber die Scheide war leer; das Eisen steckte ja noch im lockern Boden unter dem Masholder.

„An der Brücke finden wir sie," rief Meinhart, ohne sich umzuwenden. „Ich kam eben noch zur rechten Zeit."

„Waren sie nicht auf der Halde?" fragte der Orgler von Neuem, sobald er hinreichend Athem holte.

„Wendel Wippel ..." rief der Andre zurück.

„Der Einäugige? Was mit ihm?"

Aber der Weg war durch das viele Knieholz zu beschwerlich, um bei so rascher Flucht noch Frage und Antwort zu gestatten, und abermals verstrichen fünf Minuten, ehe der Orgler über das Vorgefallene weitern Aufschluß erhielt.

„Ihr eilt zu rasch," sagte er endlich, sich erschöpft an einen Baum lehnend und mühsam zu Athem kommend. „Die Brust hält's nicht mehr aus. Hätt' ich nur meine Kinder wieder!"

Meinhart stand still. „Gleich ist das Wasser erreicht," sagte er, und trocknete die Stirn. „Dorly, ich, Ihr, die Kin-

der — wir alle saßen schon halb auf den Leimruthen des Bruders Hans — heut' erst erhielt ich Gewißheit — nach beendigtem Gericht hätte er das Netz zugezogen, und Keiner wäre zu retten gewesen."

„Aber Wendel Wippel," unterbrach ihn der Orgler, „was sagtet Ihr von dem?"

„Er hatte die Kinder aufgefangen," versetzte Meinhart, „und war mit ihnen schon bis an die Wegscheide, als ich ihm begegnete. Sie schrien jämmerlich. Ich sprang ihnen zu Hülfe. Er wollte sie aber nicht loslassen. Sie seien dem Kloster verfallen, sagte er, der Dornstetter sei gerichtet. Kinder von Mördern fielen an's Kloster. Bruder Hans werde mir's schon klar machen."

Der Orgler schlug die Hände vor den Kopf. „Trug und Falschheit statt Gesetzen!" rief er; „die Kastenfeger und Bilderstürmer haben's kaum ärger getrieben!"

Meinhart biß sich auf die Lippe. „Den Stock hier, seht Ihr," sagte er, „hab' ich dem Landstreicher aus der Faust gewunden. Ich glaubte nie so starke Arme zu haben. Aber ich habe starke Arme, tüchtige Arme! Seht!" und er streifte den rechten Kuttenärmel in die Höhe. „Seit ich den Wippel zu Boden schlug, weiß ich, daß ich mich meiner Haut wehren kann. Es soll noch ganz anders kommen, als die's da Oben glauben. Die Mutter bring' ich auch noch aus dem Walde. Ich hab' mir's gelobt, sie nicht daheim zu lassen."

Ein Rabe, der durch's Gezweige rauschte, trieb den Mönch wieder zur Fortsetzung der Reise an. „Könnt Ihr nicht mehr mit," sagte er, zum Orgler gewandt, „da versucht's mit

meinen Schultern. Ich hab's zwar nie probirt, aber jetzt mein' ich's Jedem gleich thun zu können und wär's selbst dem heiligen Christopherus."

Der Orgler wollte nichts davon wissen. Er lehnte kopfschüttelnd ab und folgte dem Mönche, so gut es gehen wollte.

Dieser verkürzte aus Rücksicht auf seinen Gefährten den Schritt. „Daß der Bruder Hans laut mit sich selbst redet," sagte er vorausgehend, „ist mir zu Statten gekommen. Ich saß seit manchem Tage in der Bibliothek fest und mußte von früh bis spät abschreiben. Da hab' ich im Abenddämmern allerlei Reden in der Zelle nebenan gehört. Die Stimme war mir bekannt, aber wie kam sie dahin? Denn die Zelle neben des Probstes Schlafzimmer stand sonst leer. Ich wußte nicht, daß sich der Bruder Hans hinaufgebettet hatte, um dem Probste in seinen Fieberphantasien nahe zu sein. Es ist Alles, wie's der Zuger wohl ahnen mochte, und bring' ich die Mutter nicht zur Beichte aus dem Walde heraus, so vergiebt ihr kein Richter im Himmel, was sie hat anrichten helfen."

Der Orgler war durch den für ihn immer noch geflügelten Schritt zu sehr in Anspruch genommen, als daß er zu weiteren Fragen Athem gefunden hätte. Er folgte mit aller Anstrengung seiner seit Langem außer Übung gekommenen Kräfte und winkte mit der Hand dem Andern, seine Reise nicht zu unterbrechen, so oft dieser sich nach dem Orgler umsah, damit er nachkommen könne.

Endlich hörten sie Kinderstimmen, und der Orgler erkannte

sogleich die des Sigis. „Der Vater kommt," hörte er ihn sagen, „jetzt sei kein Haas und laß das Plerren!"

Der Schwarzkopf war noch nicht beruhigt, als der Orgler seiner ansichtig wurde. Sobald das Mädchen ihn aber gewahrte, versiegten ihre Thränen. „Sie hat nicht weiter wollen," sagte Sigis, bemüht, die Kürze des erst zurückgelegten Weges zu rechtfertigen, „und als ich ihr drohte, der mit dem einen Aug' werde wiederkommen, hat sie erst recht zu weinen angefangen."

Des Orglers Verdacht gegen den Mönch war jetzt endlich geschwunden, und als dieser zur Eile antrieb, säumte er nicht, ihm Folge zu leisten. „Wenn Du nicht mehr fortkannst," sagte Meinhart, sich im raschen Vorwärtseilen zu dem Mädchen umwendend, „so sag's und ich werde Dich tragen."

„Deß' wird's nicht brauchen," gab Sigis für sie zur Antwort, gewohnt, in des Schwarzkopfs Gegenwart sich selbst zuzutrauen, was irgend nur ein Andrer ihr leisten könne. „Meine Geige hat der grobe Mann mit dem Stock auch gefühlt. Ich hab's nicht so ruhig geschehen lassen, daß er uns griff." Der Orgler beachtete nicht, daß von des Sigis Geige nur noch der Hals in des Knaben Hand geblieben war und daß er die Waffe festhielt, als werde sie ihm noch ferner gute Dienste thun. „Vorwärts, vorwärts, Kinder!" rief er, „zum Schwatzen kommt die Zeit immer noch früh genug."

Er hatte kaum ausgeredet, als Hufschlag den Fliehenden zu Gehör kam.

Meinhart legte die Hand auf den Mund und ließ Alle rasch in's Gebüsch treten. In banger Spannung harrten sie des Heransprengenden.

Näher und näher klang das Geräusch. Sibylla verzog die Lippe. „Daß Du nicht weinst!“ drohte Meinhart und hielt sich bereit, mit seinem langen Gewande des Mädchens Mund zu verschließen, sobald ein Ausbruch ihrer Angst nicht länger zurückzuhalten war. Sigis starrte zitternd den Orgler an, dessen Lippen sich im leisen Gebet bewegten; er machte es ihm unwillkürlich nach, ohne in seiner Bangigkeit sich auf eins der vielen erlernten Gebete besinnen zu können. So standen sie eng aneinander gepreßt, schlecht nur versteckt durch das dünne Gebüsch und doch nicht mehr im Stande, einen bessern Schlupfwinkel aufzusuchen, ohne sich zu verrathen. Meinharts Herz pochte, daß er Mühe hatte, den Hufschlag von dem innern Herzensschlage zu unterscheiden. Seine Hand hielt den Eisenstock Wendel Wippels umklammert. Er machte sich auf die verzweifeltste Gegenwehr gefaßt.

Aber der Hufschlag verlor sich nach einer andern Seite. Die Bügel klappten klingend gegen einander, als habe Niemand im Sattel gesessen.

Die Flüchtlinge athmeten auf. Nachdem Alles wieder still geworden war, traten sie aus dem Gebüsch, und ohne sich länger Rast zu gönnen, eilten sie über die nahe Brücke.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Auf einsamer Straße.

Als die Stimmung in der Versammlung während der Rast immer erregter geworden war und der Vogt, die Schwäche seines Gefolges erwägend, keine Neigung zeigte, sich zu gewaltsamen Schritten drängen zu lassen, da hatte der Bruder Hans die beabsichtigte Verhaftung des Orglers aufgegeben und sich der persönlichen Gefahr durch beschleunigten Aufbruch entzogen. Der Raub der Zwillinge war, wie er annehmen durfte, dem Wendel Wippel gelungen, und so lange der Orgler diese Geiseln in des Stifts Händen wußte, war es nicht wahrscheinlich, daß er den Wald verlasse. Es galt, zeitig genug in's Kloster zurückzukommen, um den Bruder Meinhart in Verwahrsam zu bringen, ehe beunruhigende Nachrichten über die heutige Sitzung den Probst wieder unentschlossen und bedenklich machen konnten.

Er ritt deshalb dem Schreiber und Amtmann voraus und spornte sein Maulthier in den schnellsten Galopp hinein, dessen das wohlgenährte Thier fähig war und der doch seinem eignen Sattelsitz noch keine Gefahr brachte. Die ungewohnte Bewegung wirkte anregend auf seine Nerven zurück. Seine Einbildungskraft belebte sich. Er fühlte, trotz der keckeren Haltung der Wäldler, schärfer, als er es je gethan hatte, wie sehr er Allen weit und breit überlegen wär

und wie Vieles in seiner Hand liege. Der Abt ein kränkelnder Bücherwurm, sein Vertreter auf dem Siechbette, vielleicht auf dem Sterbelager, ein Gespensterseher, der ihm früher oder später den Krummstab abtreten werde. . . Er verweilte bei dieser Lieblingshoffnung, deren Erfüllung ihm immer näher zu rücken schien. Denn wie er auch die übrigen gleichberechtigten Bewerber im Geiste durchmusterte, Keiner von Allen dünkte ihm ein gefährlicher Nebenbuhler: so sehr hatte sein Übergewicht in der letzten Zeit zugenommen. Was ihm zu dieser Stellung verholfen hatte, war dadurch fast in den Hintergrund getreten. Er hatte einer Handhabe bedurft, um dem Probste beizukommen und sich aus seiner tiefen Stellung in die unmittelbare Nähe des Obern hineinzuarbeiten. Zu dieser Handhabe ward die ihm eigene Fähigkeit, jedem Dinge und so auch jedem äußersten Mittel eine nüchterne Seite abzugewinnen, die es annehmbar erscheinen ließ. Der Geiz des Probstes bedurfte solcher Mittel und seine Scheu vor wirklichen Verbrechen solcher Beschönigung. Um sich dem Probste werthvoll zu machen, mußte er dessen Geiz befriedigen; um ihm unentbehrlich zu werden, war es nöthig, die Mittel zu dieser Befriedigung immer gerechtfertigt erscheinen zu lassen; um ihn völlig zu beherrschen, galt es, ihn in Wagnisse zu verstricken, die seinem Temperament nicht natürlich waren und die das Bedürfniß eines Rückhalts fortwährend in ihm schärften. Der Testamentsstreit ließ sich nach allen Richtungen hin zu Erreichung dieser Zwecke ausbeuten. Er verwickelte die ohnehin schwer zu übersehenden Geschäfte, die dem Probste oblagen, gab Gelegenheit zu

einem verzweigten Geheimtreiben, das den angebornen Neigungen des Mönch gewordenen Findlings entsprach, und konnte, wenn glücklich beendigt, trotz der Regeln des heiligen Benediktus, ein Zuwachs von Macht werden, der sich auf Umwegen in ersprießlichster Weise ausnutzen ließ. Daß auch ein Sterben des Probstes vor geendigter Angelegenheit ihr nicht eine neue Wendung geben konnte, dafür meinte er durch seinen Rechtsbeistand in der Schweiz gesorgt zu haben.

Die Bewegung unter den Bauern war ihm während des scharfen Ritts immer geringfügiger erschienen, wie sie es denn bei der Macht des Stifts und seinen mancherlei schirmherrlichen Verbindungen in Wirklichkeit war. Er trug sich mit Plänen über neue Abgaben und über größere Beschränkung der Rechtsprecherbefugnisse. Die Fürsprecher namentlich mußten abgeschafft werden; der Waldstreit hatte von Neuem gezeigt, wie unbequem sie waren.

In diesen Gedanken vertieft, sah er nicht, daß eine ihm wohlbekannte Gestalt ihm von Weitem entgegen kam. Als der Schritt des Andern sein Ohr traf, fuhr er wie aus einem Traume auf und riß das Maulthier im Gebiß, mehr aus Überraschung, als damit es stehe. „Hab' ich Euch doch kaum erkannt,“ rief er dann, das Gesicht des Bettelmeyers unter dem breiten Hutrande gewahrend. „Wohin des Wegs?“

Aber der Angeredete schien nicht in der Stimmung, um im gewohnten Tone mit dem Mönch zu reden, und daß er nicht schmunzelte, verrieth dem Klosterbruder eine nicht eben erwünschte Laune des einsamen Fußwandrers.

„Kommt Ihr schon zurück ..?“ hob der Letztere an,

indem er den Zusatz eines „Erzschelms,“ der ihm schon auf der Zunge saß, mit Mühe verschluckte und mit hochrothen, erhitzten Wangen nah' an den Kopf des Thieres herantrat.

„Geht auf die Seite!“ rief der Mönch, das Maulthier zurückreißend. „Warum habt Ihr Euch so lange nicht sehen lassen? Wendel Wippel bringt Euch noch um die Klosterkundschaft.“

„Kommt Ihr schon zurück?“ fragte der Bettelmeyer, von Neuem näher tretend, „und ist's wahr, daß der Dornstetter heute unschuldig gerichtet worden ist?“

„Unschuldig?“ sagte der Mönch, unklar, ob der Bettelmeyer das Gegentheil sagen wolle, und noch nicht begreifend, was ihm plötzlich angewandelt sei.

„Ist er gerichtet?“ fragte der Andre, nach dem Zaum greifend und den eisenbeschlagenen Stock in der Faust wiegend. „Und Ihr wußtet, daß Ihr mich gedungen hattet!“

„Euch?“ stammelte der Mönch todtenbleich, und zerrte vergebens am festgehaltenen Zaum. „Wir sprachen nicht von dem Fremden. Vor dem Dornstetter warnte ich Euch. Seid froh, daß er Euch nicht mehr nachstellt. .“ Er wollte von dem Waldshuter Galgen etwas hinzufügen, aber ihm versagte das Wort; denn der Mörder des Zugers holte zum Streiche aus.

„Diebischer Büttel Du!“ rief der Bettelmeyer, indem er den Stock in der Luft schwang, als suche er die tödtlichste Stelle an des Mönchs entblößtem Schädel, „hast Du mich

von Haus und Hof getrieben, und zum Wegelagerer und Todtschläger gemacht, und ließest mir jetzt auch nicht einmal Zeit, daß ich mich dem Gericht stellen konnte, weil doch ja drinnen im Kopfe der Spektakel kein Ende nehmen will. Schreckgaugel Du, probier hier meinen Knittel! Eines guten Streichs wenigstens will ich mich noch rühmen können, wenn's nun mit mir ein Ende nehmen soll."

Er holte von Neuem aus. Der Mönch versuchte, aus dem Sattel zu gleiten, aber seine rechte Sandale hielt ihn im Bügel fest, und ehe er sich losmachen konnte, schwirrte der Todesstreich auf ihn herab und streckte ihn leblos in den Sand. Das losgelassene Maulthier schleppte den Erschlagenen noch eine Strecke mit sich fort, dann riß die Sandale und gab dem erschreckten Thiere seine Freiheit. Mit klingenden Bügeln rannte es von dannen.

Der Bettelmeyer war stehen geblieben. Er sah sich nicht um, bis der Hufschlag verhallt war. Dann nahm er seinen Hut ab. Als er das Pappbild seines Schutzpatrons gewahrte, bekreuzte er sich, stülpte den Hut wieder auf und ging gesenkten Kopfes in der Richtung fort, welche nach der Gerichtsstätte führte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Kohleberger Gericht.

In der Herberge zum Schellenkönig an der Bas'ler Brücke war der Wirth seit mehreren Nächten nicht in's Bett gekommen, und zwar, wie er sagte, weil eine Ratte hinter der Zimmerwand rumore und ihm nicht Ruhe gönne. Die Mägde glaubten's ihm auf's Wort; die Wirthin gab sich den Anschein, als verstehe sich's von selbst, daß der Schellenkönigwirth nicht die Unwahrheit sagen werde; im Grunde war sie aber der Meinung, daß die Ratte nicht wohl eigentlich hinter der Wand, sondern im Kopfe des Gemahls rumore; daß es auch wohl nicht gerade eine Ratte, sondern eine Grille sei, und daß diese Grille ihn allemal um seinen Schlaf bringe, so oft Bas'ler Markt oder sonst eine Feierlichkeit heranrücke. Er wußte sich in Zeiten solcher Heimsuchung dann nicht anders zu helfen, als daß er Nachts in den tiefsten seiner drei Weinkeller hinabstieg und dort aus der Cisterne einen Zuber nach dem andern hervorholte, um aus schweren Weinen solche zu machen, die weniger in's Blut gingen.

Die Feierlichkeit, welche diesmal die Grille wieder zirpen machte, war das Kohleberger Gericht, und mit diesem Gericht hatte es folgende Bewandtniß, wie es wörtlich in einer alten Handschrift zu lesen steht:

„In Basel wohnt der Nachrichter und seine Gespaanen

wie auch der Todtengräber uff einem Berg, der Kolenberg genannt. Am selbigen Ort, vor des Nachrichters Hausz stoht der Schranken unter einer Linden, do man diß Gericht haltet, und das ist ein sollich Gericht, deren nur vier im römischen Keiserthum sind, dan es ist ein sondere Freiheit von Keiseren gegeben. Eins ist zuo Basel, eins zuo Augspurg, eins zuo Hamburg, das vierte zuo . . . . Vor diesem Gericht rechtfertigen die Scharpff-Richter und Salvo honore die Schinder einander, und wan ein erlicher Man mit ihren einem Ansproch bekame, so miest er sie daselbsten anklagen. Zuo Basel haben wir ein Völklin, die nennt man die Fryetsknaben, das sind von Stat verordnete Sacktrager, die die Früch der Obrikeit uff die Kästen tragen. Dieselbigen sind dises Gerichts Beisitzer und Urtelsprecher; sind sieben die sitzen, sechs sind Urtelsprecher, der oberste oder elteste unter inen ist Richter; der fiert den Staab und sitzt allein uf ein Bank, die andern sitzen je drei nebeneinander. Derselbig Richter muoß alle Zeich so lange er zuo Gericht sitzt, es sei Sommer oder Winter, den rechten Schenkel bloß in einem neven Ziber mit Wasser haben, und alle und jede Gerichtstag muoß man ihme ein anderen Ziber kauffen, der nie bruocht worden sei. Die andern sechs Richter sitzen mit dem rechten Schenkel blos.

Dieweil nun diese, als schlechte Leuth, gewiß zuo urteilen zuo schlecht und unverstendig, so sind die geschwornen Amptleuth und Procuratores der Stat Basel zuogegen; die tragen den Partetyen Clag und Antwort für. Der Bluotsvogt stott hinder dem Richter am Schranken und die zwei

eltesten Amptleuth neben dem Vogt; die zwei jüngeren Amptleuth hinder den sechs Urtelsprechern. Der Vogt underwist den Richter, was er thuon und lassen soll. Wan nun Clag und Antwort verstanden, so nemen sich die Richter der Urtel zu bedencken, gon in ein Hausz, zuo denen geht der Bluotvogt und Amptleuth, rotten inen, was do soll gesprochen werden. Wan sie mit irer Urtel gefaßt heraußkomen, so fragt in der Richter: Lambrecht, weß hast Du Dich bedacht? Dan die Richter werden gedoutzt. Darauf geben si ir Urtel. Der ordinare Gerichtsschreiber sitzt bey einem Tischlein, der beschreibt alle actis fleißig auff.

Wo einer ein Urkunde der Urtel begert, so macht er dieselbig also: Ich N. N. der Fryet zuo Basel, als in dieser Sach' ein Richter des Gerichts uff dem Koleberg zuo Basel, thuon kundt männiglichen mit diesem Brieff, das als ich uff heit dato, an statt und in namen der gestrengen, edlen, vesten 2c. Herren Burgermeisters und der räthen der Stat Basel, meiner gnädigen Herren, auch aus sonderem Geheiß des ernvesten N. N., Vogt des Strafgerichts Basel, als Oberherr und Beschirmer des gedochten Gerichts uff dem Koleberg unter der Linden zuo Gericht saß, vor mirr und offnem verbantem Gericht erschienen sind N. N. und N. N. Clegern und Antwortern. Als nun Cleg und Antwort angehört, do ward einhälig erkannt 2c. Zur Urkundt am Endt mit des Vogt's Insigel bewert 2c. — Dorumb diese Burst die Fryetsknaben heißen, do sind sie befryet, das sy weder hietten noch wachen dörffen, wie andere Burger oder Hindersässen. So einer Frücht uff ein Kasten tregt, mögen sie den Lohn hei-

schen, als ob si diselb getragen hatten. Wo si mit jemand zuo Unfriden komen, mit ime rupffen und kein Messer zucken, sind sy fräffelß frei. Item so man inen um Geldtschulden oder ander Ansprochen fir Gericht bietten loßt, sind si zuo erschinen nit schuldig, so mag man si auch umb Geldtschulden nit in Gefangenschaft legen. Item welcher weder Burger noch Hintersäß ist, der ist das zuo entpfachen nit gezwungen, sondern befreyt."

Dieß sonderbare Gericht war seit sehr langer Zeit nicht gehalten worden und es hatten sich unter Freiknaben, Nachrichtern und salvo honore Schindern eine Menge Streitsachen aufgehäuft, die nicht länger in der Schwebe bleiben konnten, ohne zu blutiger Selbsthülfe zu führen. Da auch fremden Nachrichtern hier Klagen vorzubringen gestattet war, so fand sich diese damals zahlreiche Genossenschaft aus der ganzen Umgegend Basels zusammen und erregte die Neugierde der ehrbaren Bürger und Bürgersfrauen in demselben Grade, wie Hinrichtungen selbst es zu allen Zeiten und aller Orten zu thun pflegen.

Unter den aus der Nachbarschaft gekommenen Nachrichtern war der Waibel aus Remetswil, dem ein alter Spahn zwischen ihm und dem Nachrichter aus Lörrach noch im Gedächtniß lag und der sich daher vorgesetzt hatte, seinen Collegen, wie er sagte, ein Kohleberger Wassersüppchen einzubrocken.

Er war beim Schellenkönig eingekehrt, der, gleich andern Wirthen, durch Herrichten einer besondern Wirthschaftsabtheilung, einen Ausweg gefunden hatte, unehrliche Gäste

nicht abzuweisen, und doch die ehrlichen nicht vor den Kopf zu stoßen. So kam's, daß jener Remetswiler zwar nicht unter einem Dach — die „Meister Hemmerlin“ waren unter dem ausgeräumten Wagenschuppen einquartiert — aber doch unter demselben Wirthshausschilde seine Zehrung hielt, dem sich seit einer Woche schon ein andrer Gast zugewendet hatte, Rutker von Greiffensee.

Der Letztere war auf seiner Reise durch die Schweiz den Spuren der ihn so nah angehenden Ereignisse, soweit die lange Abwesenheit ihm noch einen Überblick möglich machte, nachgegangen. Er hatte die hinterlassenen Schulden bezahlt, und in den unerwartet zu ihrem Gelde gekommenen Gläubigern willige Rathgeber und Berichterstatter gefunden. Seine Kenntniß reichte bis zu der Seitens einiger Gläubiger bei den Testamentsvollstreckern geltend gemachten Vermuthung, daß im Klosterinteresse ein Kind unter falschem Namen seinem rechtmäßigen Vater vorenthalten werde, daß sich dasselbe bei einem alten Geiger oder Orgler befinde, der mit dem Kloster gemeinsame Sache mache, daß die weise Frau noch am Leben sei, deren Zeugniß hauptsächlich in Betracht komme, daß ein Zuger Advokat sich seit Monatsfrist im Walde befinde, um der verwickelten Sache auf den Grund zu blicken, daß endlich die Mutter des Kindes vor Jahren im Schellenkönig gewohnt habe und in den Wald zurückgekehrt sei. Ob sie noch lebe oder todt sei, darüber schwankten die Meinungen.

Die Wirthin, der sich Rutker nicht zu erkennen gab, die aber schon manche Verhöre über das Schicksal der Fränki-

schen zu bestehen gehabt hatte und daher in seinen Fragen nichts Arges fand, konnte ihm wenig Neues sagen. Ihr Beichtvater aus jener Zeit war gestorben und hatte das Gedächtniß der Klein-Bas'lerin, so schien's, sammt ihren Geständnissen mit sich in's Grab genommen. „Der alte Herr Pater würde es noch gut wissen," sagte sie allemal, wenn ihr Gedächtniß sie bei Rutkers Fragen im Stiche ließ, — „aber leider, leider sei der ja selig entschlafen."

In dieser Ungewißheit über den wahren Sachverhalt, klang es dem Fremden wie Musik, als er an dem unehrlichen Tische vor dem Wagenschuppen der Herberge von einer rauhen Wäldlerstimme die Namen Hans und Probst nennen hörte und aufhorchend bald die Überzeugung gewann, daß hier von dem Klosterbruder und dem verhaßten Ohm die Rede sei.

Er trat an's Fenster der nach dem Hof hinausliegenden Schenkstube und gewahrte drei Männer in blutrothen Sammetwämsern um den Tisch sitzen und über ihren Weinkrügen einem ähnlich Gekleideten zuhören, den ein schwarzer Streifen auf der linken Brust als zugleich mit der Würde eines Waibels bestallt, erkennen ließ, eine Berufsvermischung, wie sie auch z. B. bei dem Neukilcher Gericht vorkam.

„Mord und Brand hätt's im Wald gegeben," sagte der Waibel und schlug mit der Faust auf den Tisch, „wär's so fortgegangen. Hättet nur hören sollen, was sie beim letzten Dinggericht schon für Reden im Maul führten. Just wie Anno 24, als sie in den Schreiberzimmern bis an die Knie in Papierfetzen herumwateten. Hab's mit erlebt und vergeß

mein Lebtag nicht, wie's damals drunter und drüber ging. Beim Dinggericht wußten's auch noch Einige, und der Meyer selbst sagte, so könnt's wieder kommen."

„Ja, ja!" versetzte einer der Rothwämmser, und schob den Federhut noch mehr auf's eine Ohr hinab; „und hinterdrein muß unsereins Tag und Nacht beim Schleifstein stehen und nutzt in einer Woche ein halb Schock Schwerter ab, als ob das Eisen nur so zwischen den Kohlstrünken wüchse."

„Mit dem Letzten ist mir's eigen gegangen," sagte der Waibel, indem er seine bocksledernen Fausthandschuhe anzog; „der hat sich im Gefängniß in die Ewigkeit hinübergetrunken, hat weder Spruch noch Ausschellen mehr gehört; als ich ihn holen ging, war ihm der Wind schon ausgegangen. Das Trinken verstand er freilich, 's war ein Tavernenwirth."

„Giebt's bei Euch im Stock denn Wein?" fragte ein Andrer, dessen rothe Nase dem Wammse zum Trotz im prächtigsten Zinnober glühte; „da muß der Einschmeckige billig sein."

„'S war eben auch ein Vergunst des Bruder Hans," sagte der Waibel, mit den Augen zwinkernd. „Hätte sich nicht der rechte Mörder noch eben vor Dingschluß gemeldet, da wär's mir an den Kragen gegangen. So lief's Alles gut ab und Keiner durft' sich beklagen."

„Ein Vergunst des Bruder Hans?" hob der Zinnoberfarbige wieder an. „'S wird ihm auch wohl nicht leid gewesen sein, wenn's ohne Beichte mit dem Andern zu Ende ging. Hätt' seinen Wein wohl sonst für sich behalten."

„Sie hingen wie die Kletten an einander," sagte der Waibel und klappte mit dem Becher, damit ihm neuer Wein würde, „was aber eigentlich dahintersteckte, hab' ich nie herausgebracht. Seit ich einmal im Schnee Nachts ein armes junges Weibsbild in schweren Nöthen von der andern Seite nach unsrer Taverne hab' herüber schaffen müssen, daß mir's das Herz im Leib umkehrte, denn sie hat sich noch dieselbige Nacht gestreckt, — seitdem hat der Tavernenwirth einen Stein im Brett gehabt — nun, sie sind auch jetzt Beide hinüber," setzte er hinzu, und leerte den frischen Becher bis über die Hälfte, „Gottvater wird schon herausbringen, was sie zusammen gemunkelt haben, wenn sie ihn auch erst eine Weile hinter's Licht führen."

„Bei uns im Minzenbergschen," hob der bis dahin stumm gebliebene Vierte an, und gab aus seinen Wildbannerfahrungen ein paar stark gewürzte Geschichten zum Besten, die zwar in Wirklichkeit nicht ihm begegnet waren, sondern dem Vater seines Urgroßvaters, die sich aber in der Familie mit der Eigenthümlichkeit vererbt hatten, daß Jeder sie nacherzählte, anfangs, als hab' er sie vom Großvater gehört, dann vom Vater, endlich als sei er selbst dabei gewesen, so daß der nachwachsende Sohn immer wieder darauf schwören konnte, sein Vater selig habe es selbst mit erlebt. Es handelte sich eben um Alltäglichkeiten des Dreieicher Wildbanns vom vierzehnten Jahrhundert, wonach einem erwachsenen Wilddieb die rechte Hand, einem angehenden aber der rechte Daumen abgehauen wurde, und wonach dem Kohlenbrenner, wenn er sich an Eschen vergriff, die Fußsohlen abge-

sengt, dem Verleumder aber Arme und Beine geknebelt werden sollten, damit sich's zeige, ob er, in „ein meysche boden von dryen fuder wassers“ gestoßen, oben treibe oder untergehe, und zwar drei Male nach einander.

Während der Waibel doch etwas ungläubig, die andern Beiden mit Theilnahme der Erzählung zuhörten, hatte sich Rutker schon bei des Waibels letzten Worten in's leere Schenkzimmer zurückgezogen, und kämpfte mit dem überwältigenden Eindruck des Vernommenen. „Sie hat sich noch dieselbige Nacht gestreckt,“ hörte er den Waibel mit seiner rauhen Stimme immer und immer wieder sagen, und alles nachher zu seinem Ohr Gedrungene fand den Eingang mit dieser kalten Todesbotschaft schon besetzt. „Arme, arme Sibylla!“ rief er, die Hände ringend, „Du selbst im Elend verkommen und Dein Kind, wer weiß in welcher Verwilderung, wenn's ja noch lebt!“ Er schreckte zurück, als ihm im Auf- und Abgehen sein Bild aus dem buntverzierten Wandspiegel entgegenstarrte. Wohl waren die Haare fast ergraut, aber die frische Bergluft hatte seinen Wangen wieder die kräftige Röthe der Gesundheit gegeben. Er schämte sich ihrer, und die Zeit der Buße in Venedigs Kerkern däuchte ihm beinahe zu früh ein Ende genommen zu haben.

Als er noch mit solchen Gedanken im Zimmer auf- und abging, warf des Waibels mächtige Gestalt einen Schatten auf den Estrich des Schenkzimmers und störte Rutker aus seinen Grübeleien auf. Er blickte durch's niedrige Fenster, vor welchem eben der Nachrichter seinen Schwertgurt weiter

schnallte, da der Weg auf den Kohleberg nicht ganz ohne Anstrengung abgehen mochte.

Rutker besann sich einen Augenblick, dann drückte er sein Barett auf's Haupt und trat unter die Thüre.

„Ich hätte wohl ein Wort mit Euch zu reden, Waibel," sagte er, „wollet Ihr einen Augenblick verziehen?"

Der Nachrichter sah sich den Fragenden an und stimmte dann zu; ihm war es recht, daß man seine ehrliche Beschäftigung nicht über seine unehrliche vergaß. „Der schwarze Streifen," sagte er zu sich selbst, „thut doch seine Dienste, ob er schon noch etwas nach hinten herum gehen könnte. Von hinten sieht's Keiner, daß ich vorn ein ehrlich Zeichen trag."

„Ihr habt von Leuten geredet," begann Rutker, „die mir viel Leid's gethan haben. Sagt, hab' ich Euch recht verstanden, ist der Bruder Hans todt?"

Der Waibel nickte.

Die Frage nach einem andern Todesfall schwebte auf Rutkers Lippen, doch erstarb sie, ehe er sie aussprechen konnte. „Wißt Ihr von einem Geiger und einem Kinde?" setzte er hinzu.

„Ihr mögt den Orgler meinen," versetzte der Waibel, „den Alten, der den kleinen Sigis bei sich hat?"

„Einen Knaben?" sagte Rutker, „man sprach mir von einem Mädchen."

„Vom Schwarzkopf vielleicht? Ja, ja, 's ist schon recht." Der Waibel strich mit der Hand über den Mund,

als wollte er andeuten, daß man nicht Alles sagen müsse, was man einmal gehört habe.

„Wo sind sie zu finden?“ begann Rutker von Neuem. „Es soll nicht Euer Schade sein, wenn ...“

„Wenn ich den Maulkorb abthue ...“ entgegnete der Andere. „Verstehe schon! ’S hat sich übrigens nichts mehr mit der Geheimthuerei. Jetzt redet sogar der Meyer, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Denn der Alte ist ja närrisch geworden, und seit er’s Tag und Nacht rascheln hört, thut uns im Wald kein Finger mehr weh. Ja, wär’s noch wie vor Kurzem, da hätt’s mit dem Urlaub nach dem Kohleberg auch so seine Bedenken gehabt, aber seit’s mit den Zweien nicht mehr auf Trumpf steht, scheint die Sonne wieder im Wald, daß die Mücken nur so spielen.“

Des Schellenkönigs Wein begann dem Waibel doch zu Kopf zu steigen, so sehr der Wirth auch mit der Cisterne nachgeholfen hatte. Rutker bemerkte es. „Sagt mir nur noch Eins,“ versetzte er, und hielt den ungeduldig werdenden Nachrichter am Wammse fest. „Wo ist der Geiger mit den Kindern zu finden?“

„Nicht mehr im Wald!“ gab der Andre zurück. „Was aber den letzten Baumstumpf hinter sich hat, das ist für uns aus der Welt!“

Rutker wechselte die Farbe. „Keine Spur?“ fragte er mit fast zitternder Stimme.

„Vielleicht!“ versetzte der Waibel achselzuckend.

„Und wer weist sie nach?“

„Der Hirt, der des Tröndle verlaufnes Kalb nach der

Rotzinger Seite hin verfolgt hat, schwatzt den Leuten vor, er habe zwei Männer und zwei Kinder querüber, nach Schopfheim zu, fliehen gesehen. Glaub's aber nicht, daß der Orgler dahin gegangen ist; denn wo sie Bilder und Orgeln aus den Kirchen gethan haben, dahin ist er nie zu bringen gewesen. Das wissen wir besser." Der Waibel machte hierbei zwischen Lutheranern und Zwinglianern keinen Unterschied, und wußte nicht, daß die Ersteren sich die Orgeln bewahrt hatten.

Vom Bas'ler Münster schlug die Mittagsstunde, und zugleich schallte vom Kohleberg der Knall einer Rothschlange herüber, die den Beginn des Gerichts verkündigte.

„Ihr habt mich die Zeit verpassen lassen," sagte der Waibel, sich losmachend, „jetzt heißt's Beine machen, wenn ich's dem Lörracher noch zeitig genug anhängen soll."

Er war fort, ehe Rutker mehr erfahren konnte. „Wohin nun?" fragte er, und stand unschlüssig auf der Schwelle der Herberge.

Aber Schopfheim lag ja auf dem halben Wege nach St. Blasien. Es war kaum ein Umweg, wenn er durch's Wiesenthal ritt, statt über Säckingen. Er trat nicht wieder in's Haus zurück. Nach dem Stalle eilte er, wo sein Falber stand, und zwei Minuten später trabte er auf der Lörracher Straße am Ufer der Wiese entlang, dem schäumenden Strome entgegen. „Ihr meint vielleicht den Schwarzkopf?" hatte der Waibel gesagt. „Den Schwarzkopf?" War das die gesuchte Tochter? Wenn sie's wäre!

Ihm ward die Brust plötzlich so weit, daß er zum ersten

Male seit langer Zeit etwas Heimisches in der Luft zu wittern meinte und einmal über das andre tief Athem schöpfte, tief, immer tiefer, er konnte nicht genug bekommen. So trabte er gen Schopfheim.

Dreißigstes Kapitel.

Durch's Schiebfensterchen.

Die Wirthin zum goldnen Kometen lag schon im tiefen Schlaf, als die Schelle über ihrem breiten Doppelbette, durch einen starken Ruck an der Klingelschnur aus dem Holz des Betthimmels losgerissen, ihr auf die Nase fiel. Fort waren die erträumten Hochzeitsgerichte, mit denen sie eben den Ehrentag ihres im Traume zurückgekehrten Herrn Sohnes begehen wollte, der in Wirklichkeit im Straßburger Schöppenkeller bei einem Fasse guten Euchhofner saß und mit einem Dutzend fröhlicher Gesellen gegen den Schöppenkellerwirth die Meinung verfocht: Ein Ehekrüppel zu werden, dazu habe man immer noch Zeit genug.

„Wenn's doch der Balthasar wäre!" sagte die Wirthin aufstehend und sich halb verdrießlich die Nase reibend. „Das Auge hätt's kosten können! Diesmal setz' ich's aber durch, daß sie einen andern Platz bekommt."

Sie öffnete das Fenster und guckte hinab. „Was

giebt's? Bist Du's, Jäcklein? oder ist's gar der Balthasar?"

Aber weder der Eine noch der Andre war's; denn Jäcklein, der Kometenwirth, saß schon seit der frühen Morgenstunde bei seinem Schwager, dem Küster vom Bas'ler Münster, um sich nach dem nächstens bevorstehenden Kohleberger Gericht zu erkundigen; dergleichen müsse man gesehen haben, meinte er.

Eine fremde Stimme antwortete der Wirthin: „Mit Verlaub, Frau Wirthin, habt Ihr ein Mädchen aus dem Walde im Quartier?"

„Ihr wählt eine schlechte Stunde, um ehrbare Bürgersfrauen in ihren Betten zu beschädigen," antwortete die Wirthin mit zorniger Stimme, „geht in die Armsünderherberge, wenn Ihr bei Nacht und Nebel verlaufene Weibsbilder sucht; der Büttel wird Euch schon einlassen."

„Die ist noch schlimmer als die Hallbardenwirthin!" sagte der Orgler kopfschüttelnd zum Bruder Meinhart, der, die Klingelschnur in der Hand, noch zu dem eben wieder geschlossenen Fenster hinaufblickte.

„Ich habe kein Wirthshausschild weiter gesehen," versetzte der Mönch, „die drei, wo wir anklopften, und dies letzte hier, machen die vier Schopfheimer Herbergen aus. Ist das Mädchen auch hier nicht angekommen, so hat sie den Weg verfehlt und irrt jetzt, wer weiß wo, im Walde umher!" Er sah sich rathlos nach allen Seiten um. Nirgends mehr Licht. Der Thorwächter am Ende der Straße blies sein Mitternachtslied, das Flüßchen Wiese rauschte durch die Stille.

„Mich friert,“ sagte der Schwarzkopf, und drückte sich an den neben ihr auf der Bank sitzenden Sigis, der schlaftrunken mit dem Kopfe hin und her schwankte. „Mich nicht!“ rief er zähneklappend zurück, indem er sich auf einen Augenblick ermunterte. „Wenn's nur einen Holzkasten mit Stroh gäb', wie mein Bett beim Schickner Thomä, da wär' uns bald geholfen.“

Die Wirthin hatte sich oben am Fenster gehalten, um zu sehen, ob sich der verfängliche Frager gutwillig entfernen werde. Als sie den Vergleich mit der Hallbardenwirthin hörte, kribbelte es ihr in den Fingern; zehn Jahre früher hätte solche Herausforderung die Blumentöpfe ihres Fensterbords und mehr noch den unvorsichtigen Schwätzer in Gefahr gebracht; aber mit der Wirthin zunehmender Gesetztheit hatten plötzliche Aufwallungen dieser Art auch einen Zügel bekommen, und sie begnügte sich, das Fenster von Neuem aufzuthun, um es noch kräftiger als das erste Mal wieder zuzuschlagen. Darüber gingen ihr die weitern Worte des Mönchs verloren. Erst des Schwarzkopfs Kinderstimme veranlaßte sie zu abermaligem Lauschen, und als sie auch noch ein zweites Kind dem ersten antworten hörte, öffnete sie noch einmal das ganze Fenster. „Beim Kometenwirth,“ rief sie hinunter, „hat noch kein ehrlicher Mensch im Holzkasten mit Stroh geschlafen; wem der Jäcklein sein Haus aufthut, der kommt zum zweiten und dritten Mal wieder, weil's richtige Federbetten bei ihm giebt, und nicht Wollsäcke, wie bei andern Leuten, die mehr Mäuse und Ratten als Gäste im Quartier haben. Geht nur zur Hallbardenwirthin drüben,“ setzte sie

hinzu, „damit Ihr morgen wißt, wie's die Schopfheimer Spitzmäuler treiben; auf ein paar Löcher im Mantel und Futtersack muß es Euch schon nicht ankommen; an Pfeifern wird's Euch auch die ganze Nacht nicht fehlen."

„Ihr seid ein harsches Weib!" rief der Orgler hinauf, und fühlte ein heimliches Gelüst, die Pflichten einer Tavernenwirthin ihr nach den Bestimmungen der Dingrodel zum Verständniß zu führen. „Für obdachlose Wanderer ist Euer Haus da. Brod und Wein müßt Ihr von Sonnenaufgang bis Ave Maria feil haben und ein ehrliches Lager, soviel der Raum gestattet, die ganze Nacht hindurch. So war's ehemals, und wenn's abgekommen ist, desto schlimmer für Euch, die Ihr des Zwanges braucht, um Menschlichkeit zu üben."

„Nun, nun!" sagte die Wirthin, „Ihr habt nicht nöthig, mir von der Seite zu kommen. Kinder und alte Leute hab' ich noch mein Lebtag nicht draußen stehen lassen. Aber für den Andern, der da bei nächtlicher Weile nach Mädchen herumläuft, für den ist mein Haus nicht offen. 'S wird wohl so ein Landsknecht, oder, was weiß ich, sein. Wie viele seid Ihr?" setzte sie hinzu, und blickte erfolglos in die Dunkelheit hinab.

„Unsrer Vier," antwortete der Orgler.

„Wohl!" rief die Wirthin zurück. „Es haben auch noch mehr als Vier im goldnen Kometen Platz. Der Andre aber, der nach dem Mädchen fragte, mag sehen, wo er unterkommt. Die Nase hätt's mir bald gekostet."

Sie schloß das Fenster, und erschien nicht lange darauf

mit ihrem Schlüsselbunde an dem Hausthore, das sie öffnete.

Beim brennenden Kienspan betrachtete sie sich die nächtlichen Gäste und ließ sie ein. „Ist der Andre fort?“ sagte sie, die Thüre wieder schließend. „Schleicht solch' Volk doch den Weibern nach, wie der leibhaftige Satan selber. Aber bei mir rennt's mit dem Kopf gegen die Wand. 'S ist ja zu schlimm jetzunder. Wie ein gehetztes Reh muß solch' armes Ding von Haus und Hof laufen, weil's daheim im Wald weder Schutz noch Recht mehr giebt.“

Sie war mit diesen Worten den Gästen voraufgegangen, und öffnete einen geräumigen Schlafsaal, in welchem schon ein halbes Dutzend Betten besetzt schien, während etwa ebensoviele noch frisch überzogen an der Wand entlang standen.

Zugleich legte sie ein großes Brod auf den Tisch, und stellte einen Rest Mus dazu, damit sich sättigen könne, wer etwa noch hungrig sei. Dann zündete sie die Thranlampe wieder an, die auf dem Tische gebrannt, und die der Zugwind beim Oeffnen der Thüre ausgeblasen hatte. Ehe Meinhart sich durch seine Stimme verrathen konnte, war sie mit einem „Gesegen's die Nachtruhe“ verschwunden.

Die Erschöpfung der Wandrer machte sich geltend, sobald die saubern Betten zu endlichem Rasten einluden. Der Orgler, besorgt, seine kleine Baarschaft werde nicht für drei Betten ausreichen, beschränkte sich auf das breiteste von den vorhandenen, und legte den schon im Stehen eingeschlafenen Schwarzkopf in die Wandecke desselben, den kleinen Geiger

auf die andre Seite, sich selbst aber in die Mitte von Beiden. „Müssen wir ja fremder Leute Mildthätigkeit heimsuchen," sagte er zu sich selbst, indem er die Kinder möglichst warm zudeckte, „so soll's doch nicht unbescheiden geschehen." Er wollte der heiligen Cäcilie, seiner Schutzpatronin, noch Dank und Bitten vortragen, aber die Augenlider fielen ihm zu, und er sank in tiefen Schlaf.

Nicht so rasch gab Meinhart seiner Ermattung nach. Um dem Strahl der Nachtlampe aus dem Wege zu gehen, suchte er das entlegenste Bett auf; dasselbe stand nah am Fenster und deckte die Thür einer Nebenkammer, vor die es gestellt war, vielleicht um das fehlende Thürschloß zu ersetzen; ein Schiebfenster in der obern Hälfte der Thüre gewahrte er erst, als er sich schon niedergelegt hatte. Die vielen Zugänge rechts und links waren nicht gerade das, was ihm früher eine Lagerstatt heimlich gemacht hätte, doch war durch die Ereignisse der letzten Tage seine zur Gespensterfurcht hinneigende Natur eine völlig andre geworden, und selbst die Möglichkeit einer Gefahr reizte ihn eher, als daß sie ihn ängstigte.

Er saß noch, wie er dem Kloster entflohen war, in seiner Benediktinerkutte auf dem Bette, und sann der günstigsten Auslegung nach, welche der Wirthin eigenthümliche Reden nur zuließen, als sich das Schiebfenster über ihm leise öffnete und ein Auge nach dem Sinnenden ausspähte. Der Schieber wurde gleich darauf ganz zurückgeschoben. Meinhart fuhr erschreckt auf. Er meinte menschliche Züge zu gewahren, aber weil das Licht nicht in diesen entlegenen Winkel reichte,

war er nicht im Stande, den nächtlichen Lauscher zu erkennen. Seinen Klosterfeinden kaum erst entronnen und aufgeregt durch die mancherlei Eindrücke seiner Flucht, lag ihm der Gedanke am nächsten, er sei in einen Hinterhalt gefallen. Er streckte die Hand nach Wendel Wippels schweren Stecken aus, sprang vom Lager auf und starrte einen Augenblick regungslos nach dem unkenntlichen Menschenantlitz hinüber — zweifelhaft, ob er den Orgler wecken oder der kommenden Dinge allein harren solle. Aber schon hatte sich hinter dem Schiebfenster eine Hand an die Lippen gehoben, die dem Erschreckten zu bedeuten schien, er möge sich ruhig verhalten, und eine bekannte Stimme flüsterte ihm zu: „Ich bin's ja, Meinhart! Gott sei gelobt, daß Du gekommen bist!"

„Dorly!" rief Meinhart gedämpft zurück. „Bist Du's wirklich?" Und er kniete auf das Bett, um der Vermißten Züge nahe zu sehen. „Nun wird Alles gut. Hat mich um Dich gebangt! Heute und gestern und die ganze lange, lange Zeit!" Er strengte die Augen an, um des Mädchens Gesicht im Halbdunkel zu erkennen, und seine emporgehobene Hand suchte die ihre. Aber die nur angelehnte Thüre gab bei dieser Bewegung knarrend nach, und Beide zogen die einander entgegenstrebenden Hände hastig zurück, aus Furcht, die andern Schläfer im Saale aus ihrem Traume zu wecken. In zweien der Betten rührte sich's auch, als wende sich ein aufgestörter Träumer um. Nach wenigen Augenblicken indessen schien die Gefahr unschädlich vorübergegangen zu sein.

Die Thüre hatte sich weit genug geöffnet, um zwischen

dem Schlafsaale und der Kammer eine Verbindung herzustellen. Meinhart bog sich über sein Lager hinüber, und als er auf die Schwelle hinter demselben trat, stand das Mädchen, von einem Streiflicht der Nachtlampe scharf beleuchtet, freudestrahlend vor ihm. Er schloß sie stürmisch in die Arme. Beiden pochte das Herz wie nie zuvor. Sie hielten einander fest, als gelte es, sich für alle Ewigkeit des unlösbarsten Zusammenhangs zu versichern.

Erst als Meinhart von des Mädchens glühenden Wangen die seinen entzündet fühlte, und als sich's auf ihrem Gesichte von Thränen plötzlich feuchtete, zog er seinen Arm zurück und ergriff ihre Hände, um in ihren Zügen zu lesen, was sie und ihn, halb Räthsel noch ihm selber, so stürmisch bewegte.

Sie hielt den Kopf gesenkt. „So war's nicht, wie ich's meinte," sagte sie kaum hörbar, und unterdrückte einen tiefen Seufzer. „Er war ja doch mein — Vater!"

Meinhart schlug die Augen nieder. Des Dornstetters Gestalt stieg vor seinem Geiste auf; ein rother Reif lag um des Tavernenwirths Hals, die Augen standen weit offen, und der rechte Zeigefinger war aufgehoben, als verklage er sein Kind, daß es an seinem Sterbetage sein vergessen habe.

Dorly wandte sich schluchzend ab. Sie drückte die Hand, welche die ihre nicht lassen wollte, und schob sie sanft von sich. „Geh' schlafen!" bat sie mit gedämpfter Stimme, und deutete nach der Thüre zu. „Laß uns für seine arme Seele beten!"

Sie wankte nach ihrem Lager, und Meinhart bezwang

mit schwerem Kampfe die geheimnißvolle Kraft, welche ihn in des Mädchens Kammer festhielt. Leise zog er die Thüre hinter sich zu, dann kniete er auf der andern Seite des Bettes und brachte eine Stunde lang mit dem Hersagen von lateinischen Todtengebeten zu.

Als er sich endlich zur Ruhe legte, verrieth ihm das schwere Athmen im anstoßenden Gemache, daß Dorly in festen Schlaf gesunken sei.

Einunddreißigstes Kapitel.

Fort mit der Kutte!

Der Thorwächter hatte am nächsten Morgen kaum das schwere, waldeinwärts gelegene Stadtthor geöffnet, als Meinhart, durch's Fenster dem Schlafsaal entflohen, schon im Frühnebel in's Freie eilte. Eine Lerche jubelte über ihm; er konnte sie nicht sehen, denn über seinem Haupte hing noch der feuchte Nebel, während sie, schon hoch im Blauen, der Morgenröthe des jungen Tags entgegentrillerte. „Sie hat's erreicht!“ dachte er, und eine Sehnsucht beschlich ihn, dem wahren Lichte, wie sie, entgegenfliegen zu dürfen und sich aufzuschwingen über Alles, was ihn noch dunstartig drückte und niederhielt. Daß er eine Stunde der Nacht im lateinischen Gebet zugebracht hatte, war ihm jetzt räthselhaft, und

als er sich die Worte hersagte, erschreckte ihn der Gedanke, wie fest ihn doch das Alte gefaßt hatte, und wie fremd ihm noch das Neue sei. Die Satzungen des Klosters hatten ihn groß gezogen. Er war, still wie er für sich hinlebte, mit ihnen nie in Zwiespalt gerathen. Innerhalb der Formeln und des Buchstabengebots fand er noch Raum genug, sich an Luft und Licht und allen guten Gottesgaben zu freuen, wie der im Käfig geborne Vogel in seiner Beschränkung keine Beengung empfindet. Jetzt war er plötzlich aus dem sichern Gleise hinausgeworfen worden und stand auf dem Punkte, einem Glauben zu entsagen, von dem ihn eigentlich nichts trennte, als die Ausartungen und Unmenschlichkeiten des Klosterregiments, soweit es die Unterthanen betraf. Aber freilich floß für ihn Eins mit dem Andern zusammen. Das Kloster war seine Welt gewesen. Indem er ihm entfloh, gehörte er Denen an, welche Mönchsthum und Priesterehelosigkeit bekämpften, und die der Beichte abhold waren, der Beichte, durch deren Einfluß der Bruder Hans so manches Jahr schon Meinharts Mutter nach seinem Willen geleitet hatte. Es blieb einem Klosterflüchtling keine Wahl; für ihn gab es nur Zuflucht in der neuen Lehre. Aber für Dorly? Ihm stieg das Blut in die Wangen, als er der letzten Nacht gedachte und der Einwirkung, welche die Liebe zu der Hülflosen auf seine Glaubensänderung ausübte. Sein Klostergelübde begann ihn wieder zu ängstigen. Er hatte es in Unwissenheit abgelegt, ohne je das Leben draußen gesehen zu haben, ohne etwas Anderes darin zu erblicken, als das Vorrücken aus der engen Noviziatenkammer in die hohe,

stattliche Zelle eines Benediktinermönchs; ohne selbst noch den Knaben völlig abgestreift und von dem heißern Blut des Jünglings eine Ahnung gehabt zu haben; ohne vor Allem eingeweiht gewesen zu sein in die Umgehungen des Beschworenen, wie sie seitdem ihm erst greifbar nahe getreten waren, und in die Heuchelei, welche aus der Unmöglichkeit hervorging, die Klostergesetze strenge durchzuführen. War das ihm eine genügende Rechtfertigung, um denselben Schritt zu thun, den seit den letzten Jahrzehnten so manche Mönche gethan hatten? Und Dorly? Er stand in seiner Wanderung plötzlich still, unschlüssig, ob sich verantworten lasse, was er vorhabe.

Ein Bäuerlein, das grüßend an ihm vorüberschritt, weckte ihn erst wieder aus seinen Gedanken. Er sah sich nach dem kleinen Manne um, und dieser, dem die Kutte zu so früher Stunde und im Weichbilde des lutherischen Städtchens aufgefallen sein mochte, wendete ebenfalls den Kopf. „Habt frühe Reise gehabt," rief er, stehen bleibend und sein goldbeschlagenes Gesangbuch von einem Arm unter den andern schiebend. „'S ist wohl seit gestern bei Euch in St. Blasien ein andrer Herr am Ruder, und da wird die Messe ohne Gefahr versäumt — He?"

Meinhart verstand nicht, was der Bauer sagen wollte, aber die Anknüpfung mit einem Glaubensgenossen des Zugers war ihm nicht unwillkommen; er trat dem Bauer ein paar Schritte näher. „Ich bin kein Mönch mehr," sagte er, „wenn mir auch noch Keiner ein ander Kleid hat geben

wollen, daß ich die Kutte in den Fluß werfen könnte. Laßt mich deshalb mit St. Blasien ungeschoren."

„Steht's so?" sagte der Andre, und legte die Hand prüfend auf des Mönchs Ärmel. „Der Wollenstoff ist für die Wiesenkrebse und Forellen noch zu gut; wollt Ihr die Kutte ausziehen und mein Wamms dafür nehmen, da ist mir's recht. Es ist noch nicht gar schlecht," setzte er hinzu, indem er seines Kleidungsstücks sich entledigte und des Mönchs Kleid, ehe derselbe sich noch zustimmend erklärt hatte, ihm abnahm, „nur an den Ärmeln ist's geflickt und nicht mit demselben Zeug, weil's nicht mehr ähnlich zu haben war. Aber weit genug ist's, denn mein Vater selig war ein großer Mann, und sein Vater selig, der's zuerst an hochzeitlichen Tagen zu tragen pflegte, der war noch größer und breitschulteriger. Mich haben's beim Taufen mit den Beinen zu fest eingeschnürt gehalten, daher bin ich den andern Beiden nicht nachgeschlagen."

Der Tausch war geschehen, ohne daß Meinhart sich mit der Prüfung des Eingetauschten hatte befassen können. Er fühlte aber eine Last von sich gewälzt, seitdem er des Mönchskleides ledig war, und dankte dem Andern, daß er ihn davon befreit habe. „Ich bin ein Landschneider," sagte dieser und stopfte den untern Theil der von ihm angelegten Kutte hinter seinen Ledergurt, so daß seine Hose nicht davon bedeckt wurde. „Geistlich Tuch weiß unsereins zu schätzen, und wenn die Scheere darüber kommt, merkt Niemand mehr, wo es gewachsen ist. Sonst freilich möcht's Manchem zu verräuchert

vorkommen; denn Pfaffen und Kutten — nun Ihr wißt schon, was ich sagen will."

„Ihr seid ein Evangelischer, wie ich merke," versetzte Meinhart und nahm des Bauern Gesangbuch, um darin zu blättern. „Glaubt Ihr denn an den Herrn Jesus und habt Ihr Taufe, Abendmahl und Kirche wie wir?"

„Das versteht sich!" sagte der Landschneider, noch immer beschäftigt, die weite Kutte möglichst unscheinbar zu machen. „Wir haben's Alles wie die Papisten, nur etwas anders und auf Deutsch und ohne Kniebeugen, Klingeln und Räuchern und ohne Mönche und Nonnen und ohne ledige Pfaffen, — das ist der ganze Unterschied. Beim Abendmahl geht der Kelch herum und die Bibel hat Jeder im Hause und liest darin, wenn's ihm eben danach zu Muthe ist. Das hat der Luther in Wittenberg Alles ausstudirt und der Magister Achsnit aus Freiburg und in Kleinbusch der Truckenbrodt, der dem Markgrafen Ernst, Gott hab' ihn selig, die Predigten gemacht hat. Und der Balthasar Hubmeyer in Waldshut hat schon Anno 25 den Lupfnern und Klegauern schwarz auf weiß bewiesen, daß wir nicht Kelchdiebe sind und daß einem Bischof gar keine Pfründe von Rechtswegen zukommt. Die Kaiserlichen haben ihn freilich dafür bei lebendigem Leibe verbrannt. Der Herr Markgraf selig hat schon einen Bischof machen wollen, der sollte nichts als zwei Klepper haben und mit denen alle Sonntage herumreiten und allenthalben predigen. Aber er ist darüber gestorben. Aus dem Kloster zu Pforzheim hat er aber doch die Nonnen noch hinausgetrieben, und die Pfaffenköchinnen haben hinterdrein müssen — weil

sie nicht immer ehrbar beim Kochtopf verblieben," setzte er pfiffig hinzu. „Nun ja, Ihr könnt's nur glauben: mit den Lateinischen ist's bald am Ende; wir haben's Alles verbrieft und besiegelt, daß keine Klöster mehr sein sollen — und nun behüt' Euch Gott!"

Er machte eine Schwenkung und entfernte sich mit möglichst gemessenen Schritten, wobei seine etwas verkümmerten Beine den Mönch an das erwähnte Einschnüren des Täuflings erinnerten, durch das der Landschneider seine dürftige Erscheinung zu rechtfertigen suchte. Was Meinhart über die neue Lehre gehört hatte, zerstreute die in ihm aufgestiegenen Bedenken, so manchen schmuzigen Beisatz auch die Quelle, aus der er schöpfte, enthalten mochte. Es fiel ihm ein, wie sogar ein Abt zu den Evangelischen übergetreten war, der von Cappeln, und wie sein Schaffner an Zwingli geschrieben hatte: „Wisset, lieber Meister Ulrich, wir sind alle mit dem Abt einhellig worden, anzunehmen das heilig Evangelium und göttliche Wort und dabei zu sterben." In des Abtes Privatbibliothek hatte Meinhart vor Zeiten einmal, als er noch Novize war, in ein Buch solchen und ähnlichen Inhalts hineingeguckt, und obschon er damals nichts dabei dachte, — so gaben ihm einzelne derartige, jetzt wieder auftauchende Erinnerungen doch einen erwünschten Anhalt.

„Zum heiligen Evangelium und zum göttlichen Wort," sagte er, „will ich auch halten, wie's der Cappler Abt gethan hat!" Und damit schritt er rüstig über Wehr waldeinwärts, seinem Ziele zu. Die Mutter war dies Ziel. Daß er sie allein im Walde gelassen hatte, war ihm beim Erwachen

schwer auf's Herz gefallen. Er glaubte, erst ruhig sein zu dürfen, wenn er auch sie befreit haben werde. So hatte er den noch schlafenden Orgler denn aufgeweckt und das Mädchen in der Kammer seiner Obhut empfohlen. Auf Schleichwegen hoffte er das Haus der Mutter zu erreichen und sie unentdeckt aus dem Walde zu bringen. Daß er sich vor einem Wiedersehen mit Dorly fürchtete, so lange er den Mönch nicht völlig abgeworfen hatte, war ein Theil der Gründe, die ihn bewogen, den gefährlichen Gang zu unternehmen, um das Gefühl der Rath- und Thatlosigkeit nicht über sich Herr werden zu lassen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Gott befohlen!

Rutker war schon über Maulburg hinaus und erblickte in der Ferne die Spitzen der Schopfheimer Stiftskirche, als von der Brombacher Seite Hufschlag hörbar wurde und gleich darauf ein kleiner, muntrer Rappe heransprengte, den ein Knappe mit großer Zierlichkeit ritt.

„Erlaubt, daß ich mich Euch anschließe," sagte der Letztere, sein Barett lüftend, „mein Schwarzer ist gute Gesellschaft gewohnt, und nun er allein laufen soll, eifert er, als

müsse bis Schopfheim noch die Lunge drauf gehen. Die Hand ist mir schon halb gelähmt, so liegt er im Zügel."

Rutker willigte höflich ein, und Beide ritten eine Zeitlang neben einander, ohne daß der Reiter des Falben sein Entgegenkommen durch eine Gesprächsanknüpfung fortgesetzt hätte.

Dem Andern aber, dem Gesellschaft und Gedankenaustausch Bedürfniß waren, schien das Schweigen drückend zu werden, und er begann mit großem Freimuth von sich und seinen Schicksalen zu sprechen. Nach einer halben Stunde war Rutker in alle Herzensangelegenheiten seines jungen Begleiters eingeweiht und sah in diesem ein Spiegelbild seiner eigenen lustigen Jugend, nur daß durch einen Hauch von poetischer Schwärmerei, der Rutkers Abenteuern nicht immer eigen gewesen war, der Jüngling gegen ihn selbst im Vortheil blieb. Bei aller Veränderlichkeit in seinen Neigungen schien der junge Knappe doch die jedesmalige Gebieterin seines Herzens mit einer Art ritterlicher Scheu aufzufassen, wie sie zu jener Zeit nicht mehr häufig gefunden ward. Ging seine Geliebte ihm verloren, so tröstete ihn die Fröhlichkeit, mit der er ihr gedient hatte, und die Schutzbedürftigkeit so vieler Andern, deren wiederum die Schönste in kurzer Zeit sein leicht entzündbares Herz entflammte und seiner Stimmung die ihm wohlthuende Gehobenheit gab. Die ganze Welt sah er durch das farbige Glas dieses Liebeslebens, das zwar der Tiefe ermangelte, doch auch frei war von trüber Beimischung und vortrefflich zu den leicht geweckten und ebenso leicht verklingenden Tönen der Laute passen mochte, die ihm über den Rücken hing.

Was ihn jetzt nach Schopfheim zog, verschwieg er seinem Begleiter auch nicht lange. Er hatte seinen Dienst verlassen, um diesen Ritt machen zu können, und wollte im goldenen Kometen die jetzige Dame seiner Neigung aufsuchen. Was weiter werden sollte, schien ihm keine Sorge zu machen. Die Gegenwart war's allein, in der und für die er lebte. Beim Näherkommen des ersehnten Augenblicks trieb's ihn sogar, seine Laute zu Hülfe zu rufen, und er spielte und sang noch aus voller Kehle, als die beiden Reiter in's Schopfheimer Thor einritten.

Die Bürgerfrauen steckten die Köpfe aus den Fenstern, und vor Allen spitzten die Töchter die Ohren, jede wünschend, es gelte ihr, und keine zimperlich genug, um nicht den Einziehenden ein möglichst schelmisches Gesicht zu zeigen. Nur eine fühlte etwas wie Beklemmung, als die Stimme des Lautenschlägers zu ihren Ohren drang, und diese Eine war Dorly. Meinhart war seit drei Tagen fort, sie wußte nicht wohin, und die bangsten Gedanken verfolgten sie im Wachen und Schlafen. Sie ahnte, daß er in den Wald zurückgekehrt sei, um seine Mutter zu holen, aber eben diese Ahnung machte sie um sein Leben besorgt. Die Ankunft des jungen Knappen, dem sie Dank schuldete und dessen Absichten ihr doch auch wieder nur halbverständlich waren, drückte sie noch tiefer nieder. Sie floh aus der Wirthsstube, wo die Wirthin sie an's Spinnrad gesetzt hatte, und suchte in den Garten zu entweichen. Auf dem Hausgange aber klirrte ihr des Knappen vergoldeter Radsporn entgegen, und ehe sie ihm entgehen konnte, hatte er ihre Hand gefaßt.

„Fröhlichen, guten Tag!“ rief er, und ließ die Laute wieder über die Achsel gleiten. „Du solltest sehen, daß Wilkramm Wort hält. Da bin ich. Sag', wie Dir's ging!“

Da sie schon auf dem Wege zum Garten gewesen war und sich der Hand des Lautenschlägers, ohne ihm doch weh' thun zu wollen, zu entziehen strebte, so kamen Beide in den Garten hinab, sie fliehend, ohne es gerade zu wollen, und er sie begleitend, ohne sich zudringlich zu zeigen.

„Ich habe Euch neulich kaum gedankt,“ antwortete Dorly endlich, indem sie stehen blieb und ihre Hand ihm nach einem Drucke entzog, „das thu' ich jetzt aus tiefster Seele! Gewiß! Recht von Herzen!“

„Ich werde die Nacht nicht vergessen,“ sagte der Knappe und sah fröhlich in's Blaue hinauf. „War das ein Streich zur rechten Zeit. Zehn Pulsschläge später, und der Doppelfarbige hätte uns zusammen gefunden. Lärm gegeben hat's hernach, daß alle Scheiben im Frohnhof klirrten. Eitel ist in Ungnade gefallen, ich habe meinen Abschied bekommen und lautire jetzt als eigener Herr durch die Welt.“

„Ihr habt um meinetwegen Euren Dienst eingebüßt?“ sagte Dorly, und ihre Verlegenheit wuchs. „Und nun kann ich Euch nicht einmal ein fröhlich Gesicht zeigen, denn ich bin seit drei Tagen in Ungewißheit über ....“ sie fand das richtige Wort nicht und setzte nach einem fragenden Blicke des Lautenschlägers zögernd hinzu: „Ihr könnt schon denken, daß mir's schwer um's Herz ist.“

„Weil Du so einsam bist?“ sagte der Knappe rasch, „und weil meine Base Dich vielleicht unfreundlich aufge-

nommen hat? Das trieb mich eben her. Sie meint's nicht bös. Gieb Acht, es wird noch Alles glatt gehen. Aber etwas gut mußt Du mir sein und mir's sagen, daß Du's bist. Sonst weiß ich nicht mit Dir auf den rechten Fuß zu kommen. Das kühle Ihr und Euch laß auch nur bei Seite, und wenn's Dir später von Herzen kommt, da giebst Du mir einen Kuß, und wir halten dann zusammen, daß die Engel im Himmel darüber ihre Lust haben sollen. Gelt?"

Dorly wurde roth. Sie dachte an Meinhart und wie leichtfertig, bei aller Treuherzigkeit, der Knappe mit ihr umgehe. Und doch versagte ihr die Zunge den Dienst, wenn sie mit einem Worte ihr Geheimniß berühren und ihn dadurch über ihre Stellung aufklären wollte.

„Ich bin nicht mehr frei," sagte sie endlich und senkte den Blick.

Der Lautenschläger strich sich die Locken aus dem Gesicht. „Ist's ernsthaft gemeint?" fragte er, und suchte in Dorly's Augen zu blicken. „Mußt nur nicht gar so traurig dabei ausschauen. Giebt's Dein Schatz zu, daß Du solch' ernsthaft Nonnengesicht machen lernst, da ist er nicht werth, daß ihn so schmucke Augen gern haben. Schreib' ihm den Absagebrief und nimm mich an seiner Stelle. Meiner Seel', ich bin Dir grundgut, und wenn Du noch lange so niederblickst, bringst Du mich Dein Lebtag nicht wieder vom Fleck. Jetzt ist mir's schon, als fing's Wurzelschlagen an."

„Seid mir nicht böse!" sagte Dorly, und blickte rasch auf. „Ich werd's Euch ewig gedenken, was Ihr an mir thatet . . ."

„Aber fort schickst Du mich doch! Nicht wahr, Du wünschest mich über alle Berge?“

„Ich wünsch’ Euch Gutes ohne Ende,“ versetzte Dorly und faltete die Hände. „Seid mir nicht böse. Bitte, bitte!“

Der Lautenschläger wendete sich halb zur Seite. Ein Rothkehlchen flog zwitschernd über ihm fort; der Zweig, auf dem es gesessen hatte, bebte einen Augenblick und war dann wieder still. „Gieb mir Etwas zum Andenken!“ sagte er, ohne sie anzublicken, „eine Schleife, eine Locke, was Du mir immer schenken magst, gleichviel was.“

Sie löste eine schwarze Schleife vom Mieder. Als er sie aus ihrer Hand nahm, beugte er den Mund auf diese herab und drückte einen Kuß darauf, ehe sie noch die Hand zurückzuziehen wagte.

„Gott befohlen!“ sagte er, sich aufrichtend und seine Locken zurückschüttelnd; und ohne sie anzusehen, eilte er durch’s Haus auf die Straße. Dort schwang er sich auf seinen Rappen, trabte, weder rechts noch links blickend, durch die Stadt und auf die Lörracher Straße hinaus. Die Laute auf seinem Rücken tönte von der Bewegung, doch war’s ein andrer Klang, als der seinen fröhlichen Einzug begleitet hatte, und die ihm nachguckten, thaten nicht mehr schelmisch.

Als er draußen war, klopfte er des Pferdes Nacken; dann sah er in den Fluß hinab, der schäumend neben ihm thalwärts rauschte und kaum sich Zeit ließ, die bunten Ufer abzuspiegeln; dann wandte er sich links den Nußbäumen und Kastanien zu, in deren Gezweig die Vögel so laut zwitscherten, wie sie’s nur kurz vor Sonnenuntergang zu thun

pflegen; dann begegneten ihm Rötlekirchner Schnitterinnen, die ihn grüßten und denen er wieder zunickte; dann trieb ein Gänsehirt seine Heerde von der Gänseweide heim und blies dazu auf gewundenem Kuhhorn; und endlich holte er seine Laute hervor, strich ein paar Mal erst unlustig, darauf etwas aufmerksamer, nach und nach sogar mit lächelndem Gesicht über die Saiten, und als die Sonne hinter den fernen Vogesen golden verschwand, sang er und sang, bis ihm das Echo vom Rötler Schloß Antwort zurief — und da fing er erst recht an aus voller Brust zu singen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ist sie's?

Inzwischen hatte Rutker, vom Pferde steigend, sich nach allen Seiten umgesehen, ob wo ein schwarzköpfig Mädchen aus dem Fenster luge. Wo ja eins zum Vorschein kam, da guckte er zwei und auch wohl drei Mal hin, bis ihn ein andres Kind mit dunklem Haar an dem Funde irre machte und seine Aufmerksamkeit auf sich zog, dann aber sich auch wohl rasch verbarg und sein Auge auf andrer Fährte schweifen hieß.

Die Kometenwirthin hatte kaum den stattlichen Gast vor ihrer Thür erblickt, als sie geschäftig auf die Straße eilte

und ihn in ihrer Herberge willkommen hieß. Sie that's mit einem Seitenblick; denn die Hallbardenwirthin am andern Ende der Straße reckte den Hals aus dem Fenster, um zu sehen, was vor dem goldnen Schwanzsterne sich zutragen möge, und die Kometenwirthin gönnte ihr den neiderregenden Anblick von ganzer Seele.

In dem leeren Futterstande, der den Fuhrmannspferden vor dem Hause, mit Hafer gefüllt, vorgeschoben zu werden pflegte, saß Sibylla. Sie bemühte sich vergebens, von ihrem Sitze auf die Erde herabzukommen, um dem im Hause verschwundenen Lautenschläger nachzulaufen. Sigis hatte an der Stallthüre die Fähigkeit entdeckt, beim Hin- und Herschlagen ihn im Halbkreise mitreisen zu lassen, und seit einer halben Stunde lag er dieser Beschäftigung mit einem Eifer ob, als gelte es, die akustischen Gesetze des Thürknarrens aus dem Fundament zu studiren.

Da ein Frachtwagen zwischen Rutker und den Kindern stand, gewahrte Jener den Schwarzkopf erst beim Eintreten in's Haus. Das krause, blauschwarze Haar fesselte sogleich seine Aufmerksamkeit. Er wandte sich dem Kinde zu, das noch mit lang herabhängenden Beinen vergebliche Anstrengungen machte, den Boden unter sich zu erreichen. „Wart'," rief er, „ich helfe Dir!" und damit hob er Sibylla vom Futterstande und wendete sie um, damit sie ihm in's Gesicht sehe. Seine Hände zitterten, als er sie so gefaßt hatte. Eine Erinnerung an seine früh verstorbene Schwester war das Erste, was ihm beim Anblick des Kindes einfiel. Daß sie ihm einst sprechend ähnlich gesehen haben sollte, kam ihm

nicht gleich in's Gedächtniß. Er mißtraute seiner eignen Voreingenommenheit und wollte das ängstlich sich loswindende Mädchen schon lassen, als die Wirthin das Fenster öffnete und dem Kinde zurief, dem hohen Herrn manierlich die Hand zu küssen.

„Wem gehört das Mädchen?“ fragte Rutker, die Hand auf Sibylla's Kopf legend.

„'S ist meines . . . Sohnes Kind, gnädiger Herr,“ sagte die Wirthin mit unsicherm Ton. „Wollet aber in's Haus treten und ablegen. Ein Becher kühlen Weins wird schon gute Dienste thun.“

Rutker hatte das Mädchen losgelassen. Sigis aber, der noch immer auf dem Thürbalken hin- und herschwang, rief: „Cuonrad ist nicht der Wirthin Sohn; der Vater wird's Euch gleich sagen, wem die Sibylla gehört. Ich heiße Sigis Dornstetter. Das steht auf meinem Schreibheft, das bei den Schinkenseiten liegt. Und die Sibylla ist meine Schwester.“

„Dornstetter?“ rief Rutker, und des Tavernenwirths Name tauchte nach langen Jahren zum ersten Male wieder in seiner Erinnerung auf. Er wandte sich nach dem Fenster, aber die Wirthin hatte sich eben kopfschüttelnd entfernt.

„Was ist Dein Vater, mein braver Junge?“ sagte Rutker. „Ist's nicht ein Geiger?“

„Der Geiger bin ich,“ gab Sigis zurück und ließ die Thüre im Stich. „Aber meine Geige hab' ich an Wendel Wippels Kopf zerschlagen. Ein ganz winzig Stück ist nachgeblieben. Er hat uns fangen wollen, der Wendel Wippel, mich und die Schwester.“

„Die Schwester?“ fragte Rutker, den Knaben kaum beachtend und das Mädchen festhaltend. „Und was treibt der Vater denn, wenn Du der Geiger bist?“

„Er ist auch der Geiger,“ sagte Sigis und suchte sich auf den Futterstand hinaufzuarbeiten, „aber der Meyer nennt ihn Orgler, und in St. Blasien spielt er alle Sonntage.“

„Kommt in's Haus, Kinder!“ rief Rutker, Beide mit sich fortziehend. „Ich muß sogleich den Orgler sprechen.“

Die Wirthin suchte auf die Seite zu kommen. „Was soll das Geheimthun?“ rief ihr Rutker zu. „Sagt geschwind, was wißt Ihr von den Kindern?“

„Ich kenn' Euch nicht, gnädiger Herr,“ versetzte sie, die rechten Ausdrücke vergebens suchend, um ohne Unart ihm zu sagen, daß er nicht danach zu fragen habe. „Heut zu Tage sind die in den schönen Kleidern die Schlimmsten von Allen. Mein Wein und mein Quartier stehen Euch zu Dienst. Aber von den Kindern laßt Eure Hände. Ich hab' für sie einzustehen.“

„So sagt mir,“ erwiderte Rutker, ohne sich gekränkt zu zeigen, „wo ist der alte Mann, der mit ihnen gekommen ist? Es liegt mir sehr daran, Licht über das Mädchen zu erhalten; und, glaubt mir, wenn Einer Recht hat, danach zu fragen, so bin ich's.“

Die Wirthin besann sich eine Weile. „Waret Ihr beim Dinggericht im Walde?“ fragte sie, den Gast scharf in's Auge fassend.

„Ich habe seit vielen Jahren keinen Fuß in den Wald

gesetzt," erwiderte Rutker; „ich suche ein Kind, das mir gehört und dessen sich ein alter Geiger angenommen haben soll. Welschland ist meine zweite Heimath. Von dort her komme ich. Seid nicht grausam. Wenn Ihr dem Vater einen Schimmer von Gewißheit geben könnt, — gebt ihn!"

„Steht's so," sagte die Wirthin, und wurde zutraulicher, „da will ich den Orgler rufen. Hab' wohl gedacht, daß Ihr nicht mit denen im Stift dort zusammenhieltet; aber ein ehrlich Gesicht kann auch lügen, und die Kinder sind arglos Gewürm — für die müssen Andre sorgen."

Sie eilte mit diesen Worten aus der Thür und über die Straße, um nach dem Orgler auszusehen, der am Thore die aus dem Walde Kommenden um Neuigkeiten aus St. Blasien auffing. Die Nachrichten über den Ablauf des Dinggerichts und über die Ermordung des Bruders Hans waren ihm von glaubhaften Leuten bestätigt worden. Er wußte nicht gleich, wie er sich nun verhalten solle, und ob sein Rückzug in den Wald dadurch ungefährlich geworden sei. Den Finger an der Nase, die Augen nicht von den Pflastersteinen lassend, kam er vom Waldthore hergegangen, als die Wirthin vor der Thüre nach ihm ausspähte.

„Da kommt er schon!" rief sie in's Fenster hinein; dann ging sie dem Orgler entgegen. „Drinnen sitzt Einer, der Euch sprechen will," sagte sie, und deutete in die Gaststube. „Der Vater des Mädchens, das Ihr mitbrachtet."

Der Orgler prallte einen Schritt zurück. „Was sagt Ihr, Frau Wirthin?" rief er, „Sibyllens Vater?"

Aber schon trat der Gegenstand seines Staunens ihm in

der Thüre entgegen, und die Ähnlichkeit zwischen dem Mädchen und dem Fremden vermehrte nur noch des Orglers Bestürzung. Er konnte auf die Anrede des Andern keine Antwort finden, und suchte nach einem Sitz, um Kräfte zu sammeln und sich zu fassen. Daß er Sibylla verlieren sollte, der Gedanke traf ihn völlig unvorbereitet. Wie oft er auch nach Mitteln geforscht hatte, festzustellen, daß Sigis und Sibylla nicht Geschwister seien, über die nächst erreichbaren Mitwisser, den Dornstetter und die Wetterhexe, waren seine Gedanken nie hinausgegangen. Jetzt ward seinem Schutz- und Schirmrecht über das liebgewonnene Kind plötzlich der Boden genommen, und der mühsam hergestellte Zusammenhang mit seiner unglücklichen Braut sollte gewaltsam zerrissen werden. So überwältigend war für ihn der Schmerz über diesen persönlichen Verlust, daß seine Wünsche für des Kindes Wohl kaum zu Worte kommen konnten. Nicht einmal sein alter Lieblingsplan vermochte sich geltend zu machen. „Alles zu Ende, Alles zu Ende!" sagte er einmal über das andre und starrte den Estrich an. „Nehmt nur Beide gleich! Der alte Cuonrad wird's doch nicht lange mehr machen."

„So ist's nicht gemeint, Freund," antwortete Rutker und faßte des Andern Hand, „ist das Mädchen mein, so werd' ich seinen Pfleger nicht von ihm losreißen, hört Ihr? Und jetzt macht einen Gang mit mir in's Freie, damit wir mit einander reden können."

Der Orgler erhob sich mühsam, die Hände krampfhaft gefaltet, und Beide verließen die Schenkstube.

„Ist das ein vornehmer Herr!" sagte die Wirthin leise

vor sich hin, „und dabei nichts von Er und Ihm, wie's doch sonst derlei Leuten so geläufig ist. Dachte mir gleich, daß etwas in dem Kinde steckte, das nicht bürgerlich noch bäuerlich war. Weiß nicht, woran's liegen mag, aber 's steht und 's geht ganz anders, als Kinder von Unsereins. Und wie's da jetzt mit dem Buben nach dem Mäuseloch spürt — 's ist g'rad, als ob's nicht wahr wär', so absonderlich nimmt sich Alles an ihr aus."

Das kam daher, weil Sibylla nicht eben an die Maus dachte, als sie aus Neugier dem Sigis zusah, der, in einem Winkel am Ofen kauernd, mit einem Stücke Brod auf das Wiedererscheinen des eben verschwundenen Spitzmäulchens wartete. Er hatte über die Maus von den Worten der Männer nichts gehört. Der Sibylla aber war nicht Alles entgangen, und sie dachte an die Balkeninschrift, die sie mit der Klosterstockeule an's Tageslicht gebracht und die der Orgler noch am selbigen Abende wieder übertüncht hatte. Daß der fremde Herr eben nach ihr gefragt hatte, steckte ihr im Kopfe. Weiter reichten ihre Gedanken nicht. Am wenigsten dachte sie daran, daß man sie von Sigis etwa trennen könne. Dazu waren sie zu gute Spielkameraden.

In der Zwischenzeit hatte Rutker im Hofe dem Orgler in ungefähren Umrissen die Vorgänge dargelegt, welche ein nahes, verwandtschaftliches Band zwischen dem Mädchen und ihm, dem Fremden, wahrscheinlich machten.

Der Orgler hatte kopfschüttelnd zugehört, nicht weil er zweifelte, aber weil das Schicksal der Fränkischen ihm noch nie so nahe getreten war, und weil er sich überhaupt nicht

in den Gedanken hineinfinden konnte, daß eben Derjenige ihm gegenüberstehe, der sein Lebensglück ihm untergraben und verschüttet habe. Der Fremde war ein vornehmer Herr — das verschob den Orgler von seinem Rechtsboden; denn Vornehmern war durch alles geschriebene Recht eine Ausnahmsstellung zuerkannt worden, und seine Achtung vor verbrieften Gesetzen konnte diese Stellung nicht außer Acht lassen, wenn er die ihm geschehene Kränkung eben nach seinem innern Gefühl abzuwägen versucht ward. Es war aber überdies, und daran hielt er lieber fest, ein Mann, den das Schicksal unter seinen Hammer genommen hatte; ein Mann, den Leiden vor der Zeit hatten altern lassen, und der jetzt einsam und kinderlos war, wie er selbst; ein Heimathloser, den die Sehnsucht nach einem Kinde angetrieben hatte, den Gefahren der Klosterränke sich wieder zu nähern, und der ihn jetzt nicht einmal von dem Kinde trennen, der's nur sein nennen und die Sorge um Sibylla's Wohl mit ihm theilen wollte. Daß die Erbschaft, von der ihm schon Meinhart gesprochen hatte, in irgend einer Weise die Schritte des Fremden beeinflußt habe, darüber bedurfte es kaum noch für den Orgler der Erklärung Rutkers, daß er sich selbst zu Gunsten des Kindes in guter Form enterbt habe, und nie dies Geld, an dem so viele Thränen klebten, anrühren werde. Das gerichtliche Instrument darüber, welches Rutker dem Orgler zeigte, prüfte dieser mehr aus Interesse an derartigen Pergamenten, als weil er des Fremden Gesinnungsreinheit bezweifelte. Schon als Rutker freimüthig, wenn auch mit sichtlicher Ueberwindung, sein Herz in dasjenige des Andern

ausgeschüttet hatte, glaubte ihm der Orgler, und fühlte sich wohl dabei, mit voller Ueberzeugung vertrauen zu dürfen.

Aber die Zeugen? Es fiel ihnen erst jetzt bei, daß außer dem erschlagenen Mönch und dem im Gefängniß erlegenen Dornstetter, nur noch ein zweifelloser Zeuge am Leben sei, — vielleicht der einzige überhaupt, wenn auch diesen nicht inzwischen das raschschreitende Verhängniß erreicht haben sollte. Rutker stand sprachlos da, als der Orgler diese Möglichkeit andeutete. Hatte er in träger Unthätigkeit die Zeit verstreichen lassen, um jetzt vor seinen Augen die kurz zuvor noch deutlichen Spuren des geheimnißvollen Hergangs verschwinden zu sehen, vom Sturm verweht, wie die Fußstapfen der Karawane im Wüstensande? Und was war ihm dann der gemachte Fund? Sollte er, so oft er das heranwachsende Mädchen ansehen würde, bei jeder Veränderung ihrer Züge von Neuem zittern, und sich wieder und wieder sagen, ein leerer Trug necke ihn, nur die Angst vor der Wahrheit rede ihm ein: sein sei das Kind; sollte sich das Mißtrauen verewigen, das ihn jetzt schon beklemmte und ihn abhielt, dem Kinde nur so viel Herzlichkeit zu zeigen, wie er andern Kindern gegenüber empfand?

Eine Unruhe befiel ihn, der er nicht eher Herr wurde, bis er sich dafür entschied, sofort den Weg in den Wald anzutreten, um die Wetterhexe aufzusuchen, zu deren Entführung Meinhart, so schien's, ohne Erfolg, wenn nicht gar zu seinem Unheil ausgezogen war.

Er sah sich nach einem Führer um. Die zu Rath gezogene Wirthin wußte keinen zu empfehlen. Alles schien ihr

bedenklich, seit sie in das Geheimniß der ganzen Angelegenheit eingeweiht war. Wie sie Meinhart um Dorly's Willen hatte fortschicken wollen, und wie sie Rutker fast über den Schwarzkopf irre geführt hätte, nur um Ueberlistung zu verhüten, so traute sie jetzt keinem Führer. Doch schon hatte Dorly sich zur Wanderung geschürzt. Sie ging, ohne auf der Wirthin Einreden zu hören, mit einer Laterne ausgerüstet, dem Fremden voran, der ihr, gleich ungeduldig und aller Bedenken spottend, folgte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Vater Rustenus.

Zwei Tage hatte Meinhart die Wohnung seiner Mutter umkreist und Nachts im Schutze des Waldes sein Lager genommen, ohne daß er seinem Ziele näher gekommen war. Der Morgen des dritten Tages führte den ältesten Mönch der Abtei, Bruder Rustenus, eben in die Nähe der umspähten Hütte, als Meinhart, ohne den Kommenden zu bemerken, aus seinem Nachtverstecke heranschlich.

Der Greis im langen, weißen Barte stutzte, und beschattete die Augen mit der Hand. Er meinte den vermißten Bruder zu erkennen, aber das bunte Bauernwamms ließ ihn in Zweifeln, ob sein altes Auge ihn nicht täusche. Als jedoch

der junge Mönch völlig in die Lichtung und vor die Wohnung der Wetterhexe trat, sah Rustenus, daß nur das Kleid ein fremdes war. „Meinhart!“ rief er, und stützte sich auf seinen Krückenstock, „find' ich Dich endlich! Gott sei gepriesen!“

Der Angerufene hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er entfliehen. Sobald er aber die Stimme des ehrwürdigen Freundes erkannte, wandte er sich ihm zu. „Bist Du allein?“ rief er halblaut, und da der Greis nickte, trat er ganz an ihn heran und drückte seine Lippen auf die ihm entgegengestreckte zitternde Hand.

„Ich habe Dich mit Sorge und Angst gesucht,“ sagte Rustenus, noch immer ungewiß, wie er das Verschwinden des jungen Mönchs auslegen solle. „Was bedeutet das bunte Kleid? Müssen wir Deine Zelle mit Asche bestreuen und einen Stein auf die Stelle legen, wo Du im Refectorium so manches Jahr mir gegenüber saßest?“ Seine Lippen bebten. Er vermochte die Bewegung nicht zu meistern, welche der in ihm aufsteigende Verdacht ihm bereitete. „Daß mir der Schmerz noch vorbehalten war!“ setzte er hinzu, und seufzte schwer auf.

Meinhart stand gesenkten Hauptes vor ihm. „Vater Rustenus!“ sagte er endlich, den Greis mit dem ihm liebsten Zusatze nennend, „wüßtest Du Alles, Du verziehest mir.“

„Kind!“ antwortete der Alte, und legte die Hand auf des Jünglings Arm. „Wer hundert Jahre lebte, lernt erkennen, daß Alles, was geschieht, nach Gottes Willen ge-

schieht. Ich habe Dir nichts zu verzeihen. Frag' Dich, ob Du Dir selbst verzeihen kannst. Spricht's in Dir: ja! da wandle Deine Straße getrosten Muths. Auf allen Wegen kann man Gott dienen und seinem Auge wohlgefällig sein."

Der junge Mönch wagte nicht aufzublicken. Des Greises milde Weisheit trat ihm so nahe, wie seit langer Zeit er sich ihrer nicht bewußt geworden war. Dieselben Lippen hatten, wie oft! ihm Beruhigung zugesprochen, wenn die Bedrückung des armen Waldvolks ihn an der Lauterkeit seines Standes irre machen wollte. Der Greis zählte nicht nach Tagen und Jahren, wie der von der Wucht des Augenblicks bedrückte Jüngling; er übersah Jahrzehnte segensreichen Wirkens, wo der Jüngere nach Minuten der Härte und Grausamkeit sein Urtheil fällte; und die Schatten, welche diesen in seinen edelsten Gefühlen frostig berührten, reichten nicht zu der silberbegrenzten Stirn des Hundertjährigen hinauf. Ein langes, in Andacht und himmlischen Betrachtungen vollbrachtes Leben hatten sein Auge an's Aufblicken gewöhnt und das irdische Treiben und Leiden seinem Verständniß entrückt.

„Vater!" sagte Meinhart endlich, und schlug die Augen auf. „Ja! ich glaube auf gutem Wege zu sein. Nun ich Dich ansehe und fühle, wie viel Du mir warest, nun merk' ich erst, daß ich mit dem Gewinne der Freiheit auch Unersetzliches opfere. Und das Gefühl war's, das mir bis zu dieser Stunde fehlte."

Des Greises Hand ruhte noch immer auf des Jüng-

lings Arm. Meinhart empfand, wie sie zitterte, und das Zittern sagte ihm, daß auch der alte Freund sich mit schwerem Herzen von ihm losreiße. „Sieh, Vater!" fuhr er fort, um durch Reden sich vor dem Weichwerden zu schützen, „Du warst's eigentlich, was mich an's Kloster fesselte. Zuweilen bildete ich mir ein, die gottgefällige Beschäftigung sei's und die Ruhe der immer gleichen Tage, aber das war's doch nicht. Als Du im letzten Winter krank lagst und nicht aus Deiner Zelle kamst, da ging mir's erst wie ein Licht auf, was mir zur andern Lebensluft geworden war. Machte mich das Frühjahr unstät, unruhig, ungeduldig, — Deine Nähe brachte mich wieder in's Gleichgewicht. Dachte ich klein von meiner Lebensaufgabe, — daß sie die Deine war, beschwichtigte alle meine Bedenken. Mißtraute ich dem guten Streben unsrer Brüderschaft, — Du zähltest ja zu ihr! Das schlug Alles nieder, was sich in mir auflehnte. Jetzt eben noch nahm mich Deine Nähe gefangen, und ich kam mir wie eine losgerissene Ranke vor, die vergebens wähnt, sich selbst Halt und Stütze sein zu wollen. Aber Andern muß ich jetzt als Stütze dienen, Andere zählen auf mich, — zur rechten Zeit noch fiel mir's wieder ein. Und nun kann ich's doppelt laut sagen: Ja, Vater, ich thue, was recht ist!"

Er hatte mit wachsender Wärme gesprochen, und des Greises Auge heiterte sich auf, als die Ueberzeugungssicherheit des Andern ihm sagte, sein Herz sei noch ebenso lauter, wie er es immer gekannt hatte. „Viele," sprach Rustenus, und deutete mit der Hand in die Ferne, „Viele, die ich kannte und nicht kannte, sind Dir voraufgegangen. Ich schließe sie

täglich in mein Gebet ein und spreche die Worte nicht nach, die die Heiden und Ketzer in unsern Gebeten verdammen. Richte nicht, damit Du nicht gerichtet werdest. Das ist der Spruch, der über meiner Zelle steht. Läßt der Herr der Sonnen und Monde es zu, daß Andre anders ihn verehren als wir, — da sollen wir uns wohl bescheiden; denn unser Witz reicht nicht gar weit, und hundertjährig Grübeln führt uns nur wieder dahin zurück, von wo wir ausgingen. Gesegnet sind, die am Glauben festhalten; denn daß sie an ihm festhalten, beweist, daß ihnen ihr Glaube der rechte ist, und ein rechter Glaube hilft auf der Lebensreise, wie dem Bergsteiger ein guter Stecken hilft. Aber gesegnet seien auch Jene, die da noch suchen nach dem wahren Licht; der Herr hätte keinen Vorhang vor sein Antlitz gezogen, wenn er nicht wollte, daß es Suchende gäbe."

Meinhart beugte sein Haupt, und der Greis legte seine knöchernen Hände segnend darauf, indem er leise Worte vor sich hin sprach. Dann küßte er ihm die Stirne, und wendete sich, auf seinen Krückenstock gestützt, nach dem Wege zurück, der zur Abtei führte.

Mit wehmüthigen Gefühlen blickte Meinhart dem Greis im Silberschmucke nach. Mochte das ehrwürdige Auge je wieder liebevoll auf ihm ruhen? Es überfiel den Jüngling ein Bangen, als werde der nächste Schnee die Zelle mit dem milden Spruche leer und verödet finden, und es drängte ihn, dem Greise noch einmal nachzueilen und beide Hände ihm zu küssen. Erst als er's gethan, und alle Dankbarkeit, die ihn in diesem Augenblicke erfüllte, in das letzte Abschieds-

zeichen hineingelegt hatte, kehrte er erleichtert zu der Wohnung der Mutter zurück.

Er war eben eingetreten, als eine Hand an's Fenster pochte. „Seid Ihr drinnen, Kräuterweibel?“ rief ein halberwachsenes Mädchen. „Sie wird nicht daheim sein,“ sagte ein kleiner Knabe, und suchte die Schwester fortzuziehen.

„Schweig!“ rief diese, indem sie von Neuem lauschte und dazwischen hin und wieder pochte. „Wenn sie hier nicht ist, so steckt sie noch bei der Köhlerin, und dahin find' ich mich nicht zurecht.“

„Der Vater hat auch gesagt, Du solltest gleich wieder mit mir heimkommen,“ sagte der Knabe, von Neuem versuchend, die Schwester fortzuziehen. „Ich fürcht' mich vor der Wetterhexe.“

„Gieb Ruh!“ rief ihm das Mädchen zu, und lauschte und pochte an allen drei Fenstern der ärmlichen Wohnung. „He, Kräuterweibel, Wetterhexe! Seid Ihr taub? — Sie ist, weiß Gott, nicht daheim!“ versetzte sie endlich, und machte sich mit dem Bruder auf den Rückweg.

Sie waren kaum fort, als Meinhart aus seinem Versteck schlüpfte und, so rasch ihn die Füße tragen wollten, in der Richtung forteilte, wo die Wohnung der Köhlerin lag. Die Entfernung war groß und wurde für ihn noch größer, weil er den gewöhnlichen Waldpfad vermeiden und sich immer etwas seitwärts im Schutz des Buschwerkes halten mußte.

Er war manche Stunde auf diese Weise gewandert, als er blauen Rauch durch die Bäume ziehen sah und an dem brandig feuchten Geruche wahrnahm, daß Meiler in der

Nähe seien. Vorsichtig schlich er näher. Die Thür der Köhlerhütte stand offen, ein kleines Mädchen rührte vor der Hütte in einem über offnem Feuer hängenden Kessel; der Köhler, ein großgewachsener Mann, mit kohlengeschwärztem Gesicht, schaute, auf- und abgehend, starr vor sich hin und rang die Hände, indem ihm die Thränen in den Bart rollten.

Meinhart wartete, bis sich der Köhler abwandte, und kroch dann hinter Ginster und Farrenkraut nach der Rückseite der Holzhütte, wo er durch ein Astloch in das Innere der engen Behausung blickte. Nur nach einer Seite reichte der Einblick, aber das Kopfende des neben der Thüre stehenden Bettes und das seitwärts gesunkene Haupt eines jungen Weibes konnte er noch übersehen. Das Halbdunkel des Hüttenraums machte es ihm unmöglich, Züge und Gesichtsfarbe zu erkennen, die tiefe Stille aber ließ errathen, warum der Köhler draußen weinte. Einen Augenblick vergaß Meinhart den Zweck seines Kommens. Es war ihm neu, an fremdem Schmerz vorüberzugehen, ohne theilnehmend tragen zu helfen. Aber da er sich nach der Vorderseite der Hütte wenden wollte, fiel ihm ein, daß er im Walde vogelfrei sei, und daß nur die Sorge um die Mutter sein Wagniß rechtfertige. Er drückte sich durch eine Reihe niedriger Haselstauden, um wieder in die Nähe des rechten Weges zu gelangen, und da eine Quelle nahbei rieselte, ging er ihr nach, die Hand zum Wasserschöpfen gekrümmt.

Eben bog er sich hinab, als neben ihm, von einer Haselstaude halb verdeckt, ein Weib sich erhob. Sie hatte Hände

und Gesicht gewaschen und war beschäftigt, die buntgewürfelte Haube wieder auf den grauen Haaren zu befestigen. „Mutter!“ rief Meinhart gedämpften Tons, und bog die Zweige zurück. Die Frau wandte sich entsetzt um. Die rothe Farbe des Wammses war Alles, was sie sah. „Hans!“ rief sie, „um Gottes willen, blutest Du noch immer?“ und sie hielt sich die Augen zu. „Immer noch Blut, immer noch Blut!“

„Meinhart ist's ja, Mutter!“ rief der Sohn, über die Geberde und Rede der Wetterhexe erschreckt. „Halt' die Augen doch nicht zu, — ich bin's ja!“

„Meinhart hat seinen Bruder erschlagen,“ sagte die Alte vor sich hin, „Meinhart ist geflohen. Du bist der erschlagene Hans — ich hab's wohl gesehen — aber immer noch im Blut! Immer im Blut!“ Sie ließ die Hände nicht von den Augen, und der Flüchtling betete laut zu Gott, er möge der Mutter Geist erhellen.

„Ich hob gegen Hans keinen Finger auf,“ sagte er, nicht wissend, was mit den Traumgesichten der Mutter gemeint sei. „Er wird im Kloster sein. Du sollst aber nicht wieder zu ihm; denn er ist kein guter Beichtvater, und Dir wird's nicht eher leicht um's Herz, bis Du den Wald im Rücken hast.“

„Er wird im Kloster sein?“ wiederholte die Alte. „Ich hab' ihn gestern selbst in den Todtenbaum gelegt und das Blut aus dem Gesicht gewaschen.“ Sie brach in Schluchzen aus, und Meinhart, der für Irrreden hielt, was Jene über den Mönch ausstieß, stand rathlos ihr gegenüber.

Nach einer Weile bat er die Mutter, sich zu beruhigen und mit ihm von der Köhlerhütte sich weiter zu entfernen. Da sie keine Antwort gab, faßte er sie sanft am Arm; aber sie zog den Arm scheu zurück und schluchzte fort.

„Warum weinst Du, Mutter?“ sagte Meinhart nach einer neuen Pause. „Folg' mir, wohin ich Dich führe, und Alles wird sich noch zum Guten wenden. Ich bin ja Dein Sohn!“

Sie strich, wie erwachend, die grauen Haare aus dem Gesicht. „Bist Du wirklich der Meinhart?“ fragte sie, und streckte ihm die Hand unschlüssig entgegen. „Aber,“ rief sie, von Neuem erschreckend, „Du bist ja ganz roth, ganz blutroth, und sie sagen ja, Du habest den Hans erschlagen!“

Meinhart schüttelte seufzend den Kopf, während die Alte ihre Augen wieder zuhielt. „Ein bäurisch Wamms hab' ich an,“ sagte er, „kein Blut klebt daran. Geb' Gott, daß Hans dasselbe sagen könnt'. Damit er Dich einmal ganz frei lasse, bin ich hier und will Dich fortbringen. Hast lange genug von ihm zu leiden gehabt, und der ganze Wald mit Dir. Eile, damit wir fortkommen, ehe wir entdeckt werden. Ich möchte ihm nicht in die Schlinge laufen.“

Die Alte zog die Hände von den Augen, und schien allmälig deutlicher zu begreifen, was um sie vorging. „Du weißt nicht, daß Dein Bruder todt ist?“ fragte sie. „Sag', Meinhart, weißt es wirklich nicht?“

„Mein Bruder?“ erwiederte Meinhart; denn zum ersten Male nannte die Mutter den Gefürchteten seinen Bruder,

und nicht im Klostersinn, so schien's. „Todt?" setzte er hinzu. „Wer ist todt, und wer mein Bruder?"

Sie gab keine Antwort. Ihr faltenreiches Gesicht nahm den ihr gewöhnlichen Ausdruck von Sorge und Unruhe an, und sie scheute sich, den Fragenden anzusehen. „Da drinnen," sagte sie, auf die Köhlerhütte deutend, „hat's mit der Wurzel, mit dem Engelfuß wieder nicht verschlagen wollen. 'S ist kein Segen mehr bei meinen Kräutern, seit . . . ich . . ." sie blickte sich ängstlich um und flüsterte etwas, was Meinhart nicht verstehen konnte.

„Ich weiß wohl, Mutter," sagte er, „Dich drückt ein alt' Geheimniß, das nicht heraus will. Hast mir ja selbst davon gesagt," fügte er hinzu, da sie ihn besorgt anblickte. „Das mußt Du einmal loswerden, dann haben Deine Kräuter auch wieder Kraft."

„Und das junge Weib," sagte die Alte, immer nach der Hütte blickend, „sah im Sterben grad' so blaß und still aus, wie die Andre dazumal, als ich die Treppe hinaufkam und die kurze Decke zurückzog, grad so blaß und still . . das hat mir den Kopf so wirr gemacht, daß ich Dich nicht erkannte. 'S ist mir noch so schwindelig zu Muthe, als träumt' ich . . . Grad' so blaß und still . . ." Ein Schauder schüttelte sie. Ihre Hand tastete nach dem Arm des Sohnes, und als dieser sie halten wollte, sank sie ohnmächtig zusammen.

Meinhart versuchte, sie zu heben. Seine ungeübten Kräfte versagten ihm den Dienst, wie gering auch ihr Gewicht war. Er strengte sich noch einmal an, aber erst nach dreimaligen, vergeblichen Versuchen gelang es ihm, die Er-

schöpfte auf den Rücken zu laden. So, mit dem Stocke Wendel Wippels seine Bürde unterstützend, trug der flüchtige Mönch die Wetterhexe thalwärts.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Teufel und seine Großmutter.

Dorly hatte mit brennender Laterne den Weg über Wehr glücklich ausfindig gemacht, und suchte jetzt den waldwärtsführenden Bergpfad, als schwere langsame Schritte von der Höhe den Wandrern entgegen kamen. „Bleib' stehen, Mädchen!“ rief Rutker, und hielt Dorly zurück, indem er ihr die Laterne abnahm und sein Schwert in der Scheide lockerte; „wir sind auf feindlichem Gebiet. Folg' mir. Ich geh' voran, bis sich Seitenwege zeigen.“

Der Herankommende war ein Schopfheimer Heckenjäger, der, mit einem Mutterreh beladen, so rasch die schwere Last es ihm gestattete, aus dem Zwing und Bann des Stifts zu kommen suchte. Zehn Schritte noch von Rutkern entfernt hielt er, hob seine Armbrust auf und rief die Wandrer an. Der Schimmer der Laterne beleuchtete die Waffe und den herabhängenden Kopf der Wilddiebsbeute. „Laßt die Armbrust herab!“ gab Rutker zurück. „Wir sind weder Forstwart noch Flurschütz.“ Der Heckenjäger senkte die Waffe

und wollte schweigend vorüberziehen. „Verschnauft einen Augenblick!“ sagte Rutker. „Wir suchen einen Vermißten, einen jungen Mann, der seine Mutter holen wollte und nicht heimgekehrt ist.“

Der Wilddieb schob das Reh auf die unbelastet gewesene Schulter. „Ich habe keinen Menschen seit heute früh gesehen,“ sagte er, und trocknete seine Stirn an dem Fell des Thiers. „Aber der Teufel und seine Großmutter sind mir im Walde begegnet, und wenn ich den heiligen Hubertus nicht bei Zeiten angerufen hätte, wär’ mir die Beute von der Schulter gerutscht. Seht Euch vor! Ihr möchtet nicht so ungesotten durchkommen!“

Er wollte weiter gehen. „Wo sind sie Euch begegnet?“ fragte Rutker, dem das Weib, das im Walde das Wetter machen sollte, in’s Gedächtniß kam.

„Weiß nicht mehr wo!“ versetzte der Andre; „ein hübsch Stück höher hinauf. ’S wird wohl gleich losdonnern und blitzen. Ich mach, daß ich aus dem Wald hinauskomme. Da hinauf trag’ ich keinen Pfeil wieder. ’S ist doch nicht richtig drinnen.“

Er sah sich scheu um und trabte mit seiner Last die Landstraße hinab.

Rutker schritt von Neuem waldeinwärts. Er hoffte auf guter Fährte zu sein. Erst nach einer guten Strecke fiel ihm ein, daß sich das Mädchen vielleicht, gleich dem Schützen, fürchten könne, und er fragte, ohne sich aufzuhalten, ob sie auch noch Muth habe, ihm zu folgen. Sie bejahte es. Dann

gingen Beide wieder lange Zeit schweigend hintereinander, Dorly in Sorge um ihren Freund, Rutker in Gedanken vertieft, die ihn mit dem Betreten des Waldes beschlichen hatten, und die bis zu jenem verhängnißvollen Abend in des Dornstetters Taverne zurückschweiften. Er sah das fränkische Mädchen, wie es neben ihm am Tische saß und mit dem Finger im verschütteten Wein auf der Platte umherfuhr; wie's ihm dann halb willenlos die Hand reichte, wie's das Bündel schnüren wollte und vor Zittern nicht fertig werden konnte; wie er's aus der öden Taverne fortzog — — und er hörte aus der Nebenkammer eine Kinderstimme den Namen des fränkischen Mädchens rufen und das Letztere ihm sagen: des Dornstetters Dorly ist's! Dorly? Aber der Name seiner Begleiterin war ihm fremd; die Antwort des fränkischen Mädchens brachte seinen Gedankengang nicht in die Richtung, welche ihm jetzt am nächsten gelegen hätte.

So hatte er vom Walde damals Abschied genommen. Er seufzte schwer auf, als er die Folgen jener Nacht übersann. Wunderbarer noch wären ihm die dunklen Schicksalswege erschienen, hätte er geahnt, daß jene selbe Dorly, die im Schlafe nach des Orglers bethörter Braut rief, ihm jetzt als Führerin diente, um den Schleier lüften zu helfen, der seitdem über das Geschick des fränkischen Mädchens sich gewoben hatte; wäre ihm der Zusammenhang klar gewesen, in welchem selbst Dorly's abschüssige Lebenspfade mit jener geheimnißvollen Nacht standen; hätte er die Rechenschaft überblicken können, die sogar der verwilderte Wirth der Waldtaverne von ihm gefordert haben würde, wenn der-

selbe sich über den Zeitpunkt klar war, von welchem ab sein unrettbar tiefer und tieferes Sinken eigentlich zählte.

Aber auch Dorly ahnte nicht, wie nahe ihr schon einmal der nämliche Mann gewesen war, dem sie jetzt mit bangem Herzklopfen folgte.

Sie waren noch im rüstigen Steigen begriffen, als ächzende Laute zu ihnen drangen. „Hört Ihr nichts?“ rief Dorly, stille stehend. Rutker hielt den Athem an. „Wohl hör' ich was!“ sagte er, „wenn's nicht ein verendendes Wild ist, kann's ein Mensch sein.“ Er lauschte von Neuem. Dann schlichen Beide dem Tone nach. „Wer kommt?“ klang es ihnen plötzlich, aus dem Farrenkraut herauf, fast unhörbar entgegen. Rutker bog die Zweige auseinander und leuchtete in das Dickicht. „Er ist's!“ schrie Dorly und sprang in's Gebüsch. „Meinhart! Himmel! Was ist Dir?“

Sie faßte den erschöpft zu Boden Gesunkenen am Arm, und Rutker hob ihn mit kräftiger Faust auf die Füße. „Wasser ...“ klang es aus des mühsam Aufrechtstehenden Mund. Dorly's Wanderflasche enthielt Wein. Sie flößte ihm einige Tropfen ein, und seine Kräfte kehrten allmälig zurück. „Wo ist Eure Mutter?“ fragte Rutker, geängstigt, daß sie erlegen sein könne. Meinhart deutete in's tiefere Dickicht, weiter oben auf der Höhe; ihm war die Zunge noch schwer. Mit der Laterne durchsuchte Rutker das höher gelegene Gebüsch, nach allen Seiten leuchtend und doch im Waldesdunkel nur immer das Allernächste erkennend. „Hier!“ rief er plötzlich, und bog sich auf eine am Boden liegende Gestalt hinab, die regungslos im Moose lag und erst beim

Schein der nahe vorgehaltenen Laterne durch ein kurzes Zucken der Augenbrauen einen Rest von Leben verrieth. Auf Dorly gestützt, war Meinhart herangekommen. „Lebt sie noch?“ rief er, „arme Mutter! Vor einer halben Stunde verließ ich sie, um Hülfe zu holen; aber ich kam nur wenige Schritte weit, — da versagten mir die Knie den Dienst. 'S ist heute der dritte Wandertag, und ich ging ohne Brodkrume in den Wald.“

Er hatte die Flasche aus Dorly's Hand genommen und die Schläfen der Mutter benetzt, da sie nicht zu bewegen war, den Mund zu öffnen. Allmälig dehnten sich ihre Glieder. Dorly strich ihr die grauen Haare unter die Haube zurück und richtete sie in eine bessere Lage. Nach einer Weile bewegte sie die Lippen, und da ihr Dorly in hohler Hand von dem Weine bot, schlürfte sie einige Tropfen ein. Meinhart hatte mit banger Spannung die Wiederbelebungsversuche beobachtet. „Jetzt fühle auch ich mich schon wieder kräftiger,“ sagte er, indem er allein zu stehen versuchte. „Laß ihn nicht los,“ rief Rutker dem Mädchen zu, „halt' ihn am Arm und geh' mit ihm thalwärts. Ich komme mit der Mutter nach.“

Er hob bei diesen Worten ohne Anstrengung die Ruhende auf seine Arme und folgte den Vorausschreitenden mit vorsichtigen Schritten. Kaum eine Stunde später öffnete sich ihnen das Schopfheimer Waldthor.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die letzte Zeugin.

Am Tage darauf stand die Kometenwirthin vor ihrer breiten Thür, die ein vielzweigiger Lindenbaum beschattete. Es war Nachmittag, und die beiden Töchter des Stadtschreibers, gerade gegenüber, hatten ihre Spinnräder schon, ehe die Sonne den Steinsitz vor der Thüre ganz verließ, in's Freie hinausgetragen. Ihr Vater war vor einer Stunde nach dem goldnen Kometen hinübergeholt worden und hatte sein Notariatspetschaft mitgenommen. Das Wachs dazu benutzte die Jüngere der Schreibertöchter seit einem halben Jahre, um ihrem röthlichen Haar etwas mehr Ansehn zu geben, einem Waldshuter Vetter zu Liebe, der seit seiner Mündigkeit zwischen der älteren und der jüngeren Muhme schwankte, und über dieses Schwanken mit dem Kopfe zu wackeln begonnen hatte. Daß sich das Wachs beim Schildpattkamm der Jüngsten fand, statt in der zinnernen Notariatskapsel, hatte einigen Lärm im Hause gegeben und das Auffsehen vergrößert, was in der kleinen Stadt schon durch des Schreibers feierlichen Gang in die Kometenherberge veranlaßt worden war. Der Löffler, der sonst neben dem Thore seine Handtierung zu treiben pflegte, hatte seine leicht tragbare Werkstatt, aus einem hölzernen Dreifuß und einem Schurzfell bestehend, vor die Kometenherberge verlegt und

schnitzte schiefe und krumme Löffel, ohne sein Auge von den Fenstern des obern Stocks zu lassen; denn hier kam der Schreiber von Zeit zu Zeit mit wichtiger Miene, die Feder hinterm Ohr, zum Vorschein. Vor Allem aber trieb sich der Heckenjäger in der Nähe der Herberge um. Er hatte mit halbem Ohr Dieß und Jenes gehört, und jagte der Hallbardenwirthin mit seinen Erzählungen von dem Teufel und seiner Großmutter das krause Haar zu Berge, daß sie's nur immer wieder schlicht zu streichen hatte. „Dahin mußt's mit dem Hochmuth kommen," sagte sie einmal über das andre, so laut wie sie nur des harthörigen Nachbars wegen zu reden brauchte, um daß er ja seiner Schnur, der Kometenwirthin, es wieder überbrachte. „Rümpft das Weibsbild die Nase, als könne sie ganz Schopfheim in die Ledertasche stecken, und nun stinkt's wie Pech und Schwefel in ihrem Quartier, daß man hier den Rüssel zuhalten möcht'. Der Pfaff' ist auch schon hineingeschlüpft. Habt nur auf den Schornstein Acht, daß die alte Hexe nicht davon fliegt, ohne daß wir ihr eins nachwettern!"

Wer aber am meisten zu raisonniren hatte, das war der Rheinfelder Bartdoctor, den ein Geschäft nach Schopfheim herübergeführt hatte, und der vor der Kometenherberge über die Einfalt gewisser Quacksalber, die sich Doctortitel beilegten, anzügliche Reden führte. Der Lörracher Apotheker, auf den die Stichelreden gemünzt waren, erschien, so oft der Bartdoctor seine Meinung von Neuem von sich gegeben hatte, mit einem Kugelglase am Fenster und guckte sehr verächtlich auf die Straße und sehr bedächtig in die Flüssigkeit

des Glases, aus deren Farbe und Beschaffenheit er nach damaliger Bas'ler Mode alle Krankheiten erkennen zu können behauptete. Da er über den Erfolg seiner Cur große Bedenken hatte, versäumte er nicht, den Kopf zu schütteln und die Brauen in die Höhe zu ziehen, so oft er das geschüttelte Glas einer neuen Prüfung unterworfen hatte.

Die Kometenwirthin ließ sich durch die Neugierde ihrer Nachbarn nicht mehr stören, als durch des Bartdoctors ungebührliche Anspielungen. Sie hatte in ihrer Rosenzeit den ehrsamen Antrag eines Rheinfelder Kürschners von der Hand gewiesen, weil sie nicht begriff, wie man außerhalb Schopfheim leben könne. Seit jenem Ereignisse waren die Rheinfelder auf der Rangleiter der Kometenwirthin noch einige Staffeln tiefer gesunken. Ein jeder Blick, mit dem sie den Bartdoctor bedachte, sagte ihm, daß sie vor Zeiten einem seiner Landsmänner zu einem Korbe verhalf, und drückte das Befremden aus, daß dieser Korb nicht zu einem Maulkorbe für alle Rheinfelder Ruhmredigkeit geworden sei.

Auf der Holzbank unter der Wirthshauslinde saßen einige derjenigen Schopfheimer Bürger, welche sich zu der Kometenherberge in einer Art Schutz- und Trutzverhältniß befanden, und sich gewisse hoffärtige Eigenheiten des Wirthspaares gefallen ließen, um in die patrizische Stellung dieses Paares selbst mit hineinzurücken. Sie mußten zwar öfter, als es bei den andern drei Wirthshäusern der Fall gewesen wäre, beim Eintreffen vornehmer Gäste auf die Seite rücken, die Hüte lüften und ihre Unterhaltung dämpfen, aber sie saßen dafür auch auf demselben Holz, wo „der von Habsburg“ und „der

von Fürstenberg" schon öfter gesessen hatten, tranken aus den nämlichen Krügen, schnitten, wenn's glücken wollte, so ziemlich die nämlichen Gesichter, und standen durch diesen lockern Zusammenhang mit Rittern und Herren auf einem Untergestell, das ihren Mitbürgern denn doch nicht ganz unbedeutend erschien.

Sie bildeten deshalb auch heute durch ihre bloße Gegenwart eine Art Ehrenwache des goldnen Kometen, und die Wirthin, als sie mit eingestemmten Armen vor ihrer Thüre stand, hatte wirklich ein Gefühl, wie's die Hallbardenwirthin ihr zuschrieb, daß nämlich ihre Ledertasche für manche Dinge bei Leibe nicht zu winzig sei.

Noch schnurrten die Spinnräder, zischelten die Nachbarinnen, spottete der Bartdoctor, als der Schreiber mit wichtiger Miene aus der Herberge trat. Er guckte vor sich nieder, als suche er einen Ameisenweg im Sande, hielt Papier, Petschaft und Wachskapsel in der Linken und ließ aus der Rechten langsam genug, um daß die Stammgäste unter der Linde Zeit zum Zählen hatten, ein Goldstück nach dem andern in die Ledertasche gleiten. Der älteste unter den Stammgästen, ein lediger Plattner, der von Nürnberg nach Schopfheim verschlagen war, fühlte den metallischen Einfluß dieses Anblicks so mächtig auf sich wirken, daß er zum fünften Male seit fünfzehn Jahren ernstlich die Frage erwog, ob des Schreibers jüngste Tochter nicht alle Eigenschaften besitze, die einen Hagestolzen noch im Herbste seines Lebens dem Panier der Ehelosen untreu machen könnten.

Der Schreiber war kaum in seinem Hause verschwunden, gefolgt von seinen Töchtern und von den Blicken der herumstehenden Gaffer, als durch die Hinterthüre der Herberge der Leutpriester mit dem Allerheiligsten sich ungesehen entfernte. Der Chorknabe hinter ihm hielt die Finger in der Glocke, damit der Schwengel nicht zur Unzeit Aufmerksamkeit errege. Sie gingen, wie sie gekommen waren, durch den Garten von dannen.

Die Wirthin nur nahm Beider Rückzug wahr, und da der Blick in die Herberge nun nicht mehr gedeckt zu werden brauchte, trat sie in's Haus zurück. Nach einer Weile erst kam sie wieder zum Vorschein. Sie hielt ihr Fürtuch vor den Augen und weinte. Einige der Stammgäste schüttelten theilnehmend den Kopf; es müsse wohl drinnen mit Einem „auf's Letzt" gegangen sein, meinte der Plattner und guckte ohne Absicht in den Becher, den er eben geleert hatte. Der Bartdoctor warf den Kopf in den Nacken und redete noch einigen Alten von Pfuschern und Pflasterschmierern vor; da er aber keinen Anklang mehr fand, fiel ihm ein, daß der Abend heranrücke, und er machte sich auf den Heimweg nach Rheinfeld. Auch die Hallbardenwirthin verschwand in ihrem Hause. Sie hatte den Heckenjäger stumm bei Seite schleichen sehen und glaubte, der harthörige Nachbar nebenan hab' eben die richtige „Auflad" voll, um seiner Schnur das nächste Mittagsbrod zu vergällen. „Glück, wie das dumme Vieh, hat sie freilich," sagte sie im Fortgehen zu sich selbst, „das muß man ihr lassen! Giebt's nicht 'ne Hochzeit bei ihr, so giebt's Kindtauf oder gar einen Leichenschmaus. Mit allem

Schinden und Abackern bringt's unsereins nicht weiter. Denen drüben kommt's im Schlaf!"

Als die Dunkelheit einbrach und die Bürger sich nach und nach in ihre Häuser zurückzogen, ging die Kometenwirthin ungesehen an's andre Ende der Stadt, wo die von Baf'ler Fuhrleuten fleißig besuchte Herberge „zur blauen Peitsche" lag. Sie rief den Wirth in den Stall, und der Wirth holte einen der im Hausflur zechenden Frachtführer herbei, der nach vielem Ob und Aber zwei seiner Elsasser Schimmel gegen unbeschnittene Goldkronen von der Krippe band und sie in einer Viertelstunde nach dem Kometen zu schaffen versprach. Die Wirthin hatte aber ihre Gründe, die erhandelten Pferde nicht aus den Augen zu lassen, und so mußte der Frachtführer denn gleich, sammt den Schimmeln, ihr in die Herberge folgen. Hier wurden nach kurzem Verzuge Sattel und Zaum herbeigeschafft, die Schimmel sicher aufgeschirrt und der Falbe aus dem Stall geführt. Er sah sich ein paar Mal erstaunt nach den schwerfälligen Genossen um, spitzte ein Ohr um's andre und machte einen Ansatz zum Wiehern; da die andern sich indessen nicht entgegenkommend genug zeigten, wendete er sich an die weitzweigige Linde, deren Laub er beschnupperte und bald auch mit fletschenden Zähnen herunter holte.

Mittlerweile war Rutker in die Thüre getreten. Er hielt den Schwarzkopf auf dem Arm und ordnete an, wie der Orgler mit Sigis auf einem der Schimmel in den Sattel zu bringen sei. Als dies glücklich geschehen war, schleppte die Wirthin eine Bank herbei und half Dorly auf den

andern Schimmel hinauf. Dann wurde dem Stalljungen ein halbes Dutzend Fackeln zum einzelnen Verbrauchen in den Arm gegeben, und so setzte der Zug sich nach der Bas'ler Seite hin in Bewegung: der Fackelträger vorauf, dann zu Dreien die Reiter neben einander, Dorly auf dem Mittelpferde, links der Orgler mit Sigis auf der Kruppe, rechts Rutker mit dem schlafenden Schwarzkopfe — jetzt seine wirkliche, unzweifelhaft ihm zugesprochene Tochter. Seine Augen glänzten, als er durch's Stadtthor ritt. Ganz mit seinem Kinde beschäftigt, sah er nicht, daß über Dorly's Wangen Thräne um Thräne niederrann und auf die Mähne des Schimmels tropfte, der unbekümmert und sichern Schritts dem Fackelträger folgte.

Als der Lichterschein verschwunden war, trat die Kometenwirthin in's Haus zurück, und Meinhart stieg schweigend in den ersten Stock, um bei der todten Mutter zu wachen. Diesmal sagte er keine stille Messe vor sich hin. Er blieb am offnen Fenster stehen und blickte, ohne zu reden, nach dem gestirnten Himmel auf. Bis zum Morgendämmern hielt ihn der Anblick fest. In dieser langen Nacht ward er klar über das, was er bis jetzt zu glauben gewähnt hatte, und über das, woran er von nun an unverbrüchlich fest hielt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Nach Jahren.

Die helle Glocke des uralten Kirchleins S. Simeone profeta läutete eben mit der minder wohltönenden der Dominikanerkirche S. S. Giovanni e Paolo um die Wette, und von allen Seiten antwortete das Ave Marialäuten der andern Kirchen und Klöster Venedigs, als sich die Canalthüre eines Palastes öffnete, der neben der kürzlich erst von Sansovino vollendeten Kirche S. Giuliano lag. Ein Mann mit schneeweißem Haupte trat auf die Marmortreppe hinaus, gestützt auf den Arm eines Jünglings, der langsam und vorsichtig den Schritt des alten Mannes leitete und den Polstern der bereit liegenden Gondel noch ein weiches Rückenkissen hinzufügte. Der junge Führer trug sich in schwarzer Kleidung, wie es die venezianische Sitte mit sich brachte, doch prangte ein vollduftender Blumenstrauß, mit goldnen Bändern vielfach umwunden, vorn an seiner Brust und veranlaßte den Alten zu oft wiederholten, lächelnden Seitenblicken. Nachdem dieser in der Gondel saß, wendete der Jüngere sich wieder nach der Treppe zurück, als eben auf derselben ein stattlicher, wenn schon etwas gebeugter Mann erschien, der ein junges Mädchen am Arme führte. Sie war schlanken Wuchses, frischer Farbe und schwarzen Haares; ein Kranz von duftender Orangeblüthe lag um ihre Schläfen und wett-

eiferte an sauberer Weiße mit dem Kleide von schwerem Atlas, das bei jeder Bewegung der Braut in neuen Falten blitzte. Sie hielt ein rothes Meßbüchlein in der Hand und guckte, ehe sie die Gondel bestieg, das Wasser, den Himmel, das Abendroth und die von seinem Schein vergoldeten Ruder der vorübergleitenden Gondeln mit solcher Fülle von Daseinswonne an, daß den Jüngling einen Augenblick der Wahn beschlich, die Sonne werde noch einmal dem Meere entsteigen, um sich den Anblick so glücklicher Menschen nicht entgehen zu lassen. Als sie neben dem Alten Platz genommen hatte und nach seiner Hand suchte, fand sich's, daß er sie heute nicht neben sich dulden wollte; eine Bank mit goldgestickter Decke war im Vordertheil der Gondel für das Brautpaar bereit; da, gab er ihr zu verstehen, sei heute ihr Platz, und dahin wies er auch den Jüngling, als sich derselbe eben an die andre Seite des Greises setzen wollte. Ein Lächeln, halb Wehmuth, halb dankbare Freude, umspielte die Lippen des auf der Treppe noch Stehenden, als er das geschmückte Paar auf seinem Ehrenplatze sich einrichten sah. Er nickte der Tochter freundlich zu und stieg dann ebenfalls in das schwanke Schiff, wo er sich neben dem Greise niederließ. Das Gondeldach war für die feierliche Fahrt beseitigt worden und ein karmoisinfarbener Sammetbaldachin vertrat seine Stelle.

Mit langsamen Ruderschlägen trieb der bebänderte Gondolier das Schiff von der Treppe fort und seinem Ziele zu, — der Kirche S. Francesco della Vigna, einem angrenzenden Kloster von Franziskanerinnen zugehörig. Ein Ver-

mächtniß von unbekannter Seite hatte dieser noch neuen Kirche die Mittel verschafft, den musikalischen Theil des Gottesdienstes zu einer Vollkommenheit zu bringen, wie sich dessen unter Adrian Willaert und später unter Roor von Mecheln nur noch der Dom von San Marco rühmen konnte. Die Seele dieser Kapelle war der Greis in der Gondel; der Jüngling mit dem Blumenstrauße vertrat seine Stelle, so oft Gichtanfälle den alten Tonmeister zu Hause hielten; er war der Kapelle so werth geworden, daß seit seine Verlobung bekannt und, wegen der Ordensregeln, sein Rücktritt zur wahrscheinlichen Unvermeidlichkeit geworden war, die Priorin sich seinetwegen beim Pabste verwendet und den nöthigen Dispens ausgewirkt hatte.

Während die geschmückte und mit fröhlichen Evviva's begrüßte Gondel durch die vielen Canäle der Lagunenstadt auf Umwegen ihrem Ziele zustrebte und das still beisammensitzende Paar aus vorübereilenden Gondeln und von den nahgelegenen Balkonen mit Blumen beworfen wurde, saßen im Hintergrund des Schiffes die beiden Männer nebeneinander und ließen ihre Blicke bald auf den glücklichen Kindern, bald auf den freudig theilnehmenden Gesichtern der Begegnenden ruhen.

„Ich wünsche noch immer mehr Zeugen des heutigen Tages herbei," hob Rutker zum Orgler gewendet an, und betrachtete mit inniger Freude das Mädchen im Brautkranze, wie's eben den Kopf nach der Seite ihres flüsternden Begleiters neigte. „Hätten wir doch Dorly kommen lassen! Wie würde ihr der geschmückte Bruder in seinem veneziani-

schen Kleide gefallen! Und der Schwarzkopf, mein' ich, wahrlich nicht minder. Aber Ihr tragt der Dorly noch nach, daß sie zu den Evangelischen übertrat. Und dem Meinhart nun gar! Ich weiß, über den Punkt darf man nicht mit Euch rechten."

Der Orgler wiegte den Kopf, als wollte er sagen, „Ihr habt recht, den Cuonrad macht Ihr in seinen alten Tagen nicht mehr anders, als er ist!"

„Ich hab' in den letzten Wochen," fuhr Rutker fort, „mehrmals daran gedacht, die Sache wieder vorzubringen. Aber Ihr waret, als ich's zuerst erwähnte, so entschieden gegen alle Versöhnung, daß ich unser Fest zu trüben glaubte, wenn ich Euch nochmals zuredete, mit ihnen vorher Frieden zu schließen. Jetzt thut mir's fast weh, daß ich's unterließ. Um Eurer selbst willen nicht minder, als um unser Aller willen! Man hat im Leben mit so manchen Feindlichgesinnten zu kämpfen, daß man gute Menschen, wo immer sie uns nahe kommen, als ein Geschenk des Himmels betrachten sollte, das man werth zu halten hat."

Der Orgler wiegte von Neuem den Kopf. Rutker aber, der mit seinem Gedankenzuge einmal in die Heimath zurückschweifte, beachtete es nicht. „Wäre Alles im guten Gleise," hob er wieder an, und blickte auf die klare Wasserfläche, „da gingen wir zwei auch noch einmal über die Alpen, die Kinder müßten mit, und wir verlebten dann die schlimmsten Sommermonate Venedigs künftig immer drüben in der kühleren Schweiz. Geschieht's nicht bald, da vergeß' ich ganz, wie mein väterlich Schloß und Gut nur aussah. Die Ein-

drücke unsres letzten Aufenthalts dort sind mir fast schon aus dem Gedächtniß gekommen, denn Euch ließ es damals ja keine Ruhe unter den Evangelischen, und Ihr drängtet zur Abreise. Wißt Ihr noch? Am Tage nach der Hochzeit schon waren wir auf und davon."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Orgler und spielte mit dem Finger auf dem Bord der Gondel.

„Wäre nur damals eine Orgel aufzutreiben gewesen," fuhr Rutker fort, „Ihr hättet mir in die Kirche folgen müssen, statt daß Ihr draußen auf dem Kirchhof umherschlendertet, um nur Euren Willen durchzusetzen. Aber die Zwinglianer waren auch Querköpfe wie Ihr, und da ging Jeder seinen eignen Weg. Gelt! Ihr hättet mir sonst die Orgel spielen müssen! Sie hatten's Beide nicht um uns verdient, daß wir ihren Ehrentag nicht zusammen einträchtig verschönern halfen. Mir ist's immer, als hätte ich selbst damals auch nicht genug gethan, ob ich gleich mit am Altar stand und den Bauern hernach Tanz und Freibier gab, wie sie's nur wünschen mochten. Nun, Meinhart und Dorly haben uns nicht entbehrt; sie waren einander gut; was braucht's da weiter? Einen Tischgast mehr hat's auch Jahr für Jahr gegeben. Da ist Anlaß genug, an Andres zu denken, als an uns zwei alte Murrköpfe."

Rutker verzog keine Miene, als er sich dem Greise als Altersgenossen zutheilte, wie er es allemal zu thun pflegte, wenn der Orgler seine Hartnäckigkeit durch seine Jahre zu rechtfertigen meinte. Dieser aber, schon eingeweiht in die Art und Weise des Jüngern, ließ sich die Zusammenstellung

gefallen und begnügte sich mit einem Kopfschütteln, das der Andre nach Belieben auslegen mochte.

Als Rutker nicht fortfuhr, begannen die angeschlagenen und nicht zur harmonischen Auflösung gediehenen Töne den Orgler zu drücken. Er sah sich ein Mal über das andre nach dem Schweigenden um, als wollte er sagen: „Fahr' doch nur fort, den alten Widerhaar tüchtig auszuschelten!" und klopfte endlich die Schulter seines Begleiters. Rutker sah sich nach ihm um. „Ihr habt am Ende," sagte der Greis, „doch weiter gesehen, als der alte Cuonrad. Es war mir seit heute Morgen etwas nicht recht; ich wußt' selbst nicht was; ich glaub', die Spannung mit den beiden Leutchen daheim wird's gewesen sein."

„Seid ihnen jetzt nur gut!" erwiderte Rutker, dem Gedankengange des Orglers bereitwillig entgegenkommend, „da steht Ihr noch einmal so leichten Herzens am Altar, wenn's an's Einsegnen geht. Wollt Ihr?"

„Ich will's!" sagte der Orgler. „Vergeben und Vergessen ist auch kein schlechtes Gebot, obschon es nicht unter den zehn Geboten des Moses Platz fand."

„Im Vaterunser beten's Katholiken wie Evangelische," ergänzte Rutker. „Und nun soll auch kein trauriger Gedanke mehr den schönen Abend trüben. Ihr habt mir die Brust ordentlich weiter gemacht. Mög's Euch gleich gut zu Muthe sein."

Der Orgler nickte mit dem Kopfe. Er ließ seine Augen nicht von dem geschmückten Paare, und sein Mund lächelte ohne Unterlaß. „Hatt' ich doch immer eine Ahnung," sagte

er zu sich selbst, „daß der Sigis und der Schwarzkopf für einander geschaffen seien. Was die Jahre aber geschwind laufen! Wie lange ist's denn her, als sie noch im alten Hühnerkorbe zu sitzen pflegte, während der Sigis geigte, und daß sie allemal tanzte, sobald ich einnickte, wo ich mir dann hinterdrein den alten Graukopf zerbrechen mußt', wie ich mich dabei nur benehmen sollt'? Und das Dümmste fiel mir gewiß immer zuerst ein. Aber der da Oben hat's besser verstanden als ich, hat noch Alles zum Guten gewendet und die Alte am Athem erhalten, bis das Geheimniß endlich heraus war. Gott im Himmel!" setzte er halb vernehmbar hinzu, „Wer hätt' den armen Kindern sonst zusammen helfen können!" Er ließ das Haupt sinken und sann den Räthseln nach, mit denen die Schicksale der Menschen durchwoben sind.

Rutkers Gedanken schweiften inzwischen auf andrer Fährte. Die Gondel hatte den großen Canal erreicht, und beim Einbiegen in denselben fiel sein Blick auf die Cã doro. Der Palast war noch immer nicht wieder bewohnt, obschon ihre Besitzerin Venedig für alle Zeit verlassen zu haben schien. Wohin sie sich gewendet hatte, wußte Niemand. Der Fiscus war schon einmal aufgefordert worden, für Rechnung der Republik das verödete Gebäude zu veräußern; doch ergab sich bei näherer Prüfung, daß die gesetzliche Zeit, nach welcher Verschollene ihres Eigenthums verlustig erklärt wurden, noch nicht verstrichen war. Und Rutker? Er hatte bei seiner Rückkehr nach Venedig noch einmal Tomasa's Spur nach allen Richtungen verfolgt, hatte selbst Reisen in die Fremde

unternommen, um Andeutungen, die ihm wurden, nicht der Ermittelung von weniger nah Betheiligten zu überlassen, hatte Cypern besucht und die Gewißheit erlangt, daß nach ihm die Vermißte die Insel seiner Verbannung betrat. Alle weiteren Fußstapfen aber verloren sich in dem immer von Neuem durchfurchten und immer wieder sich glättenden Meere. Die ganze Ausbeute seiner jahrelangen Forschungen war für ihn die Beruhigung, daß er kein Mittel unversucht gelassen habe, war aber auch die Heiligkeit ihres Andenkens, wie sich's aus den Schlacken der Verstimmung und Bitterkeit nach und nach wieder in ihm emporgearbeitet hatte. Was Venedig über sie sprechen mochte, er hörte es nicht mehr; traf es aber doch einmal unversehens sein Ohr, da fühlte er, es sei nicht sie, nicht die wahre Tomasa, von der man redete; eine Larve nur sei's, die sich der Neid selbst erfunden hatte, um seinen Witz daran zu üben; ein bloßes Schattenbild, in das die Mißgunst hineinlegte, was ihr selbst natürlich war. Und versuchte es ja ein unbewachter Augenblick, ihn wieder in das Gespinnst von Gerüchten zu verstricken, die Tomasa's Ruf verdunkelten, da rief er alle liebsten Erinnerungen wach, um daß sie der Geliebten Bild in seiner Brust vor seinen eigenen Gedanken behüten und ihm den unentbehrlichen Halt bewahren möchten: an sie glauben zu dürfen.

Mit den besten Gefühlen, die ihn Tomasa je eingeflößt hatte, gedachte er ihrer, als die Gondel an der Cã doro vorübertrieb. Und erst, als das Auge der jungen Braut, das dem seinen gefolgt war, sich von dem verödeten Palaste ab-

wandte, durchzuckte ihn der alte Schmerz, der ihm immer beim Anblicke des verhängnißvollen Hauses die Frage wieder zurief: Wo weilt Tomasa? Ist sie wirklich todt?

Seine Stirn hatte sich noch nicht entwölkt, als die Gondel an dem Traghetto landete, von wo aus wenige Schritte nach der Franziskanerkirche führten. Treppe und Kirchweg waren mit Blumen bestreut. Weiber und Mädchen drängten sich in dichter Reihe zu beiden Seiten und die den Italienerinnen so geläufigen Schmeichelrufe: O che bella Signora! o che bei occhi! tönten freigiebig durch die Luft. Als der bräutliche Zug die Kirche erreichte, war das Mittelschiff schon mit Neugierigen überfüllt. Auch hinter den hohen Gitterfenstern, welche, von der Klosterseite aus, den Einblick in die Kirche gewährten und hinter denen die Nonnen der Messe beizuwohnen pflegten, kamen umhüllte Gesichter zum Vorschein, junge und alte, wie sie nur den zahlreich umherstehenden Bettlern von ihren Besuchen in dem Speisungsvorsaal des Klosters wohl bekannt waren. Die beste Schülerin, welche der Orgler unter den Nonnen für sein Instrument herangebildet hatte, spielte auf der kleinen Klosterorgel seinen Lieblingschoral, und diese leise aus dem vergitterten Auditorium herabzitternden Töne empfingen den Brautzug, sobald er den Altar betrat.

Das Paar kniete unter dem von rothgekleideten Meßknaben gehaltenen Baldachin. Ein Franziskaner im langen Barte las aus schwerem, messingbeschlagenem Buche die herkömmlichen Satzungen ab, mit denen die jungen Ge-

nossen und ihre Zeugen vor der Einsegnung sich einverstanden erklären mußten. Dann gab er die vorher entgegengenommenen Goldringe zurück, und als das übliche „Si, io voglio!" von beiden Brautleuten ausgesprochen war, legte er ihre Hände zum unlösbaren Lebensbunde in einander.

Als der Mönch sich wieder nach dem Altar wendete, erhob sich Sigis, und Sibylla folgte seinem Beispiel. Sie hatte nicht geweint, ob ihr auch beim Eintritte in die Kirche der festliche Schmuck, die Töne der Orgel und die zahlreich versammelte Zuhörerschaft das Herz einen Augenblick beklommen gemacht hatten. Das Gefühl, das auf der Herfahrt in der köstlichen Abendkühle sie beherrscht hatte, dasjenige unaussprechlicher Daseinsfreude, dankbarer Glücksgewißheit, hielt auch in der Kirche vor; sie hätte Sigis um Alles gern unablässig bei der Hand gehalten; da sich's nicht machen ließ, sorgte sie dafür, daß einer seiner Handschuhe in ihren Händen blieb, und erst als Sigis aufstand und ihr den Arm reichte, gab sie das Pfand seiner Nähe zurück.

Inzwischen hatte des Orglers Ohr sich nach dem Chore hinüber gewendet, von wo herab die Kapelle ihren alten Meister durch ein zu dieser Gelegenheit eigens von Rom verschriebenes Musikstück feierte. Es war der Schluß der Improperia von Palestrina, damals neu und in Venedig noch nicht vernommen, eins jener ernsten Wunderwerke des kunstreformatorischen Meisters, die noch heute in der Charwoche Roms dem Hörer die ewige Berechtigung echter Kunst zu Gemüthe führen. Als sich die Stimmen in strenger Ein-

fachheit durch einander schlangen und vor des Orglers Geist den rhythmischen Zauberbau ausführten, den nur das Ohr begreift und den doch alle andern Sinne deutlich in sich wirksam zu fühlen meinen, gebannt von der mächtigen Erregung des einen Sinns, des Gehörs; als die Töne schwellten und nachließen und wieder gewaltig anwuchsen, ohne dennoch die Seele aus ihrer Sammlung aufzustören; und als dem Greis die ungeahnte Entwickelung der ihm zur Lebensgefährtin gewordenen Kunst, der musica sacra, so erhebend und doch auch so überwältigend nahe trat; — da überkam ihn eine unbezwingbare Rührung und er faltete vergebens die Hände vor den Augen, um seine Thränen zurückzuhalten. Sie flossen und waren noch nicht versiegt, als der letzte Ton leise an der Kirchenwölbung verzitterte und der Sacristan durch Auslöschen der Kerzen zu verstehen gab, daß es Zeit sei, an den Rückzug zu denken. Zwischen Sigis und Sibylla, von Beiden liebevoll geleitet, trat der Orgler aus der Kirche und begab sich nach der mit bunten Lampen verzierten Gondel. „Fahret vorauf!" hatte Rutker ihnen zugerufen, als ihn ein Kirchendiener, gleich nach dem Schluß der Musik, aus dem Altargehäge geholt hatte, der Orgler meinte: zur Erledigung einiger landesüblichen Förmlichkeiten, mit denen Rutker schon besser vertraut sein mußte, als seine erst später eingebürgerten Begleiter.

Diese trug die strahlende Gondel auf spiegelnder Meereswelle ihrem Ziele zu. Geschmückte Schifflein voll fröhlicher Menschen gaben ihnen das Geleit. In der Mitte der glücklichen Kinder, auf der mit gestickter Decke ausgezeichne-

ten Bank im Vordertheile der Gondel, saß der Orgler, und er ließ sich den Ehrenplatz wohl gefallen.

Während das Kleeblatt in traulicher Umschlingung dem Canal grande zusteuerte und jeder von den Dreien meinte, so schön habe das Meer noch nie den Sternenhimmel abgespiegelt, war Rutker dem Winke gefolgt, der ihn von den Seinigen fortrief. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand, in das er hineinstarrte, als könne er den Sinn der wenigen Worte nicht fassen, und immer las er von Neuem: „non sono morta — Tomasa." „Ich bin nicht todt!" wiederholte er, „non sono morta!" und vor seinen Augen bebten die Buchstaben in solcher Verwirrung, daß er schon beim zweiten Lesen den Namen nicht mehr entziffern konnte. „Stand nicht Tomasa unterschrieben?" wollte er dem Vorauseilenden zurufen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst, und mehr taumelnd, als schreitend, folgte er durch die dunklen Gänge, welche in's Kloster führten.

Nach vielem Hin- und Herbiegen erreichten sie einen schwach erleuchteten Saal, den ein hohes Eisengitter in zwei Hälften theilte. Die Wände waren schmucklos; einige Holzstühle standen diesseits und jenseits der Scheidewand und zwar so an einander gerückt, daß sich erkennen ließ, je zwei hatten der besuchten Nonne und dem sie besuchenden Angehörigen zum Sitze gedient; jenseits die Abtheilung der Klosterschwestern, diesseits diejenige der in den Sprechsaal zugelassenen Verwandten. Rutkers Herz pochte hoch, als der Führer ihn verließ und seine Tritte an der Wölbung des Ganges verhallten. Er stützte sich gegen das Gitter und versuchte es,

von Neuem den Inhalt des Zettels zu lesen. Aber die Hand zitterte ihm so heftig, daß kein Wort zusammenzubringen war.

Noch stand er so mit gesenktem Haupte da, als eine schwarz gekleidete Nonne lautlos in der Thüre jenseits des Gitters erschien und in langer Betrachtung ihr Auge auf ihm ruhen ließ. Sie drückte die Rechte auf's Herz und machte zu wiederholten Malen vergeblich den Versuch, ihm näher zu treten. Dann lehnte sie ihr Haupt gegen den Thürpfosten, ohne ihr Auge abzuwenden und schaute unverwandt nach dem Manne am Gitter hinüber. Allmälig schien sich ihre Bewegung zu legen, sie zog die Hand vom Herzen zurück, und als Rutker endlich auf und nach der Thüre sah, begegnete ihm ein Blick, so voll sanfter Wehmuth, daß er ihn schmerzlich und doch beruhigend bis im tiefsten Herzensgrunde zu fühlen wähnte. Eine Weile blickten sie einander sprachlos an. Keins von Beiden wagte sich zu bewegen. Traumartig war ihnen zu Sinn. Sie fürchteten, ein Wort könne sie wachrufen und in nichts zerfließen machen, was unglaublich vor ihren Augen stand. Die tiefe Stille rings umher, das ungewisse Licht der Ampel, die nächtliche Stunde vereinigten sich, um in die Umgebung Beider etwas Verzaubertes zu legen, das sie dem Zustande zwischen Schlaf und Wachen verfallen erscheinen ließ und ihnen fast die Fähigkeit raubte, sich ihm zu entwinden.

Endlich richtete sich Rutker in die Höhe. „Tomasa!“ rief er mit halb versagender Stimme, und streckte die Hände gegen sie aus. „Bist Du's in Wirklichkeit?“

Die Nonne trat unhörbar näher. „Ich bin's!“ sagte sie

leise, aber mit festem Tone. „Ich bin's! Gesegnet seist Du, Freund meiner Seele. Gelobt sei die Madonna!"

Sie ergriff mit beiden Händen die durch das Gitter strebende Rechte des Wiedergefundenen und blickte in die Höhe, als sei ihr ganzes Empfinden zu einem Dankgebete geworden. „Einzige, liebe Hand!" flüsterte sie, ohne den Blick zu senken. „Nun kann ich ruhig sterben! Gelobt sei die Madonna!"

Rutkers Hand zitterte. „Nicht sterben!" rief er, „leben, aufleben! Was will dies Gefängnißgitter zwischen Dir und mir? Find' ich Dich wieder, um Dich für ewig zu verlieren?" Er griff in die eisernen Stäbe, daß sie sich bogen und daß die Klammern, welche das Gitter in der Wand festhielten, ächzend nachgaben.

Die Nonne legte ihre Hand auf die seine. „So nicht, mein Freund!" rief sie, und wieder fühlte er sich von ihrer Ruhe wie gebannt; „Deine Locken sind grau, die meinen fielen unter der Klosterscheere, wir haben verzichtet und verschmerzt. Schleudre mich nicht grausam aus meinem Frieden in die Ruhelosigkeit zurück."

Rutkers Brust hob sich in schwerem Kampfe. Noch einmal richteten sich in ihm alle Ansprüche an das Leben verlangend und gebieterisch auf. Noch einmal tobte in ihm der Zorn gegen die äußere Fessel, die sich ihm hier als Klosterzwang in den Weg warf und ihn besonnen hinnehmen ließ, was ihm das Schicksal kärglich zuzumessen beliebte. Noch einmal empfand er für die Jugendgeliebte die ganze lodernde Innigkeit, die er längst erstorben glaubte, für die er die

Fähigkeit verloren zu haben wähnte. Aber wie ein Schatten zog es plötzlich über seine Züge. Eine schlimme Erinnerung stieg auf; ein Verrath an eben diesem Wesen, nach dem er die Hände auszustrecken gewagt hatte; ein Treubruch, der Opfer über Opfer schon gefordert und eine Scheidewand zwischen ihr und ihm aufgerichtet hatte, unerschütterlicher als das zerbrechliche Klostergitter; ein Riß in das Band, das sie und ihn verknüpft hatte, ein Riß, der mit allen Dornenstichen des Schicksals nicht wieder zusammenzufügen war, der fortklaffte, so lange dies Band nicht durch ein andres ersetzt war, so lange er die Jugendgeliebte in ihr erblickte, nicht die Freundin, der er über Trümmern, geläutert, aber auch entsagend, die Hand reichen durfte.

Ein Geständniß schwebte auf seinen Lippen. Er blickte ihr in's Auge und suchte nach Worten, um seine Seele von der Last des Unausgesprochenen zu befreien.

Tomasa sah's und ahnte, was sich Bahn brechen wollte. Sie zitterte davor. Was er ihr verborgen wähnte, das eben hatte sie in diese Mauern getrieben, hatte den Entsagungskampf ihr verkürzen helfen, hatte ihr die Ruhe gegeben, nach der sie in unbefriedigtem Sehnen und Hoffen so lange vergeblich die Arme ausgestreckt hatte. Aus allen ihren Träumen durch eine flüsternd zu ihr gelangte Kunde jäh aufgestört, war sie wunschlos und verarmt zur Wirklichkeit erwacht, und erst die Klosterstille hatte die beschönigende, begütigende, versöhnliche Stimme des Herzens wieder zu Worte kommen lassen, die ihr allein Heilung und Trost in ihrer Erstarrung zutragen konnte. Wie sich in Rutkers Brust das

Bild der Verleumdeten im Sturm der Zeiten wieder abgeklärt und geläutert hatte, so nahm auch in ihrem Herzen ein Jahr nach dem andern für den Urheber ihres Leids Parthei, und wie sie ruhiger und in sich gefaßter wurde, trat nur das eine Sehnen von Neuem in den Vordergrund, ihn wiedersehen und ihm durch Blick und Wort sagen zu dürfen, wie doch sein Bild unwandelbar für alle Zeit in ihrer Brust seinen Tempel habe.

Das sagte sie ihm. Er wollte reden. Sie beschwor ihn, dem Vergessen sein Recht zu gönnen. Er glaubte, sie zu verstehen. Seine Hand griff nach der ihren; sie reichte sie ihm, und Beide schwiegen.

Aber in ihnen redeten die guten Stimmen fort. Sie sprachen ihnen von künftigen, stillen Morgenstunden, wo die Nonne hinter dem Gitter der Gallerie dem Klange der Orgel lauschen und in das vom Sonnengold durchglühte Schiff der Kirche hinabblicken werde, hinab auf einen ernsten Mann mit grauem Haar und auf ein schönes, blühendes, junges Weib, das ihn Vater nannte und mit ihm allmorgendlich denselben Klängen lauschte. Sie sprachen ihnen von Abendstunden, wo eine wohlbekannte Gondel die nämlichen Gestalten aus der schwülen Canalluft in die Kühle desselben Gotteshauses bringen und wo sich ein Greis im Silberschmuck in ihrer Mitte finden werde, der oft mit zufriednem Lächeln nach dem Chor und dem Abendpsalm der Kapelle hinaufblickte, der Kapelle, welche einer Schenkung von unbekannter Hand ihr Entstehen verdankte — nur die Nonne kannte diese Hand und wußte, wessen Ring sie einst schmückte.

Und von spätern Tagen sprachen ihnen auch die nämlichen Stimmen, wie sie immer stiller und stiller werden würden, bis der Platz hinter dem Gitter und endlich auch der im sonnendurchglühten Schiffe leer blieb, und im Kreuzgang und auf der Insel, von der nur der Fährmann heimkehrt, geschaufelt und gegraben wurde, während über Erdendunst und Erdenleid erhoben, hoch im blauen Äther, zwei Seelen sich begegneten, die lange, ach wie lange! auf Erden vergeblich zu einander strebten und sich nun in alle Ewigkeit nicht wieder zu lassen brauchten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.